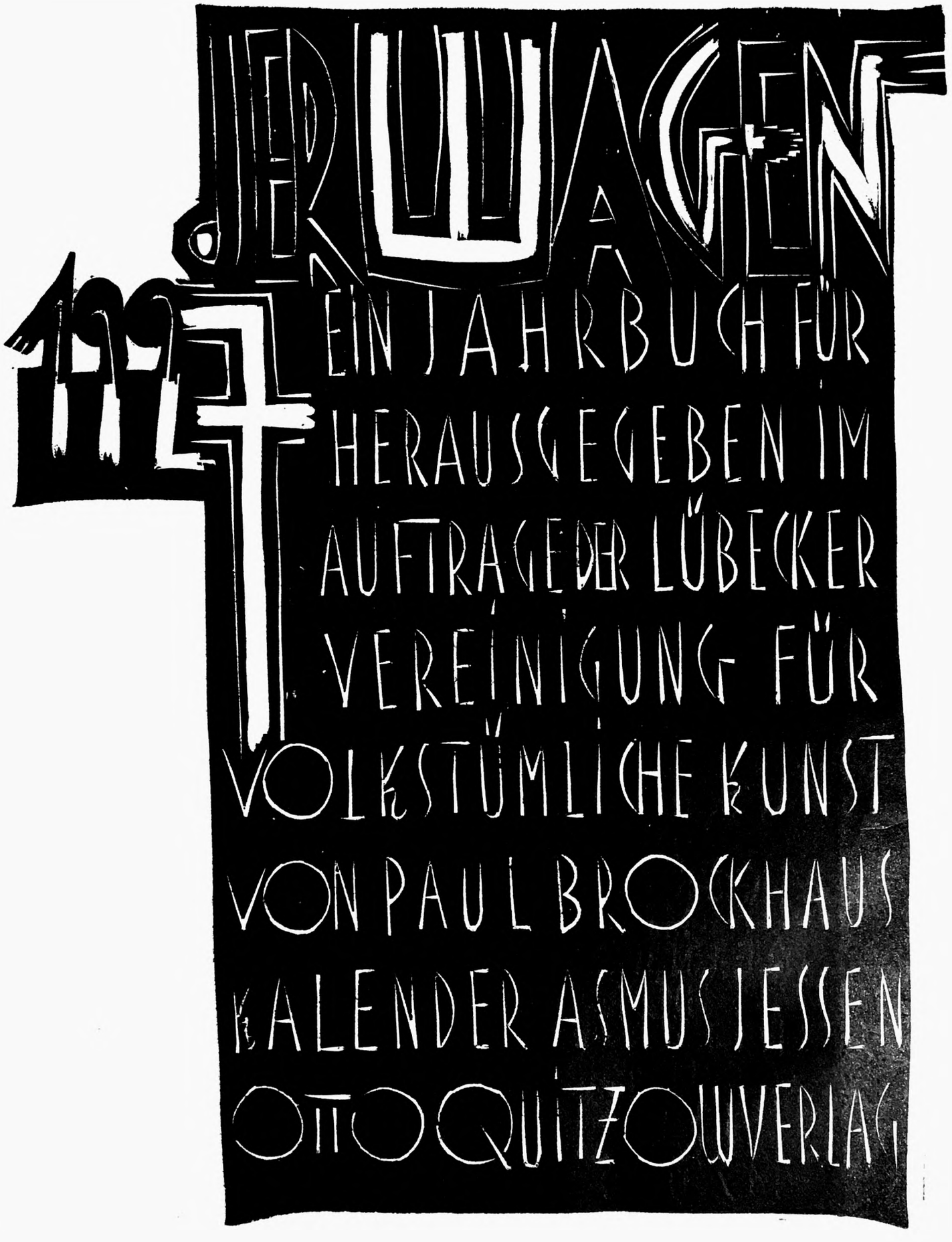
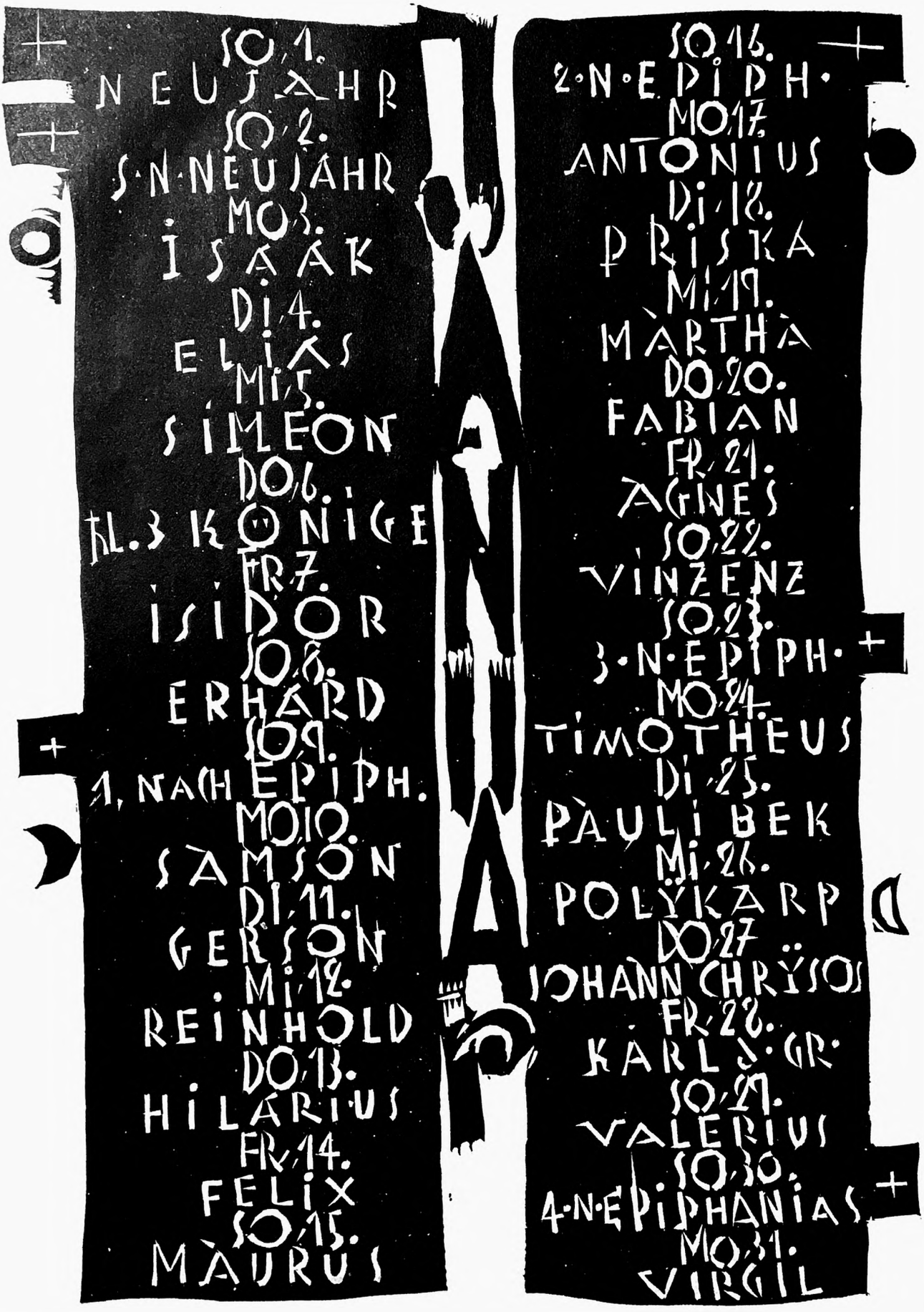
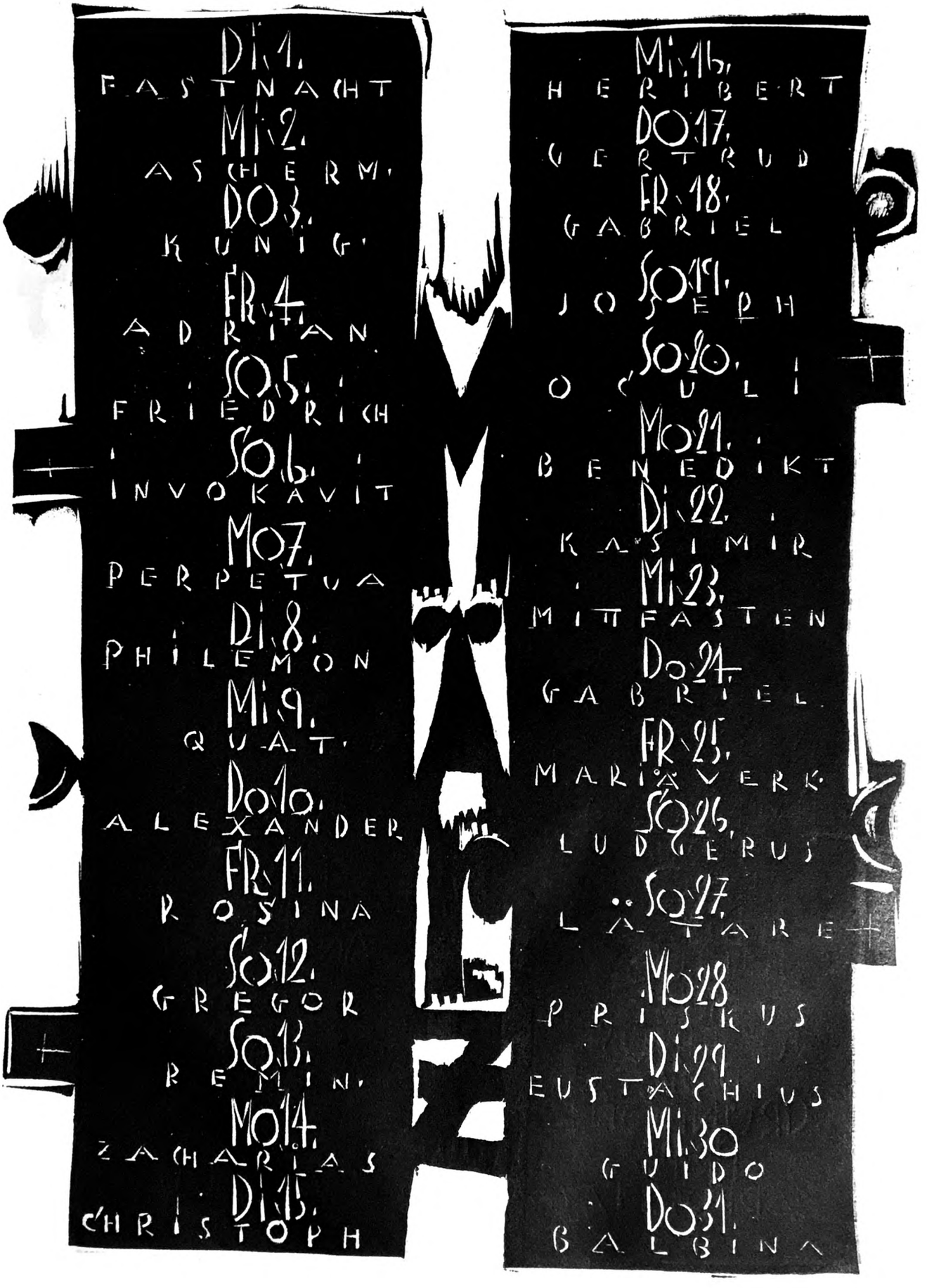
1924
Der Wagen
EIN JAHRBUCH

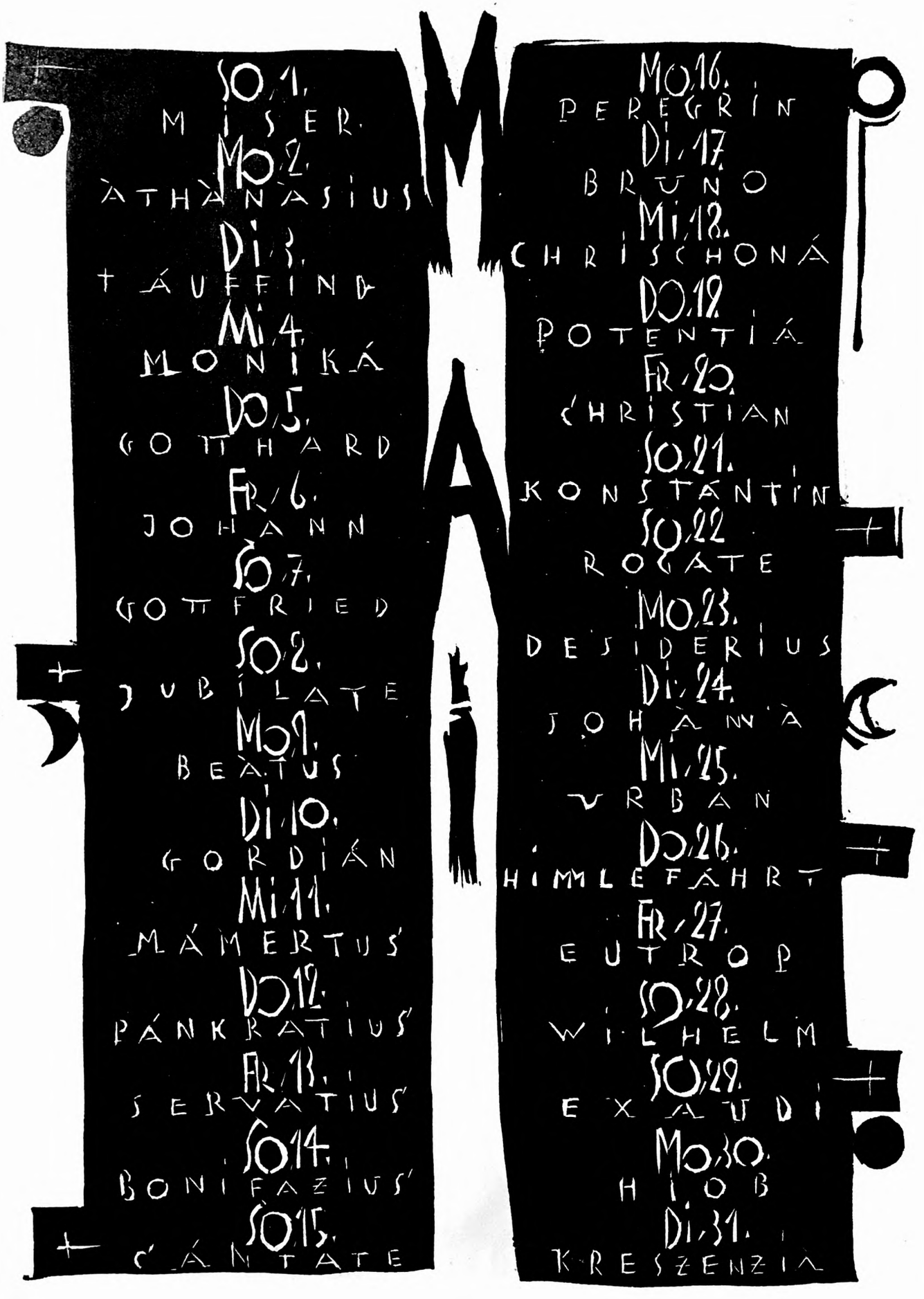

1927
JERUAGEN
EIN JAHRBUCH FÜR
HERAUSGEGEBEN IM
AUFTRAGE DER LÜBECKER
VEREINIGUNG FÜR
VOLKSTÜMLICHE KUNST
VON PAUL BROCKHAUS
KALENDER ASMUS JESSEN
OTTO QUITZOW VERLAG

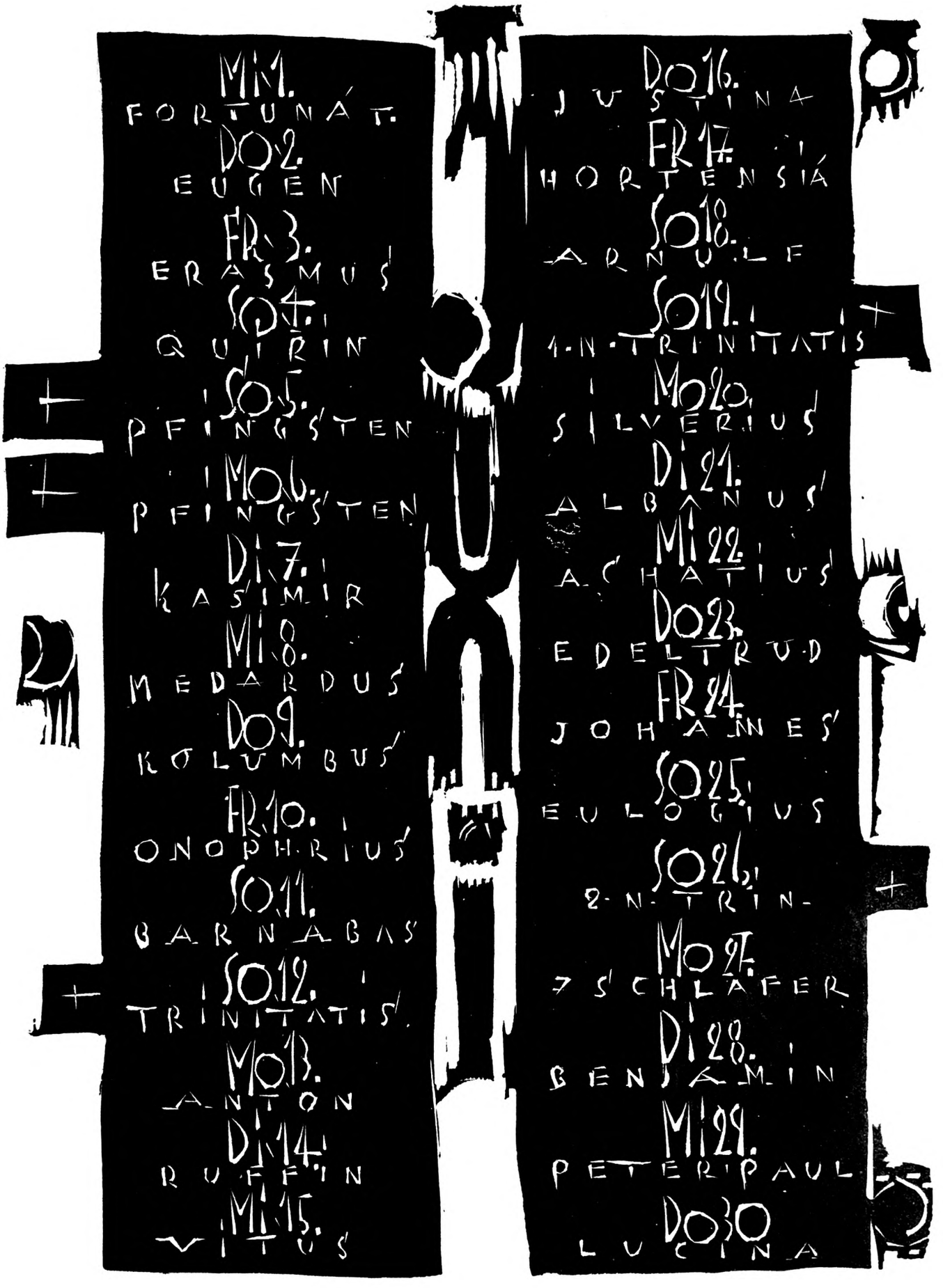

SO 1.
NEUJAHR
SO 2.
S·N·NEUJAHR
MO 3.
ISAAK
DI 4.
ELIAS
MI 5.
SIMEON
DO 6.
HL.3 KÖNIGE
FR 7.
ISIDOR
SO 8.
ERHARD
SO 9.
1. NACH EPIPH.
MO 10.
SAMSON
DI 11.
GERSON
MI 12.
REINHOLD
DO 13.
HILARIUS
FR 14.
FELIX
SO 15.
MAURUS
SO 16.
2·N·EPIPH·
MO 17.
ANTONIUS
DI 18.
PRISKA
MI 19.
MARTHA
DO 20.
FABIAN
FR 21.
AGNES
SO 22.
VINZENZ
SO 23.
3·N·EPIPH·
MO 24.
TIMOTHEUS
DI 25.
PAULI BEK
MI 26.
POLYKARP
DO 27.
JOHANN CHRYSOS
FR 28.
KARLS·GR·
SO 29.
VALERIUS
SO 30.
4·N·EPIPHANIAS
MO 31.
VIRGIL

Di. 1.
BRIGITTA
Mi. 2.
MARIÄ L.
Do. 3.
BLÄSIUS
Fr. 4.
VERONIKA
So. 5.
AGATHA
So. 6.
5. N. EPIPH.
Mo. 7.
RICHARD
Di. 8.
SALOMON
Mo. 9.
APOLLONIA
Do. 10.
SCHOLASTIKA
Fr. 11.
EUPHROSINA
So. 12.
EULALIA
So. 13.
SEPTUAG.
Mo. 14.
VALENTIN
Di. 15.
FAUSTIN
Mi. 16.
JULIANA
Do. 17.
DONATUS
Fr. 18.
SIMEON
So. 19.
GABINUS
So. 20.
SEXAGES.
Mo. 21.
FELIX
Di. 22.
PETRI STUHLF.
Mi. 23.
JOSUA
Do. 24.
MATTHIAS
Fr. 25.
VIKTOR
So. 26.
NESTOR
So. 27.
ESTOMIHI
Mo. 28.
ROMANUS

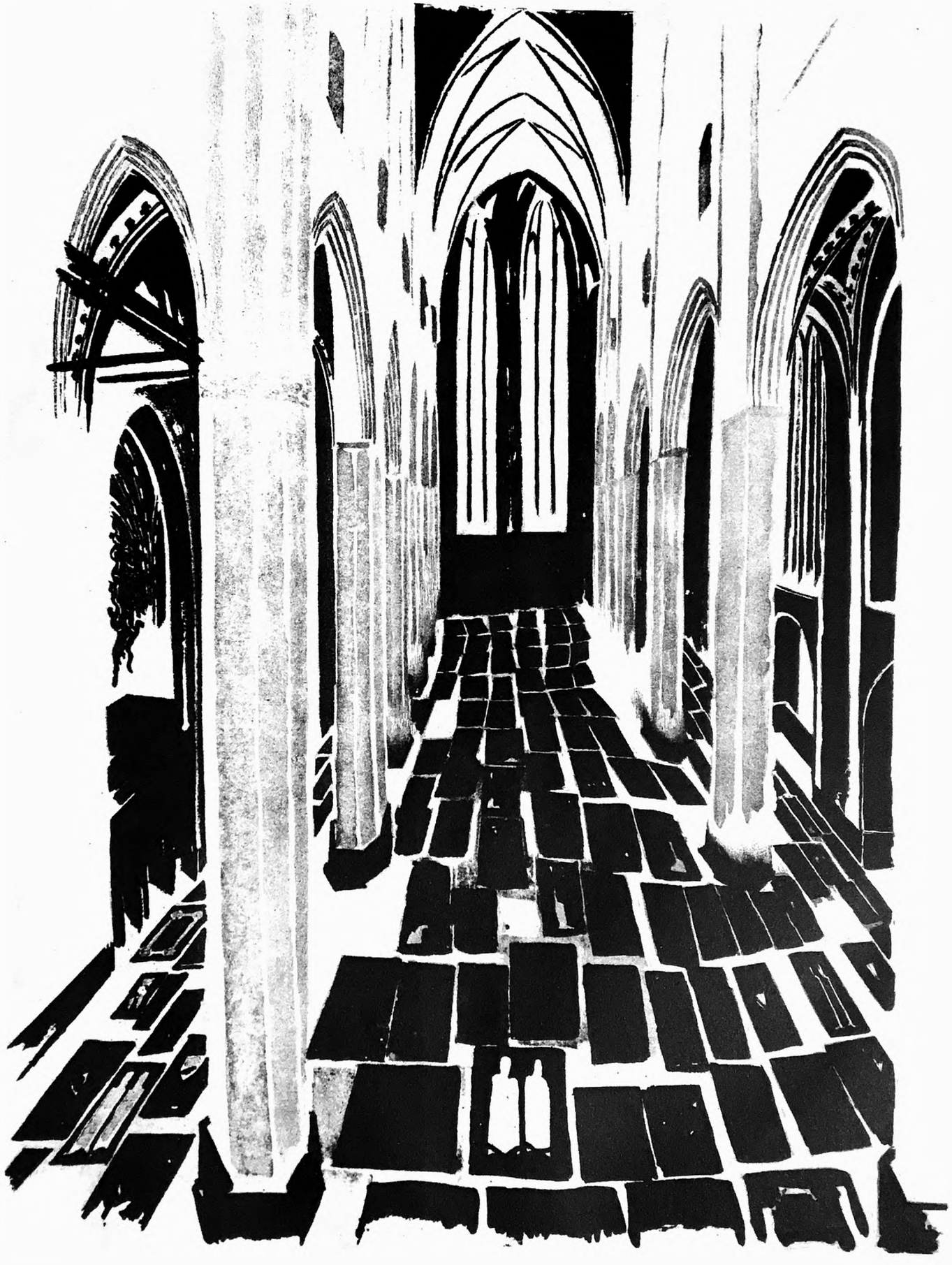

Di.1.
FASTNACHT
Mi.2.
ASCHERM.
DO.3.
KUNIG.
FR.4.
ADRIAN.
SO.5.
FRIEDRICH
SO.6.
INVOKAVIT
MO.7.
PERPETUA
Di.8.
PHILEMON
Mi.9.
QUAT.
Do.10.
ALEXANDER
FR.11.
ROSINA
SO.12.
GREGOR
SO.13.
REMIN.
MO.14.
ZACHARIAS
Di.15.
CHRISTOPH
Mi.16.
HERIBERT
DO.17.
GERTRUD
FR.18.
GABRIEL
SO.19.
JOSEPH
SO.20.
OCULI
MO.21.
BENEDIKT
Di.22.
KASIMIR
Mi.23.
MITFASTEN
Do.24.
GABRIEL
FR.25.
MARIÄVERK.
SO.26.
LUDGERUS
SO.27.
LÄTARE
MO.28
PRISKUS
Di.29.
EUSTACHIUS
Mi.30
GUIDO
DO.31.
BALBINA

APRIL
FR.1.
HUGO
SO.2.
THEODOSIA
SO.3.
JUDIKA
MO.4.
AMBROSIUS
DI.5.
EMILIE
MI.6.
CÖLESTIN
DO.7.
HERMANN
FR.8.
AMANDUS
SO.9.
SIBYLLA
SO.10.
PALMARUM
MO.11.
LEO
DI.12.
JULIUS
MI.13.
JUSTINUS
DO.14.
GRÜNDONN.
FR.15.
KARFREITAG
SO.16.
AARON
SO.17.
OSTERN
MO.18.
OSTERN
DI.19.
WERNER
MI.20.
HERMOGEN
DO.21.
ANSELM
FR.22.
SOTERUS
SO.23.
GEORG
SO.24.
QUASIMOD.
MO.25.
MARKUS
DI.26.
KLETUS
MI.27.
ANASTASIUS
DO.28.
VITALIS
FR.29.
PETRUS
SO.30.
QUIRINUS


MAI
So. 1.
MISER.
Mo. 2.
ATHANASIUS
Di. 3.
TAUFFIND
Mi. 4.
MONIKA
Do. 5.
GOTTHARD
Fr. 6.
JOHANN
So. 7.
GOTTFRIED
So. 8.
JUBILATE
Mo. 9.
BEATUS
Di. 10.
GORDIAN
Mi. 11.
MAMERTUS
Do. 12.
PANKRATIUS
Fr. 13.
SERVATIUS
So. 14.
BONIFAZIUS
So. 15.
CANTATE
Mo. 16.
PEREGRIN
Di. 17.
BRUNO
Mi. 18.
CHRISCHONA
Do. 19.
POTENTIA
Fr. 20.
CHRISTIAN
So. 21.
KONSTANTIN
So. 22.
ROGATE
Mo. 23.
DESIDERIUS
Di. 24.
JOHANNA
Mi. 25.
URBAN
Do. 26.
HIMMELFAHRT
Fr. 27.
EUTROP
So. 28.
WILHELM
So. 29.
EXAUDI
Mo. 30.
HIOB
Di. 31.
KREszENZIA

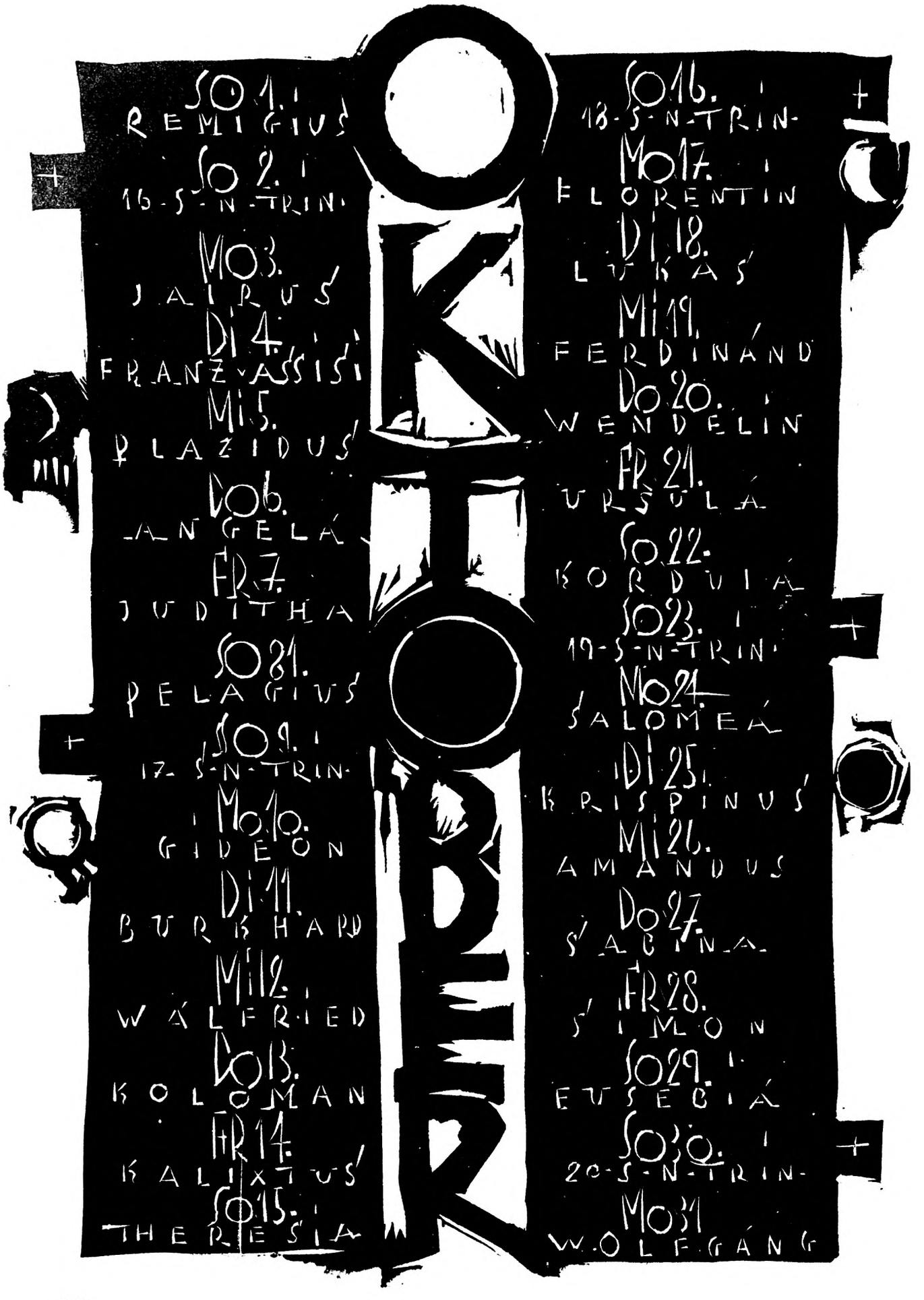

MI 1.
FORTUNÁT.
DO 2.
EUGEN
FR 3.
ERASMUS
SO 4.
QUIRIN
SO 5.
PFINGSTEN
MO 6.
PFINGSTEN
DI 7.
KASIMIR
MI 8.
MEDARDUS
DO 9.
KOLUMBUS
FR 10.
ONOPHRIUS
SO 11.
BARNABAS
SO 12.
TRINITATIS
MO 13.
ANTON
DI 14.
RUFFIN
MI 15.
VITUS
DO 16.
JUSTINA
FR 17.
HORTENSIÁ
SO 18.
ARNULF
SO 19.
1. N. TRINITATIS
MO 20.
SILVERIUS
DI 21.
ALBANUS
MI 22.
ACHATIUS
DO 23.
EDELTRUD
FR 24.
JOHANNES
SO 25.
EULOGIUS
SO 26.
2. N. TRIN.
MO 27.
7 SCHLÄFER
DI 28.
BENJAMIN
MI 29.
PETER PAUL
DO 30
LUCINA

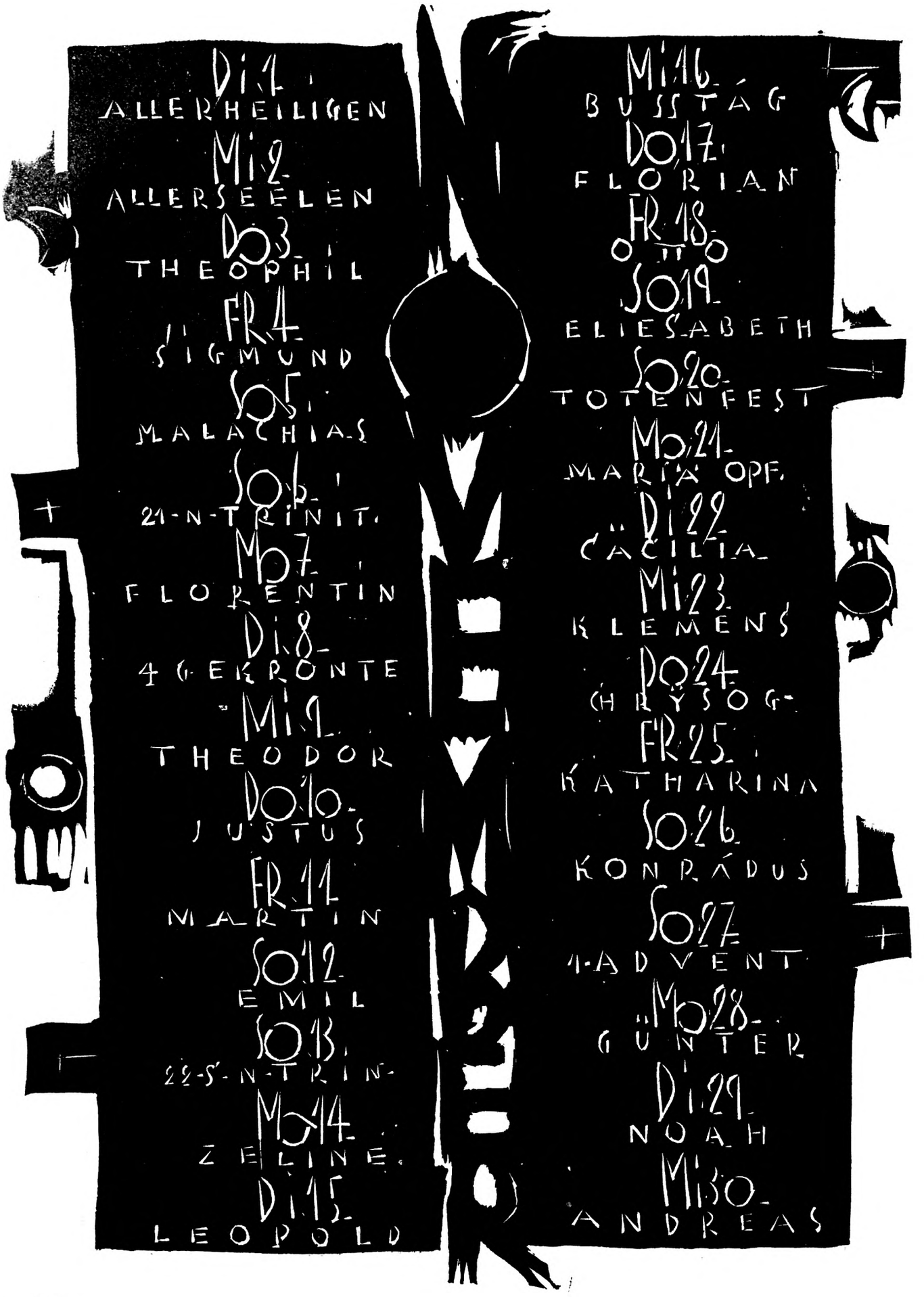
FR 1.
THEOBALD
SO 2.
MARIAHEIMS
SO 3.
3. S. N. TRINI.
MO 4.
ULRICH
DI 5.
WENDELIN
MI 6.
ESAIAS
DO 7.
WILIBALD
FR 8.
KILIAN
SO 9.
CYRILLUS
SO 10.
4. S. N. TRINIT.
MO 11.
RAHEL
DI 12.
NABOR
MI 13.
HEINRICH
DO 14.
ALFRED
FR 15.
APOSTEL
SO 16.
RUTH
SO 17.
5. S. N. TRIN.
MO 18.
MATTERNUS
DI 19.
ROSINA
MI 20.
MARGARET
DO 21.
ARBOGAST
FR 22.
MARIA MAGDAL.
SO 23.
APOLLINARIS
SO 24.
6. S. N. TRINI.
MO 25.
JAKOB
DI 26.
ANNA
MI 27.
LAURA
DO 28.
NAZARIUS
FR 29.
BEATRIX
SO 30.
JAKOBEA
SO 31.
7. S. N. TRIN.

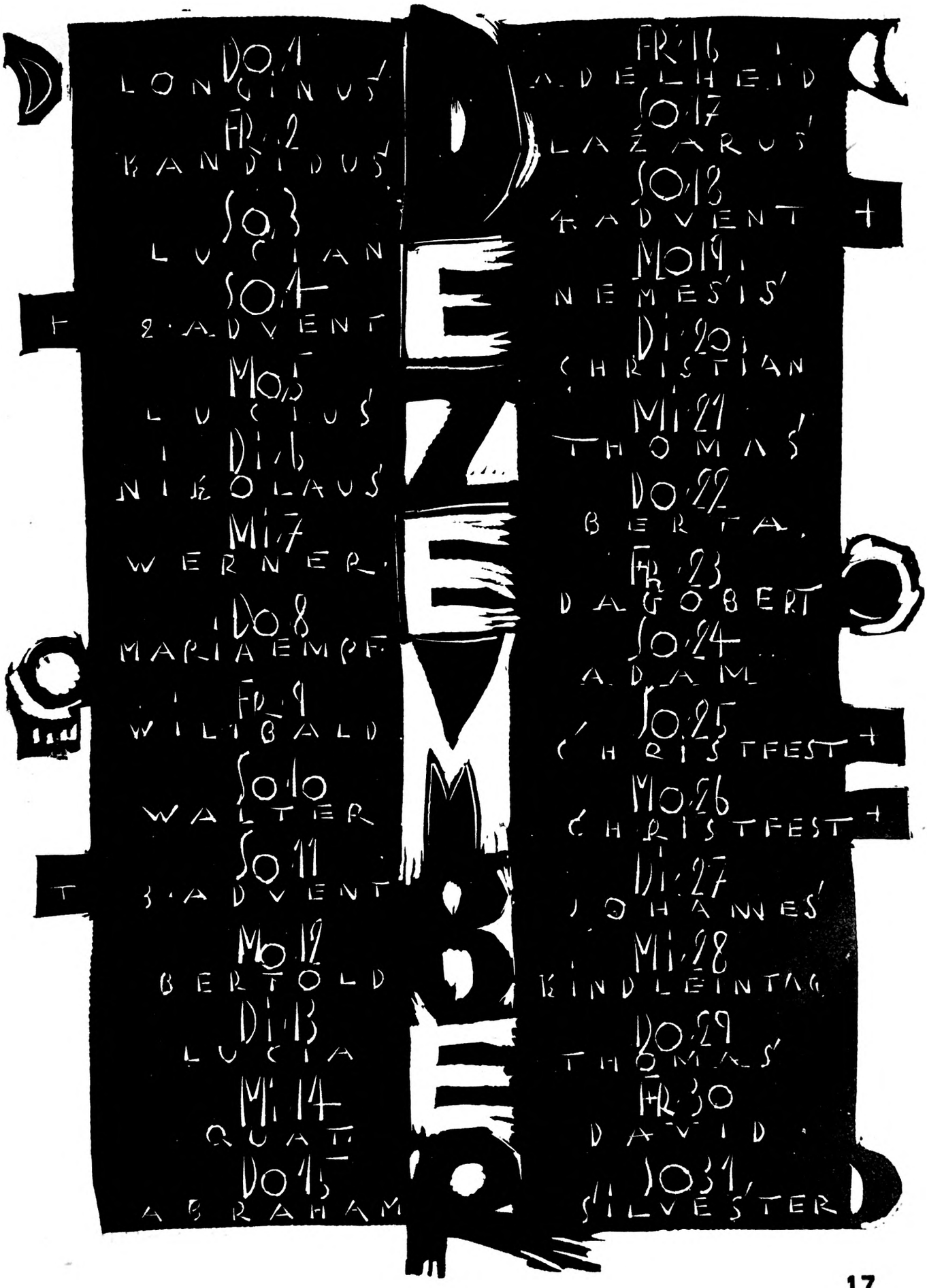


MO 1
PETRI
DI 2
GUSTAV
MI 3
AUGUST
DO 4
DOMINIKUS
FR 5
OSWALD
SO 6
SIXTUS
SO 7
8. S. N. TRIN.
MO 8
CYRIAK
DI 9
ERICH
MI 10
LAURENTIUS
DO 11
TIBURTIUS
FR 12
KLARA
SO 13
HIPPOLYT
SO 14
9. S. N. TRINITAT.
MO 15
MARIÄ HIMMELF.
DI 16
JODOKUS
MI 17
LIBERATUS
DO 18
AMOS
FR 19
SEBALD
SO 20
BERNHARD
SO 21
10. S. N. TRIN.
MO 22
SYMPHORIAN
DI 23
ZACHÄUS
MI 24
BARTHOLOMÄ
DO 25
LUDWIG
FR 26
SAMUEL
SO 27
GEBHARD
SO 28
11. S. N. TRIN.
MO 29
JOHANNES
DI 30
FELIX
MI 31
RAIMUND

OKTOBER
DO 1.
VERENA
FR 2.
VERONIKA
SO 3.
THEODOSIUS
SO 4.
12. S. N. TRIN.
MO 5.
BERTINUS
DI 6.
ZACHARIAS
MI 7.
REGINA
DO 8.
MARIÄ GEB.
FR 9.
GORGON
SO 10.
OTHGERUS
SO 11.
13. S. N. TRIN.
MO 12.
SYRUS
DI 13.
HEKTOR
MI 14.
CYPRIAN
DO 15.
NIKOMEDES
FR 16.
KORNELIUS
SO 17.
LAMBERT
SO 18.
14. S. N. TRIN.
MO 19.
JANUARIUS
DI 20.
TOBIAS
MI 21.
QUAT.
DO 22.
MORITZ
FR 23.
THEKLA
SO 24.
GERHARD
SO 25.
15. S. N. TRIN.
MO 26.
CYPRIAN
DI 27.
KOSM. + DAM.
MI 28.
WENZESL.
DO 29.
MICHAEL
FR 30.
URSUS


OKTOBER
SO 1.
REMIGIUS
SO 2.
16-S-N-TRIN.
MO 3.
JAIRUS
DI 4.
FRANZ-ASSISI
MI 5.
BLAZIDUS
DO 6.
ANGELA
FR 7.
JUDITHA
SO 8.
PELAGIUS
SO 9.
17-S-N-TRIN.
MO 10.
GIDEON
DI 11.
BURKHARD
MI 12.
WALFRIED
DO 13.
KOLOMAN
FR 14.
KALIXTUS
SO 15.
THERESIA
SO 16.
18-S-N-TRIN.
MO 17.
FLORENTIN
DI 18.
LUKAS
MI 19.
FERDINAND
DO 20.
WENDELIN
FR 21.
URSULA
SO 22.
KORDULA
SO 23.
19-S-N-TRIN.
MO 24.
SALOMEA
DI 25.
KRISPINUS
MI 26.
AMANDUS
DO 27.
SABINA
FR 28.
SIMON
SO 29.
EUSEBIA
SO 30.
20-S-N-TRIN.
MO 31
WOLFGANG


Di 1.
ALLERHEILIGEN
Mi 2.
ALLERSEELEN
Do 3.
THEOPHIL
Fr 4.
SIGMUND
So 5.
MALACHIAS
So 6.
21-N-TRINIT.
Mo 7.
FLORENTIN
Di 8.
4 GEKRONTE
Mi 9.
THEODOR
Do 10.
JUSTUS
Fr 11.
MARTIN
So 12.
EMIL
So 13.
22-S-N-TRIN.
Mo 14.
ZELINE
Di 15.
LEOPOLD
Mi 16.
BUSSTAG
Do 17.
FLORIAN
Fr 18.
OTTO
So 19.
ELISABETH
So 20.
TOTENFEST
Mo 21.
MARIA OPF.
Di 22.
CÄCILIA
Mi 23.
KLEMENS
Do 24.
CHRYSOG.
Fr 25.
KATHARINA
So 26.
KONRÁDUS
So 27.
1-ADVENT
Mo 28.
GUNTER
Di 29.
NOAH
Mi 30.
ANDREAS


DEZEMBER
DO 1
LONGINUS
FR 2
KANDIDUS
SA 3
LUCIAN
SO 4
2. ADVENT
MO 5
LUCIUS I.
DI 6
NIKOLAUS
MI 7
WERNER
DO 8
MARIAEMPF.
FR 9
WILIBALD
SA 10
WALTER
SO 11
3. ADVENT
MO 12
BERTOLD
DI 13
LUCIA
MI 14
QUATT.
DO 15
ABRAHAM
FR 16
ADELHEID
SA 17
LAZARUS
SO 18
4. ADVENT
MO 19
NEMESIS
DI 20
CHRISTIAN
MI 21
THOMAS
DO 22
BERTA
FR 23
DAGOBERT
SA 24
ADAM
SO 25
CHRISTFEST
MO 26
CHRISTFEST
DI 27
JOHANNES
MI 28
KINDLEINTAG
DO 29
THOMAS
FR 30
DAVID
SA 31
SILVESTER

INHALTSVERZEICHNIS

Dokumente zur Entwicklung des jungen Overbeck. Zusammengestellt von Prof. Paul Brockhaus.

Der Maler und das Mädchen. Von Friedrich Overbeck.

Friedrich Overbecks Übertritt zur katholischen Kirche. Mitteilungen aus dem Briefwechsel mit seiner Familie. Ausgewählt von Dr. Paul Hagen.

Das Buch Sulamith und Maria. Von Franz Pforr.

Der Hohe Chor von St. Katharinen. Eine lübische Sage. Von Dr. Georg Deecke.

Von Lübecks Klöstern. Von Dr. phil. Käthe Neumann.

Gedichte. Von Dr. Rudolf Klarmann.

Herbst. Variationen zu einem Thema. Von A. B. Enns.

Gedichte. Von A. B. Enns.

Johann Heinrich Voß. Zum Jahrhundert-Gedächtnis von Dr. August Leverkühn.

Zwei Gedichte. Von Johann Heinrich Voß.

Edvard Munch und seine Beziehungen zu Lübeck. Von Dr. Carl Georg Heise.

Einäuglein, Zweiäuglein, Dreiäuglein. Von Prof. Dr. Richard Karutz.

Schach und Schicksal. Sieben Sonette. Von Franz Fromme.

Friedrich Overbecks Selbstbildnis (S. 21) und Josefs Traum (S. 33) befinden sich im Behnhaus in Lübeck, Franz Pforrs Sulamith und Maria (S. 52) in der Sammlung Kauffmann in Berlin, Overbecks Porträt von Franz Pforr (S. 55) in der Künstlergesellschaft in Frankfurt, Edvard Munchs Die Söhne des Dr. Linde (S. 85) im Behnhaus in Lübeck, Am Holstentor (S. 87) in der Sammlung Hudt-Walcker in Hamburg.

Die Druckstöcke zu den Abbildungen auf S. 21, 29 und 52 sind uns von dem Verlag des kunstgeschichtlichen Seminars der Universität in Marburg a. d. Lahn freundlichst zur Verfügung gestellt worden.

DOKUMENTE ZUR ENTWICKLUNG DES JUNGEN OVERBECK

ZUSAMMENGESTELLT VON PAUL BROCKHAUS

I. Lübeck 1789—1806.

Es muß uns überraschen, daß wir von dem jungen Overbeck bei seiner schon so früh hervorgetretenen Vorliebe für biblische Gestalten in der Wahl seiner Motive und bei seiner Begeisterung für die frühen Italiener, wie sein Brief an Aug. Kestner zeigt, kaum eine Äußerung haben über den Eindruck, den die mittelalterlichen Altarbilder der Lübecker Kirchen auf ihn gemacht haben. Daß er von dem Memlingaltar im Dom, der übrigens früher für ein Werk Holbeins galt, stark beeinflußt worden sei, ist nur eine Vermutung. Er muß dies Bild, das doch immer schon in hohem Ansehen stand, erst kurz vor seinem Abschied von Lübeck kennengelernt haben. Denn er schreibt von Wien am 14. Juni 1806 an seinen Vater, er habe in der Lichtensteinschen Galerie u. a. Meisterstücke von Holbein gesehen. Dabei „fiel mir das treffliche Stück in unserer Domkirche in Lübeck wieder ein, welches ich in den letzten Wochen mit dem Herrn Syndikus Curtius sah". Um so bezeichnender für ihn ist eine Äußerung, die er wenige Tage vor seinem Tode (1869) zu einigen befreundeten Damen tat. Er erzählte ihnen, wie er in Lübeck als Knabe gar oftmals in die katholische Kirche (übrigens eine Kapelle im früheren Domvikariatshause, die kein Bild von künstlerischem Wert enthalten haben soll) sich geschlichen, wie er dort stundenlang vor einem Bilde der Mutter Gottes gestanden und dasselbe mit Begeisterung betrachtet und bewundert hätte, und wie damals der Wunsch und das Verlangen in ihm erwacht sei, ähnliches zu schaffen. Von stärkstem Einfluß auf ihn war dann die Bekanntschaft mit dem späteren Legationsrat August Kestner aus Hannover, dem Sohn des Archivars Kestner und der Charlotte Buff, der im Sommer 1805 in Lübeck bei der Familie Meder zu Besuch weilte. Kestner, ein begeisterter Kunstfreund und selbst künstlerisch tätig, hatte eine Anzahl von Zeichnungen seiner Freunde aus Göttingen, der Brüder Franz und Johann Riepenhausen, mitgebracht. Es waren Zeichnungen nach Giotto, Masaccio, Ghirlandajo, Perugino und anderen alten Meistern. Er zeigte sie dem jungen Overbeck — und dieser Augenblick gehörte, wie er in seinen „Römischen Studien" (Berlin 1850) erwähnt, zu den kostbarsten Erinnerungen seines Lebens, indem er „dem Fünfzehnjährigen durch diese Blätter eine neue Welt eröffnete, die dieser mit freudigster Überraschung sogleich und auf immer für die seinige erkannte".

An den Bruder.

Lübeck d. 30 October 1805.

. . . Ich bearbeite jetzt eine Scene aus der Bibel, wie nemlich Christus nach seiner Auferstehung sich seinen Jüngern zeigt, und mit den Worten: „Friede sey mit euch" in ihre Versammlung tritt. Das soll ein Geschenk für die Eltern zur Weyhnacht werden. Die biblische Geschichte zieht mich jetzt besonders an bey eignen Compositionen. So schöne, und so bestimmte Charaktere, als die Bibel darstellt, findet man doch in keiner Geschichte. Was sind alle Götter der Griechen und Römer gegen Christus! Und das ist es ja grade, was der neuere Künstler noch vor den Griechen voraus hat, dies ist das einzige, aber das wichtige, worin er sie noch übertreffen kann. Den Ausdruck der Heiligkeit findet man in keiner Antike. Ihre Götter sind nur gemeine Menschen, sie sündigen wie Menschen. Apoll ist das Ideal körperlicher Schönheit, aber was ist körperliche Schönheit gegen Vollkommenheiten des Geistes und des Herzens so wie sie Christus im höchsten Grade in sich vereinte. Und an welchem ihrer Götter findet man diese erhabenen Eigenschaften? In der Zeichnung können die Griechen wohl nicht leicht erreicht ja noch weniger übertroffen werden, aber die Zeichnung muß nach meinen Begriffen wahrem Seelen-Ausdruck weit nachstehen. Und, mich dünkt, das muß jeden neueren Künstler anspornen, daß doch die Griechen im wichtigsten Theil der Kunst noch zu übertreffen sind. . . .

Wien, am 24. Merz 1810.

Lieber Herr Kestner!

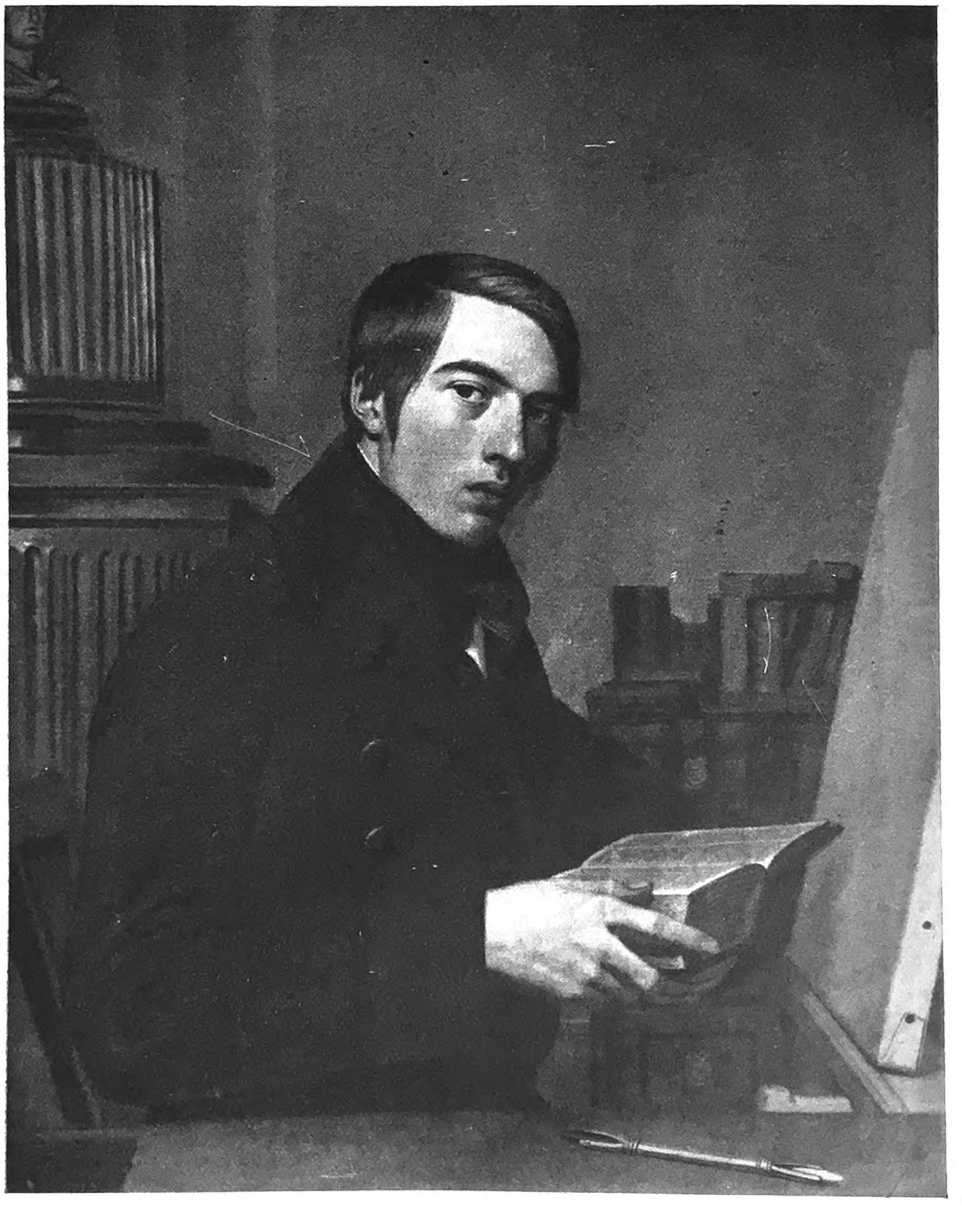
Unmöglich kann ich Wien verlassen, ohne Ihnen zuvor noch ein Zeichen des Lebens und meiner fortdauernd freundschaftlichen Erinnerung an Sie zu geben. Zwar darf ich es kaum noch wagen, Ihnen unter die Augen zu treten, denn ich gestehe, daß mein Betragen gegen Sie unverantwortlich und nicht zu verzeihen ist, wenn man es strenge beurtheilen will; allein da ich Ihren Charakter kenne, der ebenso weit von der Strenge entfernt ist als der Himmel von der Erde, so bin ich fest überzeugt, Sie werden beim ersten Anblick dieses Blattes schon allen Unwillen gegen mich fahren lassen, und den Reuigen, wenn Sie seine alten Züge wieder erkennen, auch mit Ihrer ehemaligen Freundschaft aufnehmen. Lebhaft tritt, indem ich dieses schreibe, die schöne Zeit wieder vor meine Seele, da ich Sie in Lübeck kennen lernte, da ich gegen Sie zuerst meine Gefühle

über die Kunst schüchtern zu äußern wagte, da Sie mir zuerst, wenn wir des Abends im Meder'schen Garten im Laubgang auf und abgingen, wenn Sie sich's noch erinnern, wie ein Engel vom Himmel, Worte der Seligkeit sprachen, über Malerei und Dichtkunst; Dinge, die ich bis dahin aus keines Menschen Munde gehört hatte, und in denen ich doch so ganz mein eigenes Herz wiederfand.

Wirklich macht Ihre Bekanntschaft eine bedeutende Epoche in meinem Leben; so kurz auch der Umgang mit Ihnen war, so vorüberraschend auch der himmlische Genuß selber war, so ließ er doch Eindrücke zurück, die unauslöschbar waren, und hatte auf mich als Künstler und mithin auch als Mensch, den bedeutendsten Einfluß. Ob ich gleich in einer Familie aufgewachsen war, in der ich nur Liebe und Freundschaft gefunden hatte, und überhaupt unter lauter Menschen lebte, die nicht unempfänglich für das Schöne wie für das Gute waren, so hatte doch meinem Herzen immer noch etwas wichtiges gemangelt — die wahre Kunst, die ich in Lübeck vergebens gesucht hatte. Ach und ich war so voll davon, meine ganze Phantasie war ausgefüllt mit Madonnen und Christusbildern, ich trug sie mit mir herum und hegte und pflegte sie, aber es war nirgends Wiederklang. Mein vortrefflicher Vater, dem es gewiß nicht an wahrem Kunstsinn mangelt, war mit Staatsgeschäften überhäuft, hatte also nicht Zeit und Muße, ein Geständniß aus mir herauszulocken, und mich hielt die Ehrfurcht, die ich vor ihm als meinem Vater hatte, zu sehr von ihm entfernt, als daß ich es gewagt hätte, in einer gelegenen Stunde ihn zu meinem Herzens-Vertrauten zu machen. Herr Peroux, mein Lehrer, war mir wieder nicht der Mensch dazu, und ich hatte nie an ihm ein ähnliches Gefühl wahrgenommen; seine Kunst war Mengsisches System; ich achtete ihn als meinen Lehrer, und glaubte selbst, daß ich mich bestreben müsse, die Kunst von seiner Seite anzusehen, und blieb also auch bei ihm verschlossen. Unter meinen Jugendfreunden war keiner, der mit mir die Neigung zur Kunst gemein gehabt hätte; doch ich erkenne in allem dem die Hand der Vorsehung. Wie mächtig war nun der Eindruck, den es auf mich machte, da Sie kamen, und ich bei Ihnen alles das fand, wonach ich so lange mich gesehnt hatte! Schon das Neue, Umgang zu haben mit einem Manne Ihres Alters, und auf dem Fuße! Dann der Inhalt unserer Gespräche, ferner der Zauber Ihrer Musik! — Kurz der Meder'sche Garten war für mich ein Paradies.

Um so unerklärlicher muß es Ihnen sein, daß ich nicht auch von hier aus durch Briefwechsel mich mit Ihnen in näherer Verbindung zu erhalten suchte, da ich doch von Ihnen die Erlaubniß dazu hatte! Aber ersparen Sie mir es, Ihnen ausführlich zu schildern, wie die ersten Jahre meines Hierseins verstrichen, wie ich unter Menschen, die ich weder achten noch lieben konnte, in dumpfer Betäubung fortvegetirte, was ich für ein Alltagsmensch ward auf dieser Schul-ähnlichen Academie, wie jedes edlere Gefühl, jeder bessere Gedanke unterdrückt und zurückgescheucht wurde, und wie ich nahe daran war, für Kunst und Menschheit verloren zu gehen, wenn nicht zu rechter Zeit sich noch ein Freund, ein edler Mensch gefunden hätte, der den letzten ersterbenden Funken wieder anfachte und nach und nach mich wieder zu mir selbst zurückführte. Dieser Edle, der mir jetzt seine innigste Freundschaft schenkt, ist ein junger Künstler meines Alters, Pforr aus Frankfurt am Main. Daß ich Ihnen diesen meinen Freund schildern könnte wie er ist, daß ich Ihnen beschreiben könnte, was mir die Kunst durch seinen Umgang geworden ist, und daß Sie die Genüsse mit uns theilen könnten, die sie uns gewährt hat! Sein Zartgefühl machte alles das, was ich damals in Lübeck angefangen hatte zu kennen, von neuem in mir rege, und der längere Umgang bildete es nach und nach aus und befestigte es. Wir sonderten uns von allen andern ab und lebten nur uns und der Kunst; gegen alle andern waren wir verschlossen, nur wir beide waren Eins. — Unsere Bilder fingen wir immer zusammen an, und suchten sie zu gleicher Zeit zu vollenden. Pforr liebte das Mittelalter und malte Geschichten daraus, mich zog die Bibel besonders an, und ich wählte daraus meine Gegenstände. So lebten wir eine geraume Zeit in unserer Zurückgezogenheit, bis wir einen Dritten fanden, einen Schwaben, Namens Wintergerst, der sich ganz mit uns verstand und sich an uns anschloß. Daß Sie diesen Großmächtigen kennten! Ein deutscher Michel Angelo, wenn ihm das Glück günstig ist. Er malte auch aus der Bibel, aber aus dem alten Testament, entweder aus der Patriarchen- oder aus der Propheten-Zeit . . . Nach einiger Zeit fanden sich noch drei würdige Freunde zu uns, Sutter, ein hiesiger, der ebenfalls die Bibel zu seinem Fache erwählt hat, und Hottinger und Vogel, zwei Schweizer, von denen der erste die Conversationsmalerei und der andere die Schweizergeschichte des Mittelalters bisher studirt hat. Mit diesen fünf Auserwählten habe ich nun das letzte Jahr in dem zartesten Verhältnisse gelebt; wir haben gegenseitig uns die Grundsätze der Kunst helle zu machen und uns darin zu befestigen gesucht. Bei der größten Einigkeit aber, die unter uns über die Grundbegriffe der Kunst herrscht, geht doch jeder seinen eigenen Weg. —

Mit dreien derselben, Pforr, Hottinger und Vogel, bin ich im Begriff dies Frühjahr nach Italien zu reisen. Ein Himmel thut sich mir bei diesem Gedanken auf. Aus Lübeck schreibt man mir, daß Sie erst aus Italien zurückgekommen sind; wie schmerzt es mich, daß mein Wunsch Sie einmal dort zu treffen, nun wohl nicht mehr realisirt werden kann! Haben Sie etwa wirklich, wie Sie mir bei meiner Durchreise durch Hannover den Gedanken äußerten, die Kunst der Jurisprudenz vorgezogen und den Musen gehuldigt? O daß ich es glauben dürfte; wie sollte es mich um Sie sowohl als um die Kunst freuen! — Nun Sie haben also Italien gesehen! haben den geweihten Boden betreten, haben die Heiligthümer der Kunst von Angesicht zu Angesicht gesehen, und haben sich voll getrunken aus diesen unerschöpflichen Quellen des Genusses! Ach auch ich werde bald meinen Durst stillen und an der Hand eines Busenfreundes das heilige Land durchpilgern können! Begleiten Sie uns mit Ihren Gedanken dahin, und genießen Sie so noch einmal alles, was sich nur Herrliches und Großes und Schönes denken läßt. — Sollten Sie aber Zeit haben, so



Friedrich Overbeck — **Selbstbildnis. 1809**

erfreuen Sie mich noch vorher mit ein paar Zeilen Ihrer Hand, die mir Versicherung bringen, daß Sie mein langes Stillschweigen mir verziehen und sich mit mir ausgesöhnt haben.

An Ihre verehrungswürdige Frau Mutter bitte ich sowie an Ihre liebenswürdige Demoiselle Schwester meine höflichsten Empfehlungen auszurichten. Sie aber ersuche ich nur noch, eingedenk der schönen Tage in Lübeck, an die auch Sie hoffentlich nicht ungern zurückdenken werden, mir meine Dreistigkeit zu Gute zu halten, und bleibe mit unbegrenzter Hochachtung für Sie Ihr zärtlicher

Fritz Overbeck (aus Lübeck).

NB. Meine Abreise ist auf die ersten Tage des Mai's festgesetzt.

II. Wien 1806—1810.

Der Brief an Kestner zeigt deutlich, welches die entscheidenden Einflüsse sind, die Overbeck in den vier Wiener Jahren erfuhr und welche seine menschlich-religiöse wie künstlerische Entwicklung bestimmten. Es ist nicht die Akademie, die ihn mehr hemmte als förderte. Es ist vielmehr die Beschäftigung mit der Bibel und die enge Freundschaft, die ihn mit einigen gleich strebenden jungen Malern, am leidenschaftlichsten mit Franz Pforr verband. So entstand die St.-Lukas-Bruderschaft. Was die sechs Freunde verband, war der Widerspruch gegen die herrschende akademische Manier und das Bestreben, „nach und nach die Kunst wieder von der jetzigen Ausartung auf den Weg der Wahrheit zurückzuführen". Overbeck radierte das Bundessymbol, das für bedeutende Leistungen der Mitglieder als Ehrenzeichen zuerkannt und auf der Rückseite des Bildes aufgeklebt wurde. Es stellt St. Lukas, den Schutzheiligen der Malerzunft, dar; in dem Rundbogen, der das Bild umrahmt, stehen die Anfangsbuchstaben der sechs Maler, am Schlußstein des Bogens ein W, auf den obersten Grundsatz weisend, der die Bruderschaft zusammenhalten sollte, die Wahrheit. Auf den Kampf für sie deuten auch Schwert und Fackel in den Bogenzwickeln. Als Gründungstag des Bundes ist eingetragen der 10. Heumond 1809 (siehe Abbildung 5). Jedes Mitglied führte ein symbolisches Zeichen, das in der ersten Zeit sowohl auf ihren Bildern wie in ihren Briefen angebracht wurde, so Pforr, gleichsam in Vorahnung seines frühen Todes, einen Totenschädel, auf dem ein Kreuz steht, und Overbeck eine Palme mit dem bezeichnenden Motto: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen." Auch poetische Versuche aus dieser Zeit, von denen einer, „Der Maler und das Mädchen", als besonders charakteristisch im folgenden aus dem Nachlaß Overbecks abgedruckt ist, zeigen die gleiche, auf inniger Verschmelzung von Religion und Kunst beruhende Grundstimmung des jugendlichen Schwärmers. Der Vater meint dazu, indem er dem Sohn „den Feuergenius Heinse, den Großmächtigen, den Verfasser des Ardinghello" zur Lektüre empfiehlt: „Ich glaube, etwas Kraftspeise ist dann und wann Dir gut, um nicht ganz Dich den elegischen Gefühlen zu ergeben. So auch fleißige Blicke mitunter auf Rubens Saft- und Kraft- und Flammenkompositionen, um den Puls zu heben, um mit Feuer die Adern zu durchströmen. Und dann wieder bei Raphael und seines Gleichen zurück zum himmlischen Ideal!"

An den Vater.

Wien den 4. März 1807.

. . . Ich lebe jetzt so, wie ich schon immer mir gewünscht habe, leben zu können, ganz franc und frey in einem Hause, wo zugleich drey andre junge Künstler wohnen, deren Umgang mir sehr angenehm und nützlich ist, da ich von dem einen (dem Ihnen schon bekannten Pforr) in der Malerey, oder vielmehr bis jetzt im Zeichnen, und von den 2 andern ebenso viel in der Musik lernen kann, der ich täglich eine beliebige Zeit widme. Mit dem Einen, einem Juden, spiele ich jetzt eine herrliche Doppelsonate von Mozart, den Andern unterhalte ich täglich mit Ihren Liedern, die ich aus Lübeck mitgenommen und ihm vor Kurzem gezeigt habe, da sie ihm so überaus gut gefallen. Durch eben diese 2 Freunde werde ich wohl nächstens Haydn's Bekanntschaft machen, auf die ich mich sehr freue. Durch den 3ten, Pforr, bin ich neulich zu dem großen Künstler Wächter geführt worden, einem Manne, der, wenn nicht in der ganzen Welt, doch in Wien wohl der größte Künstler ist. Er malt wenig und nicht sehr meisterhaft und steht in diesem Theile der Kunst wohl dem Füger weit nach, auch ist seine Manier zu zeichnen sehr schülerhaft, so daß man lieber einen Kupferstich nach ihm, als eine Zeichnung von ihm selbst sieht, allein bey Allem dem sind seine Compositionen so einfach und natürlich, daß man unmöglich sie ansehen kann, ohne hingerissen zu werden. Seitdem ich diesen Mann kenne, ist Füger sehr bey mir gesunken, dessen Arbeiten wahrlich gegen die dieses zweyten Raphaels nur fade Caricaturen sind. Und dennoch lebt er ganz verkannt und in Dürftigkeit, eben weil er nicht das prahlerische Imposante, weder in seinem Aeußern noch in seinen Werken hat, sondern nur übertriebene Bescheidenheit, die aber garnicht Affectation, sondern ihm angeboren ist, sich wegwirft und sich selbst hintansetzt. Dieses großen Mannes Bekanntschaft habe ich vor Kurzem gemacht, und zwar durch meinen Freund Pforr, auf dessen Bekanntschaft ich mir auch viel zu Gute thun kann, denn unstreitig wird er einmal ein sehr großer Mann werden. Von dem Nutzen des Zusammenwohnens mit diesen lieben jungen Leuten werden Sie nun überzeugt seyn, und in eben dem Grade ist es für mich angenehm. Morgens, Mittags und Abends gehe ich mit ihnen in ein Speisehaus, Nachmittags arbeite ich oft mit Pforr, den Gottlob seine Krankheit ganz verlassen zu haben scheint, er zeichnet dann gewöhnlich Schlachten oder Viehstücke aus der Idee und ich wiederum in meinem Fache. Jetzt macht er eine Sammlung von Compositionen zum Don Quixote, das sein Leib- und Magenbuch ist, und ich werde anfangen, den ganzen Evangelist Lucas (als den ausführlichsten) zu bearbeiten, unstreitig die beste Uebung, die man nur vornehmen kann. Abends, wenn wir 8 oder 8 ½ Uhr aus der Academie kommen, treibe ich mit dem Juden Perspective und um halb zehn Uhr gehe

ich wieder hinauf zu den 3 Käutzen (unter welchem Namen sie durch ihre Späße auf der Academie bekannt sind) und esse mit ihnen bei einem Glase — Gänsewein (doch mit der Zahl der Gläser müssen Sie es so genau nicht nehmen) Käse und Brod den einen Abend und den andern Brod und Käse, denn wir haben uns einen ganzen Käse zusammen gekauft. Dabey wird dann natürlich viel Spaß getrieben und es vergeht nicht oft ein Abend, wo wir vor Mitternacht ins Bette kommen. NB. nach der Tafel wird noch wieder musicirt. Die Lieder: „Heyssa lustig ich bin Hans" und „Bekränzet die Tonnen" muß ich täglich wohl 10mal spielen und singen, das eine als das Lieblingslied des Jung, das andere als das des Pforr, der ungeachtet er sonst ein Musikfeind ist, immer mit inniger Freude zuhorcht, wenn ich es spiele. Dem Juden Wolf muß ich immer, obgleich er ein Jude ist, das Vaterunser von Klopstock spielen: „Du, deß sich alle Himmel freuen". Auf diese Weise vergeht uns die ganze Woche, wie ein Tag, des Sonntags spielen wir gewöhnlich Concerte mit einander, bisweilen *ex tempore,* bisweilen auch Stücke, die wir gelernt haben, so z. B. das Fastnachtsspiel von Goethe, doch häufiger auf die erste Weise. ...

An den Vater.

Wien, 5. Februar 1808.

. . . Was den zweiten Punkt betrifft, so muß ich erst nachdenken, wie ich es am deutlichsten einkleide. Ich glaube am besten zu thun, wenn ich Ihnen eine Abendunterhaltung mit meinem Freunde Pforr mittheile.

Es war an einem Sonntag, als wir einst allein beisammen waren. Der Gegenstand unserer Unterhaltung war, wie gewöhnlich, die Kunst, unsre Plane für unsre künftigen Studien, gegenseitige Aufmunterungen, muthig vorwärts und hinauf zu streben u. dgl. Als wir uns mehr und mehr vertieften, kam denn die Rede auch auf's Ideal. Wir forderten uns gegenseitig auf, uns jeder das seinige dem andern so viel möglich zu beschreiben und mitzutheilen. Pforr, der eine sehr lebhafte Phantasie besitzt, war mit dem seinigen bald fertig. Er zeigte mir ein Mädchen jung und schön, blond, zart und äußerst liebenswürdig, in einfacher, doch geschmackvoller Kleidung; nicht herausgeputzt, doch auch nicht ohne eine gewisse den Mädchen so eigne Neigung sich zu schmücken; kurz ein Mädchen, wie es Deutschland im Mittelalter hätte hervorbringen können. — Nun kam an mich die Reihe. Pforrs angenehme Erzählung hatte auf einige Augenblicke ganz mein Ideal verwischt, ich glaubte in den ersten Augenblicken, er hätte in dem seinigen auch das meinige beschrieben; doch ich fand bald, daß doch noch etwas abgehe, und je mehr der Eindruck der Erzählung verschwand, desto mehr Unterschied fand ich wieder. Doch war es noch so unbestimmt, das Bild, das meinem Geiste vorschwebte, da ich nie vorher darüber nachgedacht hatte, daß ich selbst nicht einmal wußte, ob ich es Weib oder Mann nennen sollte. Ein Wesen, war alles was ich sagen konnte, ernst, doch sanft, in ein mächtiges Gewand gehüllt, mit dunkeln Haaren, nur Kopf und Hände sichtbar, sonst alles in das großfaltige Gewand verhüllt: in der Mitte etwas Heiliges, Ueberirdisches; in Stellung und Geberde etwas Geheimnißvolles — kurz ein Wesen, das man nicht bloß lieben, sondern das man anbeten könnte; dessen Anblick einen hinreißen könnte zu den heiligsten Gefühlen. Das war ungefähr alles was ich zu sagen wußte; doch gestehe ich, daß ich noch nie vorher auch nur soviel mir zu sagen gewußt hatte. Ich habe seit der Zeit gesucht, diesem Bilde mehr nachzuhängen, habe versucht, Gegenstände darzustellen, die verwandt mit demselben waren, und habe gefunden, daß ich in solchen Darstellungen am glücklichsten war. Ich konnte mich, was ich in dem Grade bisher nie gekonnt hatte, so in die Scene versetzen, kam in eine so eigene ernste und fast traurige Stimmung, daß ich daraus schließe, ich dürfte wohl für solche Gegenstände am ersten geschaffen sein. Auch erinnere ich mich, daß schon von jeher die Gegenstände aus der griechischen oder römischen, kurz aus der profanen Geschichte, lange nicht so viel Reiz für mich gehabt haben, als die biblischen Gegenstände. Dazu kommt noch, daß ich immer eine Vorliebe unter allen Büchern für die Bibel gehabt habe, wenigstens seit ich angefangen habe zu denken. Auch war das erste, was ich versucht habe zu componiren, die Taufe Christi im Jordan. — Aus allem dem ziehe ich den Schluß, daß die heilige Geschichte unter allen am meisten für mich passend sei. Doch lassen Sie mich dieß noch etwas weiter ausführen. . . .

An den Vater.

Wien, 27. April 1808.

. . . Eins fehlt in allen neuern Gemälden, was aber wohl vielleicht Nebensache sein mag — Herz, Seele, Empfindung! Rafael hat vielleicht kaum so richtig gezeichnet wie mancher nach ihm, bei weitem nicht so schön gemalt als mancher Andre — und doch reicht keiner ihm das Wasser. Wo soll man also dieses unerreichbar Scheinende suchen? — Da wo er es gesucht und gefunden hat — in der Natur und in einem reinen Herzen. Der junge Maler also wache vor allen Dingen über seine Empfindungen, er lasse nie so wenig ein unreines Wort über seine Lippen, wie einen unreinen Gedanken in seine Seele kommen. Wodurch kann er sich aber davor bewahren? — Durch Religion, durch Studium der Bibel, die einzig und allein den Rafael zum Rafael gemacht hat. Und fühlt er sich rein, und hat er sein Herz gefüllt mit heiligen Gefühlen, und er hört dann eine Stimme in seinem Innern, die ihm zuruft: Jetzt kannst du was hervorbringen! dann mache er sich getrost an eigne Unternehmungen; keine ist dann zu groß für ihn. Selbst male er alsdann Bilder: wenn das Herz, das volle Herz sein Wegweiser ist, so wird er sie gewiß vollbringen. — So denke ich, bester Vater, und bin Willens, diesen Weg zu gehen, der sicher nicht ganz der unrechte sein kann. Ich will selbst Bilder malen aus der Bibel und zwar große Bilder . . . . . Dieses widerspricht nun zwar ganz Ihren Grundsätzen, daß alles systematisch müsse erlernt werden; allein ich kann mir nun einmal nicht helfen; ich glaube, aus dem Systematischen kommt immer zwar ein geschickter, aber ein kalter Künstler heraus. Der Jurist kann sein Jus systematisch studieren, der Theolog seine Kirchengeschichte etc., aber der Dichter wird doch

wohl nicht systematisch gebildet? Ebenso ist es mit dem Maler. Man vergleiche nur die Werke eines Rafaels mit allen den akademischen Produkten; ist es nicht wie heiß gegen kalt? Was bei jenem aus dem Herzen gekommen ist, das kommt bei diesen aus dem Kopf. — O mein Vater, Sie haben mir schon unendlich viel Wohlthaten erzeigt, ich müßte ein unnatürlicher Mensch sein, wenn ich das nicht erkennte: setzen Sie denen allen denn die Krone auf dadurch, daß Sie mich meiner Empfindung folgen lassen; heißen Sie mich nicht den gewöhnlichen Weg gehen — ich kann den kalten Weg nicht gehen.

Aus der Ursache bin ich auch jetzt entschlossen, die Anatomie nicht nach Cadavern zu studieren, weil man doch dadurch gewisse feine Empfindungen abstumpft, die der Künstler nicht verlieren darf; so wie ich auch den Vorsatz gefaßt habe, nie nach dem weiblichen Modell zu studieren, aus eben der Ursache. Lieber will ich weniger richtig zeichnen, als gewisse Empfindungen einbüßen, die des Künstlers größter Schatz sind. . . .

An den Bruder.

Wien d. 23. Aprill 1809.

. . . wisse, daß ich den Himmel auf Erden gefunden habe, wisse, daß Dein Bruder in überschwänglicher Seligkeit schwelgt und daß er Alles gefunden hat, was er träumend und wach sich vom Schicksal erfleht. Aber erst laß ihn einen Mann werden, einen Mann, der in jeder Rücksicht dieses Glückes werth ist, und ist er das, ist er sich bewußt, daß er stets mit allem Eifer nur dahin gestrebt hat, daß er alle niedrigen Begierden muthig bekämpft und allen abstumpfenden Genüssen standhaft entsagt hat, daß er rein vor Gott und den Menschen, an Leib und Seele, des Reinen werth ist, dann wird, ich bin es fest überzeugt, ihm auch jener Lohn zu Theil werden. Aber ach! wird er das immer können, wird er nie in einer schwachen Stunde sich vergessen, werden ihm immer diese Vorsätze, dies Bild des schönsten Lohnes immer deutlich genug vor Augen seyn? Getrost, getrost! Der, der in dem Schwachen mächtig ist, wird mich stärken, er wird mein Schild und meine Waffe seyn. — — — Ich habe mir kürzlich eine καινὴ διαθήκη gekauft, denk nur um einen Gulden, macht ungefähr 6 Schillinge. Es macht mir unendliche Freude, diese ehrwürdigen Grundpfeiler unsrer wahren Glückseligkeit im Original kennen zu lernen. Und mit dem Lesen gehts besser, als ich geglaubt habe, manches lese ich wie Deutsch, habe auch schon etwas schriftlich übersetzt aus dem Johannes (den Anfang), meinem Lieblingsevangelisten, und mir doppelt lieb, seitdem ich weiß, daß die Originalität desselben so gut wie bewiesen sei. Vielleicht lerne ich noch in meinen alten Tagen Hebräisch, um auch das alte Testament verstehen zu können. Denk nur, das alte und neue Testament und den Homer in der Ursprache lesen zu können, welch ein Genuß und Vortheil für einen Maler!

An die Mutter.

Wien am 21. October 1809.

. . . Um mich her ist nun Gott sey Dank Friede! und in mir ist Ruhe, Gottlob auch Ruhe, und wodurch erlange ich diese Seligkeit? ich will es frey bekennen, durch meinen Umgang (wenn ich so sagen darf) mit Gott. Warum können nicht alle Menschen so seyn, die Erde würde einem Jeden ein Himmel seyn, wie sie mir es ist. Ja, liebe Mutter, ich fühle es, daß auf diesem Wege Seelenfriede zu finden ist, und daß nichts Andres in der Welt dies gewähren kann; ich lebe ganz in der Christuswelt, täglich glaub ich, indem ich die Bibel lese, aus seinem Munde die heilsamen Lehren zu hören, ich sehe ihn wandeln und schöpfe aus diesem heilsamen Gesichte namenlose Ruhe, ich bilde mir in der Fantasie immer mehr diese Gestalten aus, und suche sie dann auf der Leinwand wiederzugeben, wie sie mir leben. An meinem Einzug male ich jetzt am Mittelgrund, an dem Volk das mit Hosiannarufen den Oelberg herab dem Messias nachzieht. Da suche ich dann alle Caractere aus der Bibel selbst zu schöpfen, so sind zum Beyspiel kürzlich entstanden: Martha und Maria, die Schwestern des Lazarus, der Auferweckte selber, Simon der Aussätzige von Bethanien, hernach weiter in der Entfernung drey von den frommen Weibern, die Jesu aus Galilaea nachfolgten und ihm Handreichung thaten, Johanna das Weib Chusa, des Pflegers Herodis, Salome und Susanna — ferner befindet sich unter dem Volk der reiche Jüngling, der Vater mit dem geheilten mondsüchtigen Sohne, der geheilte Blinde etc., diese sind aber noch nicht gemalt. Doch das sind nun Alles im Grunde noch Nebenfiguren (obgleich ich sie, denn das ist mein Grundsatz, mit gleicher Sorgfalt ausführe), nun denken Sie sich, wenn ich erst an die Hauptfiguren komme, die von so beträchtlicher Größe sind, (die größten sind dritthalb Schuh hoch) was läßt sich da machen? Ein Christus! Eine Maria! Ein Johannes, Petrus und Jacobus! und alle die andern Apostel! . . .

Geschichte des Studiums in Wien, von F. Pforr an seinen Vormund Herrn Sarasin in Frankfurt geschrieben. (1810.)

. . . Während dieser Bemühung kam Overbeck hierher, ein junger Mensch aus einem guten Haus und einer vortrefflichen Familie, der gegen die übrigen gewaltig abstach. Ich wurde bald mit ihm bekannt und fand mich besonders zu ihm hingezogen. Er kam täglich, wir zeichneten und machten Versuche im Componiren zusammen, und verlebten so recht angenehme Tage. Indessen reizte die Manier des jungen Künstlers, die mir so gefährlich war, auch ihn; mit Leichtigkeit faßte er sie auf, und da er mit einem besonderen Schönheits-Gefühl leicht eine Fertigkeit in irgend einem praktischen Theil der Kunst erlangt, so ging er mit Riesenschritten auf der Bahn fort, auf der ich nur hinschlich. Er zeichnete äußerst reinlich und hübsch Figuren nach antiken Statuen, indessen ich mich zermarterte einen Kopf zu zeichnen.

Jetzt kommt eine Epoche meines Hierseins, die ich gerne mir zu Ehren mit Stillschweigen übergehen möchte, allein ich würde von der Wahrheit zu sehr abweichen, wenn ich es thäte. Die Fortschritte dieses jungen Menschen thaten mir in der Seele weh, da ich nicht gleichen Schritt mit ihm halten konnte; ich beneidete ihn, und meine Zuneigung verschwand mit

jedem Lobspruch, den ich über ihn hörte, mehr und mehr, und unsere Freundschaft starb schon im Entstehen. . . .

. . . Es fügte sich, daß Overbeck eine Wohnung nahm, die sehr nahe an der unsrigen ist, daher kam es, daß unser Umgang, der beinahe ganz erloschen war, wieder anfing. Er kam öfterer zu uns und ich zu ihm; er empfing mich immer mit liebenswürdigem Zuvorkommen und einer Offenheit, die mich desto mehr beschämte, je mehr ich wußte, daß ich sie nicht verdient hatte. Ich sah die Fortschritte, die er in seinen Arbeiten gemacht hatte, und der Gedanken stieg in mir auf, diesen Menschen so zu lieben, daß der Neid über seine Vorzüge vor mir nie mehr Raum in mir erhalten sollte. Offenheit ist in solchen Sachen immer das Beste; ich gestand meinen Fehler, bat um Verzeihung und seine Freundschaft, er versicherte mich äußerst gerührt, es wäre längst sein sehnlichster Wunsch gewesen, eine nähere Verbindung zwischen uns zu sehen. Wir verstanden uns und kamen überein, gemeinschaftlich unsere Studien zu betreiben, und einer sollte dem andern verbunden sein, jede Fehler die er in seinen Arbeiten sähe frei zu sagen. Eine Uebereinkunft war besonders, daß fremdes Lob des einen ebenso wohl einen als der Tadel treffen sollte.

Von diesem Tag an kann ich fast nur den eigentlichen Anfang meines Studirens rechnen. Sogleich berathschlagten wir was am nöthigsten und nützlichsten zu thun sei. Er hatte eine Composition angefangen, Jason kommt zu seinem Oheim dem König [Pelias], die er zu malen wünschte. Ich bezeigte große Lust ein gleiches zu thun, er munterte mich dazu auf, und ich fing eine Scene aus Adolf dem Kühnen Raugraf von Dassel an. Wir suchten dem Hauptzweck des Künstlers durch Gespräche dabei auf die Spur zu kommen; unser Resultat war ungefähr das: der Künstler müsse hauptsächlich darauf sehen, daß seine Composition nach den hergebrachten Regeln sei und daß Kleidung, Landschaft und andere Umgebungen so viel als möglich getreu wären. Tiefer ging für das erste unser Eindringen in Kunst und Natur nicht. Auf eine gewisse Harmonie sahen wir und malten unsere Bilder in breiten Maßen ohne gehörige Ausführung hin. Alle Abende waren wir zusammen und beredeten uns über die Kunst. Es schien uns vorteilhaft zu sein, mehrere Skizzen zu malen; dieses ging leicht von der Hand, man hatte bald etwas gemacht, das in gehöriger Entfernung leidlich aussah. Als wir einst bei einander waren, kamen wir auf den Gedanken, ob nicht der Charakter, den eine jede einzelne Farbe hat, für die Malerei zu benutzen wäre. Wir glaubten bemerkt zu haben, daß Menschen, welche sich nach ihrem Geschmack kleiden können, gewöhnlich Farben wählen, die ihrem Charakter angemessen sind; wir sahen dieses in der neueren Malerei ganz vernachlässigt; mehrere Proben wurden gemacht und für gut befunden. Die herzlichsten Ergießungen fanden dabei statt; wir zogen uns ganz zurück, die einsamsten Spaziergänge waren uns die liebsten, wo wir ungestört uns einander unsere Gedanken eröffnen konnten.

Dem edlen zarten Gefühl für Tugend und Sittlichkeit meines Freundes verdanke ich die Ueberzeugung, daß ein Maler, um groß zu sein, nicht allein Künstler sondern auch Mensch sein muß. Lessing sagt: „Der denkende Künstler ist noch eins so viel werth“; daß aber der empfindende diesen noch weit übertrifft, zeigte mir Overbeck. Unsere Behandlungsart der Kunst wollte uns jetzt nicht mehr genügen, unsere Arbeiten gaben uns jetzt nicht den Genuß, den unser Innerstes von einem Werk fordert. . . .

. . . Bis jetzt waren wir nur in eine Gesellschaft zusammen getreten, die wenn uns das Schicksal trennte, wohl aufgehoben sein würde. Den 10. Juli vergangenen Jahres [1809] feierten wir unsern Jahrestag durch ein Abendessen; wir unterredeten uns dabei über den jetzigen Zustand der Kunst, lebhaft fühlten wir alle, wie sehr sie gesunken sei, und alle boten wir uns, fast alle zugleich, an, was in unsern Kräften liege, zu ihrer Wiederherstellung anzuwenden. Wir gaben uns die Hände und ein Bund war geschlossen, der hoffentlich fest bestehen soll. Dabei wurden wir einig, jedes Gemälde, das wir verfertigten, so gut es anginge den versammelten Mitgliedern vorzustellen: fänden sie es nach einer unparteiischen Untersuchung für würdig, so sollte es mit einem Zeichen versehen werden. Dieses ist ein Blättchen, worauf ein heiliger Lukas ist, welches auf die Rückseite des Bildes befestigt wird.

Wir studirten jetzt fleißig weiter bis auf den Herbst. . . .

. . . Allein in mir war eine bedeutende Aenderung vorgegangen: ich hatte sonst nur die Natur oft mit ihren Zufälligkeiten nachzuahmen gesucht, jetzt genügte mir dieses nicht mehr, ich fühlte, daß der Künstler einem höhern Zweck entgegen arbeiten sollte und daß nur der Sinn für das wahrhaft Schöne dahin führen kann.

Mit meinem Freunde Overbeck sprach ich viel darüber. Er äußerte sich, daß es ihn freue, daß ich dieses jetzt einsähe, allein er fände es für gut, daß ich auf dem Weg der Natur zu dieser Erkenntniß gekommen sei. Denn die Geschichte der Maler bezeichne uns mehrere, die ihren Sinn für das Schöne früher als für die Natur ausgebildet haben, und die auf diesem Weg bei dem größten Talent verloren gegangen sind.

Das Resultat unserer Gespräche war ungefähr folgendes. Der Künstler soll uns durch die Natur in eine höhere idealische Welt versetzen; unterläßt er dieses und bringt blos die Natur in Ausübung, so thut er bei weitem nicht genug und zeigt uns blos Dinge, die man leicht täglich sehen kann und zwar in der Wirklichkeit, die der Kunst immer vorgeht, und durch dieses wird der Werth sehr verringert. Arbeitet er aber blos nach einem Ideal, ohne sich an die Natur zu kehren, so wird seiner höhern Welt aller Reiz fehlen, und ganz kalt werden uns oft die schönsten Gedanken lassen; denn die Natur liegt uns immer am nächsten und hat daher die größte Wirkung auf uns. . . .

An den Vater.

Wien am 1. May 1810.

. . . Nun aber ein Paar Worte über unsre Verbindung[1]), die Sie, geliebtester Vater, leider aus einem ganz unrechten Gesichtspunkte ansehen. Der Zweck unsres Zusammentretens ist, uns auf einem, heutzutage so unbetretnen, Wege gegenseitig mit Rath

und That und Hab und Gut und Blut einander brüderlich beyzustehen, und so ein sicheres Bollwerk uns aufzurichten gegen die Stürme des Schicksals, denen ein Einzelner, wie Wächter davon das traurigste Beyspiel ist, der nun als Märtyrer für die gute Sache fällt, nicht würde widerstehen können. Dieser unser Weg aber soll uns zu der alten einfältigen Kunst zurückführen, deren Licht wohl heutzutage nicht im Mittag glänzt, sondern durchaus erloschen und durch Wächter und einige sehr Wenige außer ihm zwar von Neuem wieder angezündet ist, aber nur noch allzusehr dämmert und das eben darum, weil diese Einzelnen gegen die ungeheure Masse nicht aufkommen konnten und durch Neid und Verfolgung so unterdrückt wurden, daß es ihnen sogar ganz an Gelegenheit fehlte, Ihre Kunst an den Tag zu legen. Wo sehen Sie aber um's Himmels willen das helle Mittagslicht in der Kunst? Macht etwa das die Aufklärung in derselben aus, daß in allen Journalen und Zeitschriften über Kunst raisonnirt und in allen Gesellschaften davon gesprochen wird? O, wann hat man mehr über Tugend und Moral geschrieben und geplaudert als jetzt, und wann ist wohl demungeachtet weniger wahrhafte, anspruchslose, einfältige Tugend gefunden worden? Oder finden Sie etwa bey den verrufenen, großen Männern das, was man von der Kunst verlangen kann, bey David, Gerard, Querin, West, Camoccini, Tischbein u. A.? Spuren von Genialität und Originalität, die man bei Tischbein u. A. und vielleicht besonders bey Flaxmann unverkennbar findet, können die hinreichen, um ein Kunstwerk zu bilden? O, lieber Vater, ich glaube, es fragt sich noch sehr, wann mehr Ursache war, eine Verbindung zu schließen, jetzt oder damals zu Florenz unter den unmittelbaren Nachfolgern eines Rafael, M. Angelo, L. da Vinci u. A., da galts wohl keine Kunst mehr zu schaffen! Freylich läßt sich nicht läugnen, daß man damals in einem gewissen Sinne eine beschränkte Ansicht von der Kunst hatte, aber dafür war man tief, unergründlich tief, wo man heutzutage auf der Oberfläche schwimmt. Doch genug davon, um nicht wieder absprechend und anmaßend bey Ihnen zu erscheinen. ... Und nun, geliebtester Vater, versagen Sie uns Ihren Segen zu unsrer Reise nicht. . . .

III. Italien und Rom seit 1810.

Schon in Wien hatte sich langsam die Hinwendung Overbecks zum Katholizismus vollzogen. Sicher hat daran der einige Jahre vorher in Rom zur katholischen Kirche übergetretene und von Overbeck so hoch verehrte E. von Wächter einigen Anteil. Von den Lukasbrüdern waren Sutter und Wintergerst katholisch. Ersterem kündigte sich schon in Wien Overbecks Umwandlung in seinen Kunstwerken und Handlungen an, und letzterer, mit dem Overbeck zuweilen in Mariahilf dem katholischen Gottesdienst beiwohnte, ahnte damals schon im Stillen, daß derselbe einst, wie sein Kunst- auch noch sein Glaubensbruder werden würde. Der später in Rom in die Lukas-Bruderschaft aufgenommene Cornelius äußerte nach Overbecks Konversion, dieser sei sozusagen „schon katholisch geboren worden", und Overbeck selber schrieb 1813 nach seinem Übertritt, er habe sich beinahe schon sieben Jahre gegen die Wahrheit gesträubt. Überaus bezeichnend ist die Mitteilung an den Vater, was er auf die Reise nach Rom mitnimmt: „Begleiten werden mich auf der Reise vor allem meine καινὴ διαθήκη (das griechische Neue Testament), dann der alte Vater Homer und der Horaz im Original. In Übersetzung etwa der Virgil und Ovid und Vossens Luise. Doch nur die beiden ersten werde ich beständig bei mir, das eine in der rechten, das andere in der linken Tasche, führen und in mancher schönen Stunde recht beherzigen. Ferner werde ich immer ein wohlgespicktes Portefeuille zur Hand haben, um alles Interessante sogleich abkonterfeien zu können — und, was nicht fehlen darf —, ein Rosenkranz, alle etwaigen bösen Geister beschwören zu können." Als er dann in San Isidoro eingezogen war, reizte ihn nach einer Tagebuchnotiz die „Süßigkeit der Einsamkeit und Abgeschiedenheit von der Welt", überhaupt der Wunsch, „Mönch sein zu können", wenn er auch nicht glaubte, ihn je erfüllt zu sehen.

Über die Gründe zu seinem Übertritt, der am Palmsonntag, 13. April 1813, erfolgte, hat er sich in den Briefen an seinen Vater und den hier unten abgedruckten an seine Freunde Sutter und Vogel ausgesprochen. Man wird ihm glauben dürfen, daß nicht Schwärmerei für den katholischen Kultus ihn bestimmt habe. Sicher hat sein frommes Gemüt, wie aus verschiedenen Äußerungen hervorgeht, der gottesdienstlichen Gemeinschaft, vor allem des Genusses des Abendmahles, schmerzlich entbehrt. Das in der Romantik so stark empfundene Bedürfnis nach dem künstlerischen Symbol, nach Sichtbarkeit und nach „Katholizität" des Christentums, wie wir heute diese wieder weitverbreitete Stimmung nennen, hat wohl den Ausschlag gegeben.

An die Mutter.

Gratz am 18. May 1810.

. . . Das Wetter fing an sich aufzuklären, die Straße näherte sich mehr und mehr dem Gebirg, und die Gegenden wurden interessanter. Mittags passirten wir bey Schottwien zwischen ungeheuren Felswänden die Grenze des Erzherzogthums Oesterreich und betraten Steyermark. Zwar führte die Landstraße nicht durch den interessantesten Theil dieses romantischen Landes, indessen machten doch die ungeheuren Schneegebirge auf uns, die wir aus der Fläche kamen, einen mächtigen Eindruck. Je weiter wir kamen, desto kolossalischer wurden die Felsmassen. Das Wetter hat sich indessen ganz geändert und der May erschien in seiner ganzen Pracht. Das Fest des Johannes von Nepomuk fiel ein und man hatte die Bilder dieses Heiligen auf allen Wegen mit Blumen bekränzt, das machte einen tiefen Eindruck auf mich und rief mir Schillers Worte ins Gedächtniß zurück aus Maria Stuart: „Bekränzt war jedes Gottesbild, es war, als ob die Menschheit auf der Wandrung wäre, wallfahrend nach dem Himmelreich"; — die ich mehrere male bey Hottinger declamirt hatte. In Kriegbach, wo wir die zweite Nacht zubrachten, sahen wir noch eine schöne Gruppe an so einem Johannisbild; es war Abend, die Sonne schon untergegangen, neben dem Bilde des Heiligen, das mit Blumen gar lieblich bekränzt war, brannte eine düstere Lampe, ein geweihtes

Licht, und eine Menge von Steyrern und Steyrerinnen knieten betend umher, andre strömten mit Rosenkränzen hinzu. . . .

An den Vater.

Rom am 18. August 1810.

. . . Ich habe heute einen rechten Festtag, indem ich heute mein Bild (den Einzug) nach langem vergeblichen Harren aus Wien erhalten habe. Was war das für eine Freude, die Kiste zu öffnen und allmälig, allmälig das Bild von der Walze zu rollen, bis es ganz dalag, ganz wie ich es in Wien aus den Händen gelassen hatte und alle die bekannten Gestalten mich wieder freundlich ansprachen! Dazu kam dann noch Ihr lieber Brief, ein nicht minder erfreuliches Geschenk! Doch der gütige Himmel schenkt mir viele Festtage, täglich überhäuft mich der gute Gott mit Freuden aller Art und mir ist fast immer als ob es Sonntag wäre! Ich lebe nun wieder ganz meinen Freunden und meiner herrlichen Kunst, und täglich fühle ich mich mehr von ihrem erhabenen Zweck und meinem schönen Beruf durchdrungen; mit Rom werde ich immer bekannter und vertrauter, und dadurch wächst meine Liebe und Anhänglichkeit immer mehr, denn das ist ein Haupterforderniß bey mir, um mir eine Stadt recht werth zu machen, daß sie mir bekannt sey. Doch Rom war mir niemals unbekannt. Daß Sie mein Gefühl für die Schönheiten, die mich jetzt umgeben, recht zu wecken suchen, danke ich Ihnen, es beweis't nur von Neuem Ihre innige Theilnahme, Ihre väterliche Liebe, die mir jeden Genuß zu erhöhen wünscht und mir jede mögliche Erweiterung meiner Kenntnisse zu Gute möchte kommen lassen. Insonderheit aber erfreut mich Ihre Aufforderung, auch Sculptur und Architectur nebenbey zu studiren, das ist recht Wasser auf meine Mühle und Balsam auf meinen Scheitel, wahrlich so hatt ichs auch gemeint, den Alten womöglich in Nichts nachzustehen. Ach ich läugne es nicht liebster Vater, daß ich noch immer diese vielleicht zu stolzen Träume nicht aufgeben kann. Und warum sollte denn das abgeschnitten seyn? Waren die Alten mehr als Menschen? Nur sie nicht nachahmen wollen, sondern auf gleicher Bahn mit Ihnen wetteifern! Und heißt es nicht, wer da hat, dem wird gegeben? und bittet, so wird euch gegeben? und so Ihr Glauben hättet, so würdet Ihr Berge versetzen können? O, ich danke Gott, daß er mir diesen zuversichtlichen Glauben gegeben hat und bitte ihn täglich, er wolle mir ihn stärken und mehren. Er wird mich nie stolz auf eigene Kraft machen, denn ich glaube nicht an eigene Kraft, sondern daß nur der Hilfe geben kann, der in den Schwachen mächtig ist. Und spüre ich doch täglich seinen Segen und seine Freundlichkeit an Gaben der Gesundheit, die da Freundlichkeit giebt und an der Fülle der Liebe, die zu allem Guten treibt und eine Quelle ist, aus der ein neues Leben in uns hervorgeht; wie sollt' ich denn nicht von Herzen glauben? Das Bündniß unter uns sechsen wird von Tag zu Tag fester, wir kommen mit unsrer Kunst immer mehr aufs Klare, und die Grundsätze der Religion und allgemeinen Liebe bevestigen sich bey uns und wirken Früchte der herzlichen Eintracht. Alle Sonnabend Abend sind wir bestimmt bey einander und da wird von Nichts als unserm gemeinschaftlichen Zweck gesprochen. Den Beschluß macht dann allemal eine Vorlesung aus der Bibel, denn wir erkennen mehr und mehr, daß der Mensch wichtiger ist als der Künstler, und daß, wenn man als Künstler will auf einen bessern Weg hinführen, man zuvor als Mensch untadelich seyn müsse. O daß der Himmel gäbe, wir könnten diese Grundsätze etwas mehr ausbreiten! es ist traurig zu sehen, wie die meisten Menschen in ihrer Eitelkeit dahin leben und wollen nicht Gott die Ehre geben. Sie gehören der Welt ganz an und nur in müssigen Stunden wenn es ihnen gerade gefällt, machen sie die Miene der Gottesfurcht. Darum gelingt es ihnen auch nicht mit Freunden, denn Sirach spricht: nur der Gott fürchtet, dem wird es mit Freunden gelingen. Niemand kann zween Herrn dienen! . . .

An den Vater.

Rom am 29. Septbr. 1810.

. . . Aus meinem früheren Briefe, der hoffentlich richtig eingegangen ist, wissen Sie, daß wir unsere liebliche freundliche Villa Malta räumen müssen und zwar Ende dieses Monats. Wir waren darüber fast untröstlich, denn wie wird einem armen Künstler sonst so etwas geboten! Doch der Himmel hat denn nach seiner alten löblichen Gewohnheit wieder Alles so gefügt, daß ich mich schämen muß, auch nur einen Augenblick mismutig gewesen zu seyn und nicht fest auf seine Leitung vertraut zu haben. Nachdem wir einige Tage vergebens hin und her gesucht und uns erkundigt hatten nach einem passenden Quartier, kommt uns der Einfall, in den seit drey Monaten leer gewordenen Klöstern uns umzusehen, fragen, dachten wir, sey auf jeden Fall frey! — Und siehe! Da kommen wir in ein Kloster di San Isidoro auf eben dem Hügel gelegen, auf dem sich Villa Malta befindet, in einer schönen freundlichen Lage und noch schöner und freundlicher von innen, fragen an bey dem einzigen Pater Guardian, der es noch bewohnt, und werden handelseinig, 12 größere und kleinere Zellen sammt dem unermeßlich großen Refectorium für 36 Scudi jährlich, also noch um 2 Sc. wohlfeiler als hier zu beziehen. Nun werden wir also Klosterbrüder! — Nicht wahr, Sie werden lächeln über die sonderbaren Schicksale Ihres Fritz, daß er nun Gelegenheit hat in klösterlicher Abgelegenheit und Stile recht seiner Kunst zu leben und sich schon auf Erden einen Himmel in seinem Herzen aufzubauen. O ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich mich der Gedanke macht, daß ich in ein Kloster ziehe, die heilige Stätte soll auch durch mich nicht entweiht werden. Die Kunst unter Anleitung der Bibel vornehmlich und auch des classischen Alterthums soll mein ganzes Bestreben sein, all mein Dichten und Trachten soll dahin zielen. Die Kunst d. h. nicht die Malerey allein, sondern die allgemeine Kunst, die alles umfaßt. . . .

Overbeck an Sutter.

Rom, am 21. Mai 1813.

Wenn ich nicht längst Deine unerschütterliche Freundschaft kennete, so würde ich in allem Ernste fürchten müssen, daß dies mein Stillschweigen mir einen Grad Deiner Liebe möchte entzogen haben; allein ich kenne Dich und ich bedarf nichts als mir Dich recht

lebhaft zu denken, um alle Besorgniß schwinden zu machen; und so sage ich denn Dir nur, daß es mir in der That unmöglich war, Dir bisher zu schreiben, die Ursache findest Du nachstehend. Gottlob war es weder Krankheit noch sonst etwas Widriges was mich abhielt, sondern etwas wofür in alle Ewigkeit meine Seele den Herrn besingen wird.

Ich war nemlich vergangenen Herbst kaum von meinem Sommeraufenthalte auf dem Lande in die Stadt zurückgekommen, als ich die Bekanntschaft eines Geistlichen hier machte, eines Mannes den ich in jedem Betracht ein Muster eines Weltgeistlichen nennen möchte, indem er strenge unverrückte Rechtgläubigkeit mit einer schönen edlen Aufklärung verbindet, unermüdeten Eifer für seinen Beruf besitzt und durch liebevolles Entgegenkommen alle Herzen gewinnt. Ich hatte oft lange über das Wichtigste dieser Welt, den wahren Glauben, nur bei mir selbst nachgedacht und war auf den Punkt gekommen zu glauben, daß nur dadurch wieder Eine Heerde und Ein Hirt entstehen könnte, welches doch der innigste Wunsch jedes Christen sein muß, wenn alle Menschen des Unterschiedes zwischen Katholiken und Protestanten vergessen würden, welches freilich nur aus Unkunde entstehen konnte, indem es, recht bedacht, Erkaltung von beiden Seiten voraussetzt; allein so dachte ich als ich die Bekanntschaft jenes Priesters machte. Ich wußte bis dahin von der katholischen Lehre sehr wenig, nichts gründlich, und wollte mich daher bei diesem Priester ein wenig unterrichten, dachte aber nichts weniger, als das, was daraus hernach wirklich folgte. In wenigen Abenden aber bewies er mir die Nothwendigkeit einer sichtbaren Kirche so klar und überzeugend, daß es mir wie Schuppen von den Augen fiel und ich nicht begreifen konnte, wie das nicht jeder Mensch erkennen müßte.

Ich setzte meine Abendbesuche fort mit einigen Freunden, und war nach kurzem innern Kampf durchaus überzeugt von der Wahrheit der katholischen Lehre, daß nemlich nur bei der Kirche die von unserm Herrn geoffenbarten Wahrheiten rein und vollständig aufbewahrt seien, daß es also die Pflicht eines jeden Menschen sei, in ihr die Fülle des Heils zu ergreifen. Welch ein Licht ging mir mit dieser Erkenntniß auf! Ich erkannte nun, warum mit der Reformation auf einmal jener Geist der Einfalt und Frömmigkeit, der aus allen alten Werken aller Kunst und Wissenschaften spricht, wie verwischt, wie verschwunden ist, und statt dessen eine Aufgeblasenheit eintritt und eine Art von Aufklärung, die dem Menschen alle sichere schönere Beziehung raubt, ihn kalt und unempfindlich für die Schönheit und den Einfluß der Künste macht. Kurz, wohin ich sah, strahlte mir neue Klarheit, neue Ueberzeugung entgegen, und ich wäre auf der Stelle übergetreten, wenn ich nicht gefürchtet hätte, meine ehrwürdigen Eltern durch einen so plötzlichen Schritt zu hart zu treffen.

Indessen begann ich sogleich einen lebhaften Briefwechsel mit meinem Vater, dem ich meine kürzlich erworbene Erkenntniß sehr ausführlich mittheilte, in der Hoffnung, daß auch er von dem Gewichte der Gründe bewogen nicht bloß mir seine Einwilligung geben, sondern selbst mir folgen würde. Dieser Briefwechsel nun, dem ich alle meine Zeit widmete, die mir von Arbeiten übrig blieb, war die Hauptursache meines langen Stillschweigens gegen Dich, theurer Sutter! das Du mir gewiß auch verzeihen wirst. Leider! hatten meine Briefe nicht den gewünschten Erfolg. Mein Vater, der in heftigen Vorurtheilen gegen den Katholicismus alt geworden ist, opponirte sich heftig dagegen; ich schrieb ihm Briefe über Briefe, immer ohne Erfolg. Seine Antworten indessen waren von der Art, daß sie mich zwar zuerst etwas wanken machten, aber bei näherer Betrachtung nur noch mehr stärkten. Ich entschloß mich daher am Ende, hier im Stillen überzutreten, ihm aber meinen Schritt noch zu verheimlichen, bis ich ihn nach und nach würde mehr überzeugt haben.

Der Palmsonntag war der für mich so wichtige, so unvergeßliche Tag, wo ich nach einer viertägigen Vorbereitung in einem Kloster in den Schooß der Kirche aufgenommen ward. Es geschah ganz im Stillen, aber was in mir vorging, das sprechen keine Worte aus. Seitdem führe ich ein geregeltes katholisches Leben, und der Genuß der heiligen Sakramente wirkt eine Ruhe und himmlischen Trost in mir, daß ich mit Muth allen Kämpfen, die meiner deshalb warten, und allen Leiden, die sonst der Herr mir schicken sollte, entgegen gehe.

Danke auch Du, mein geliebter Bruder, in inbrünstigem Gebete unserm Gott, daß er in dem geringsten seiner Knechte seine Gnade so herrlich erwiesen hat, daß er uns, mein Geliebtester, geistig noch enger vereinigt hat, vereinigt mit ewig unauflöslichem Bande, wenn wir nur treu seiner Spur folgen, seiner Liebe nie vergessen. Da Du aber einsehen wirst, daß ich gegründete Ursache habe diese Sache noch zu verheimlichen, so brauche ich wohl nicht hinzuzusetzen, daß ich Dir dieselbe nur unter dem Siegel strenger Verschwiegenheit anvertraue. Es weiß bis jetzt noch niemand davon als meine Freunde, doch unter diesen auch Vogel noch nicht, den ich auch besser durch Briefe überzeugen zu können hoffe, als mündlich, weil man in mündlicher Unterredung leicht in einen Eifer geräth, der hinderlich ist, eine Sache ruhig und klar zu betrachten. . . .

Overbeck an Vogel.

. . . Deine Offenheit, mein Lieber! entlockt meiner Feder ein Geständniß, das ich vielleicht noch für eine Weile zurückgehalten hätte; allein ich will nicht, daß meine Freunde es mir an Zutrauen zuvor thun sollen, und so will ich Dir denn mein innerstes Herz aufschließen, gewiß, daß was Du auch darin erblicken wirst, Dich wohl befremden, aber nicht an Deinem Freunde kann irre werden lassen. Wisse also, mein Lieber! daß ich nicht allein meiner innigsten Ueberzeugung nach und mit dem festen Glauben, sondern auch äußerlich bereits der katholischen Kirche angehöre, das heißt, daß ich nicht etwa ein Verfechter pfäffischer Schändlichkeit oder ein Anhänger von Parteigeist erhitzter pharisäischer Schriftgelehrter bin, sondern mich bekenne zu jener Heerde, die nach meinem festen Glauben durch göttliche Fürsorge das theure Wort Gottes, wie es aus dem Munde des Heilands gegangen, besitzt, und

die im Lichte der Wahrheit wandelt, täglich und stündlich beseligt durch die Wunder seiner Gnade, ihm auf das innigste verbunden wie die Braut dem Bräutigam, und im vollen Rechte der Kindschaft, das uns Jesus Christus erworben. Daß ich einen solchen Schritt nach vorhergegangener, langer und reiflicher Ueberlegung und gewissenhafter Nachforschung gethan, wirst Du voraussetzen; daß ich aber nach erkannter, durch die Geschichte sowohl als die Vernunft hinreichend erwiesener Wahrheit dem göttlichen Lichte nicht Widerstand leisten wollte, sondern trotz dem Spotte einer halben Welt, die es für Wahnsinn hält, einen solchen Schritt zu thun, ja trotz meinem eigenen Vater, diesen Schritt wirklich that, ob das bei Dir nun Lob oder Tadel verdienen wird, weiß ich nicht. O, mein Lieber! wer seine nahe Gottheit im Genusse der heiligen Sakramente empfunden, wer die Früchte seines Reiches, Friede und Freude im heiligen Geiste, genossen, wen Er hat fühlen und erkennen lassen, wie über Alles wichtig der Besitz seiner Liebe ist, der begreift auch seine Worte wohl: wer nicht verlässet Vater und Mutter etc. um meinetwillen, ist meiner nicht würdig; der fühlt seine eigene Schwachheit durch seine Kraft gestärkt zu jedem heldenmüthigen Opfer. Und siehe! wie milde seine Hand es wendet! Mein Vater entzieht mir weder seine Liebe noch seine Achtung, unsre Herzen bleiben vereint nach wie vor. Und so hoffe ich denn auch, daß Er mir die Liebe meines Freundes erhalten wird, und sein Herz vereint mit dem meinigen; ja ich hoffe und bitte von ihm noch viel mehr, nemlich daß Er meine Lieben mit eben dem Lichte erleuchten wird und auch sie in den vollen Besitz seiner beseligenden Gnade setzen, dazu er nach seiner Barmherzigkeit mich berufen hat. . . .

Quellen: Overbecks Nachlaß auf der Lübecker Stadtbibliothek.
Howitt, Friedrich Overbeck. Sein Leben und Schaffen. Herausgeg. von Paul Binder. 2 Bde. Freiburg 1886.
Hasse, Aus dem Leben Friedrich Overbecks. Allgem. konservat. Monatsschrift. 1887. IX.
Lehr, Die Blütezeit romantischer Bildkunst, Franz Pforr, der Meister des Lukasbundes. Verlag des kunstgesch. Seminars der Universität Marburg. 1924.
Rosenthal, Konvertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert.

Friedrich Overbeck
Bundeszeichen der Lukasbrüderschaft
(Radierung)

DER MALER UND DAS MÄDCHEN VON FRIEDRICH OVERBECK

AM FRÜHEN MORGEN.

Der Künstler auf einem einsamen Spaziergange, die Bibel unter dem Arme.

Geh ich hinaus in deine Kühle, heitrer Morgen,
verscheucht dein Sonnenblick mir alle Sorgen.
Mir wird so leicht, so wohl ums Herz.
Ach! wie man doch so oft den Morgen nur verschlafen kann!
Bei Sonnenaufgang, dünkt mich, finge man
das Leben allemal von neuem wieder an.
Ich fühle wie ein Kindlein in der Wiege,
daß ich am Herzen meiner treuen Mutter liege.
Die Flur, die fernen Berge und die Bäume,
wie alles mich erinnert an die goldnen Träume
der jugendlichen Phantasie,
an die beglückte Kinderzeit,
wo man sich goldne Berge noch an goldne Berge reiht,
die Brust voll Sympathie.
Jetzt deine Bibel aufgeschlagen,
um bei dem heiligen Orakel anzufragen!
Wie muß es hier im Freien an des Herzens Saiten schlagen!
Die Predigt Christi auf dem Berge will ich nehmen
und denken, daß die Worte jetzt aus seinem eignen Munde kämen:

Er schlägt das Buch auf und liest:

„Und er tat seinen Mund auf, sie zu lehren,
und ließ sie unsterbliche Weisheit hören."
Merk auf! und den Verstand nimm jetzt gefangen
und habe Glauben wie ein Kind!
Denk, daß die Klügsten doch erst angefangen
und daß wir alle noch der Leitung sehr bedürftig sind.
„Selig sind die am Geiste Armen,
denn der Herr wird sich ihrer erbarmen,
und das Himmelreich ist ihr.
Selig sind, die da dulden und leiden,
es kehrt einst Gott die Leiden in Freuden
und wird sie trösten für und für."
O Herr, beschränk' du selber meinen Sinn
und lenk ihn ganz auf deine Lieb' und Güte hin.
Laß keine eitle Ruhmbegier mein Herz betören
und stets auf seine Stimme mich nur hören.
Und was du auch hienieden noch zu leiden hast,
nimm willig auf dich deine Last,
des Herren Joch ist sanft und seine Frucht ist süße.
Er labt uns einst durch Himmelstrost und Seligkeitsgenüsse.
„Selig sind die sanften Gemüter,
ihnen gehören die irdischen Güter.
Wahrlich ich sag' euch, die Sanften auf Erden
sollen aller Herren einst werden.
Selig sind, die da hungert und begehren,
von Gerechtigkeit sich zu nähren,
denn sie sollen Speise ha'n.
Selig sind, die Barmherzigkeit üben,
sie wird der Vater wiederum lieben,
und werden Barmherzigkeit empfahn."
Du seist mir Beispiel, Herr und Meister;
du triebest aus die bösen Geister,
und wo du wandeltest, da floß Genesung auf die Kranken.
O welche Zunge kann dir, Herr, genugsam danken
für die Barmherzigkeit, die du getan?
„Selig sind, die im Herzen Kind,
noch reines unschuldiges Sinnes sind;
in ihres kindlichen Herzens Vertrauen
werden sie Gott, den Allmächtigen, schauen."
O welche Verheißung! ihn zu schaun!
Ich will, jawohl, ich will auf die Verheißung baun!
„Selig sind, die den Frieden lieben,
niemand beleidigen, niemand betrüben,
solche wird Gott als seine Kinder lieben.
Selig sind, die um Wahrheit willen
gerne leiden und dulden im Stillen.
Einst zum Überwinders Lohne
schmückt sie unsterblich die Märtyrerkrone."

Indem er das Buch zuschlägt:

O! könnte ich doch jetzt nur eine Seele finden,
die so wie ich für heut noch rein von Sünden
mit mir um eines zu dem Herren flehte,
daß unsichtbar sein Odem uns umwehte.
„Wo zwei in meinem Namen sich versammeln
und kindlich ihr Gebet mir stammeln,
da will ich mitten unter ihnen sein.
Und wo sich zwei um eines zu mir nahn,
das sollen sie vom Vater sicherlich empfahn."
Sieh da! da kommt ein Mädchen hergegangen,
ich denke wohl, ich red' es an,
sie sieht so kindisch aus, so unbefangen!
O! die hat heut gewiß nichts Böses noch getan.
Ich setze mich derweil hier in den Schatten nieder
und horch so lange auf der Vögel Lieder.

(Er setzt sich.)

Sieh! wie ein Engel sanft und rein!
Die kann gewiß nicht sündhaft sein!

(Das Mädchen kommt und grüßt.)

Das Mädchen:
Gelobt sei Jesus Christus, Herr!
Der Künstler, schnell aufspringend:
Jawohl in Ewigkeit gelobt sei der!
Hör', weißt auch, Kind, weß Namen du genannt?
Das Mädchen:
Nun denn, von dem, den Gott gesandt.
Sollt ich den Herren Jesus noch nicht kennen?
Der Künstler:
O liebes, gutes Kind, es tun ihn ja gar viele nennen.
Sprich, hast du heut ihn schon um was gebeten?
Wie? Sprich, mein Kind! Warum erröten?
Ein Kind wie du, das ist ihm lieb und wert,
wird alles, was es bittet, ihm gewährt.

DER MALER UND DAS MÄDCHEN VON FRIEDRICH OVERBECK

Das Mädchen:
Ach Herr, ich bin ein gar zu armes Kind.
Die Eltern nur gemeine Bauern sind.
Und weiß gar wohl, er kann nicht stets auf alles Bitten hören.
Wenn ich nur denk', wieviel vornehme Leut es hat,
von denen jedes auch doch eine Bitte tat;
und denen muß er sie doch erst gewähren!
Bis da an unsereins die Reihe kommen kann,
da mag er oft nicht viel mehr übrig ha'n,
und doch hat er mir schon so viel zu Lieb getan.

Der Künstler:
O Kind, er hat den Himmel dir ins Herz gelegt,
und wer den Gott in seinem eignen Busen trägt,
der wird ja stets von innen schon belohnt,
schon von dem Gott, der in ihm wohnt.
Doch wisse, seine Gnad ist unermeßlich
und endiget bei denen, die ihn fürchten, nie.
Des Kindes Flehn, es ist ihm unvergeßlich,
der kleinste Laut entgeht ihm nie.
Vor ihm da gilt kein Ansehn der Person,
vor ihm sind alle Menschen gleich —
vom Bettler bis zum Fürsten auf dem Thron;
der Große kommt nicht früher in das Himmelreich.

Das Mädchen:
Ach Herr, das kann ich doch so ganz nicht glauben.
Tut mir des Herzens süßen Wahn nicht rauben,
sonst könnte Stolz mein Herz berücken,
und Demut nur tut mich beglücken.

Der Künstler:
O Gott im Himmel, sieh auf dieses Kind herab!
Willst du zum zweitenmal den Sohn uns senden,
so laß auf diese Unschuld deinen Geist herab,
auch sie ist würdig, die Verheißung zu vollenden.
Hör, Kind, ich weiß, es hört Gott lieber dein Gebet
als meins. Wenn so ein Kind voll Glauben zu ihm fleht,
kann er sein Angesicht nicht von ihm wenden.
Sieh, wenn wir beide ihn um etwas bitten,
so haben wir den Herren selbst in unsrer Mitten.
Sprich, könntest du das wohl?

Das Mädchen:
Ich weiß nicht, was ich sagen soll!

Der Künstler:
Das Sagen laß du mich nur tun,
im Herzen aber mußt du mit mir beten!
Versprich mir's, Kind. Willst du das tun?

Das Mädchen:
Ja, wenn Ihr sprechen wollt, will ich schon beten.

Der Künstler:
Komm, setzen wir uns unter diesen Baum,
da hier im Grase ist für beide Raum.

(Sie setzen sich — er betet.)

„Herr, laß dir unser Stammeln nicht mißfallen!
Hör gnädig, Herr, auf deiner Kinder Lallen
Und neige uns dein Vaterohr!
O heilige doch, Gott, mein ganz Gemüte
und töte jede böse Lust in dem Geblüte
und zieh mich aus der Sünd' hervor!
Laß mich hinfort nicht sündigen!
Dein Lob laß mich verkündigen,
dich unaufhörlich preisen wie der Engel Chor!
In Tönen, Worten, Bildern
kann man die Herrlichkeit des Herren schildern.
O Herr! verleih mir auch,
daß alles, was du mir geschenket,
die Kraft, die du mir in das Herz gesenket,
zu deinem Lob ich ewig brauch'!
Sieh, Herr, die Unschuld ihre Hände falten,
tu ihr des Herzens Demut doch erhalten
und wend' nicht von ihr ab dein gnädig Aug'.
Sie weint, o Gott, die heil'ge Träne muß ich küssen."

(Er küßt sie heftig.)

Das Mädchen:
Was macht Ihr, Herr, Ihr habt mich hingerissen
und wollt mich nun verführen gar?
Ach Gott, was hab' ich jetzt gemacht!
Die Mutter hat mir's oft gesagt:
Mit Männern nicht zuviel gewagt!

Der Künstler:
Kind, glaubst du, daß man jetzo beten kann
und gleich darauf nach Sinnlichkeit verlangen?
Das Himmelreich fängt wie ein kleines Körnchen an,
doch bald sieht man am Baum schon gold'ne Früchte hangen.
Und alles Unkraut muß vergehn,
in wessen Herzen dieser Baum tut stehn.

Das Mädchen:
Ihr seid ein gar zu guter, lieber Mann.
Wenn man Euch so zuhören kann,
so gibt's nichts Schön'res auf der Erden;
man könnte eine Heilige werden.

Der Künstler:
O heilig, Kind? Das bist du lange schon!
Dein Leib ist Gott geheiliget zum Tempel,
in deinem Herzen hat er selber seinen Thron,
auf deiner offnen Stirne trägst du seinen Stempel.
Hab' Dank, o Kind, für dein Gebet,
ich glaub' gewiß, daß, wie geschrieben steht,
hat unter dem Gebet des Herren Geist um uns geweht.
Doch geh jetzt, Kind, geh dem Geschäfte nach —
und morgen früh, bist du so früh schon wach,
triffst du mich auf derselben Stelle wieder.

Das Mädchen:
Fast kann ich mich nicht von Euch trennen,
das Herz ist mir so voll!
Ich weiß nicht, wie ich das Gefühl soll nennen.
Mir ist so weh und doch so wohl.
Und morgen früh komm ich gewißlich wieder.
Adje!

Der Künstler:
Leb wohl, du liebes Kind, für heute!
Des Tages Arbeit ruft uns beide.

(Sie trennen sich.)

FRIEDRICH OVERBECKS ÜBERTRITT ZUR KATHOLISCHEN KIRCHE

MITTEILUNGEN AUS DEM BRIEFWECHSEL MIT SEINER FAMILIE AUSGEWÄHLT

VON PAUL HAGEN

Der umfangreiche Nachlaß des Malers Friedrich Overbeck ist im Jahre 1899 von dem Lübecker Senat erworben und der Stadtbibliothek überwiesen worden. Als wertvolle Ergänzung sind die Originalbriefe Fr. Overbecks an seine Eltern und seinen Bruder Christian Gerhard nebst einer Anzahl von Briefen des letzteren auf Grund einer Testamentsbestimmung der Witwe des Senators Christian Theodor Overbeck, Charlotte geb. Krüger, im Jahre 1914 ebenfalls in den Besitz der Stadtbibliothek gekommen. Der Gesamtbestand ist dank einer Anordnung des Bibliotheksdirektors Dr. W. Pieth neu geordnet und katalogisiert, das Verzeichnis ist als zweites Stück der Veröffentlichungen der Stadtbibliothek der freien und Hansestadt Lübeck vor kurzem im Druck und Verlag von Max Schmidt-Römhild erschienen.

Über das Leben Fr. Overbecks ist man im allgemeinen gut unterrichtet durch das auf einer Arbeit von zehn Jahren beruhende Buch der Engländerin Margaret Howitt „Friedrich Overbeck. Sein Leben und Schaffen. Nach seinen Briefen und anderen Documenten des handschriftlichen Nachlasses geschildert", das Franz Binder in zwei Bänden 1886 im Herderschen Verlag, Freiburg i. Br., herausgegeben hat. Indessen haben der Verfasserin die Briefe, die im Besitz des Senators Chr. Th. Overbeck waren, nicht zur Verfügung gestanden, und gerade sie sind für das Innenleben des Künstlers und den für sein künstlerisches Schaffen bedeutungsvollen Übertritt zur katholischen Kirche von besonderer Wichtigkeit. In seinem Elternhaus (Julius Havemann hat es in seiner Novelle „Overbeck" anschaulich geschildert) herrschte ein inniges Familienleben, und wenn er auch schon im 17. Lebensjahre die Vaterstadt Lübeck verließ, die er niemals wiedersehen sollte, so blieb er doch durch einen regen brieflichen Verkehr mit den Eltern und Geschwistern verbunden und ließ sie an seinen inneren und äußeren Erlebnissen teilnehmen. Aus jenen Briefen an seine Eltern und seinen Bruder Christian Gerhard, die sich über die Jahre 1803 bis 1846 erstrecken, hat Paul Hasse, der 1907 verstorbene Lübecker Staatsarchivar, ein Enkel von Fr. Overbecks Schwester Betty Meier, eine mit Kürzungen verbundene Auswahl bis zum Jahre 1818 veröffentlicht, aber an einer schwer zugänglichen Stelle, in der Allgemeinen konservativen Monatsschrift, Jahrgang 1887 und 1888. Dazu kommt, daß durch die Kürzungen, zu denen Hasse durch die Reichhaltigkeit des Materials gedrängt wurde, doch manche für die Konversion Fr. Overbecks bezeichnende Stellen in Wegfall gekommen sind. Zu einem vollen Verständnis des Schritts, den der streng protestantisch erzogene Lübecker mit seinem Glaubenswechsel in Rom unternahm, dürfen schließlich aber auch die darauf bezüglichen Briefe des Vaters, mit dem der Sohn dadurch in einen Konflikt kommen mußte, nicht fehlen, die übrigens zugleich für die Persönlichkeit des Lübecker Bürgermeisters und Dichters Christian Adolf Overbeck charakteristisch sind.

Ein vollständiger Abdruck aller in Betracht kommenden Briefe würde freilich zuviel Raum beanspruchen und eine Beschränkung auf das Wesentliche ist geboten. Die Orthographie und Interpunktion der Originale ist beibehalten, die in den Briefen unterstrichenen Worte sind durch Sperrdruck hervorgehoben.

Fr. Overbeck an den Vater.

(Rom) am 29sten (Aprill 1811.)

Der Gottesdienst, lieber Vater, hat doch in catholischen Ländern manches unendlich herrliche! Es ist doch noch, besonders in den geringeren Volksklassen, wahre Andacht zu finden und Glaube und Ehrfurcht vor etwas Heiligem! Kürzlich ging ich spät Abends durch einige Gassen von Rom, als ich von Weitem das Glöckchen klingeln hörte, welches das Sanctissimum verkündet, ich kam auf einen großen Platz, und indem ich ihn betrat kam von der entgegengesetzten Seite der Priester unter dem Baldachin die Monstranz tragend, doch so daß er nur eine entfernte Ecke des Platzes durchschnitt; es war finstre Nacht und jedermann hätte leicht ungesehen selbst mit bedecktem Kopfe seinen Weg fortgehen können, allein auf dem ganzen ziemlich mit Menschen angefüllten Platze lag alles auf den Knieen und kreuzigte sich! — Das machte einen außerordentlichen Eindruck auf mich daß ich unwillkührlich auch auf die Kniee fiel. — Und in den Kirchen, wie herrlich ist es nicht, daß so aller Standesunterschied vor Gott aufgehoben wird! Da kniet der Bettler neben dem Grafen und Fürsten, das Weib neben dem Manne das Kind neben dem Greise und alles schlägt demüthig an seine Brust und denkt: Gott sey mir armem Sünder gnädig! Wie herzergreifend war es oft in Wien in der Stephanskirche am Abend das Heilig! Heilig! Heilig! zu hören aus mehr denn Tausend Kehlen, alt und jung, reich und arm. — O warum ist diese Gleichheit der Stände vor Gott wohl bei uns aufgehoben! warum geht man wohl in die Kirche wie ins Theater, nicht um anzubeten, sondern Einen pereriren zu hören! warum kniet man wohl nicht mehr bei uns! — Ich erkläre mich Ihnen darüber so frank, weil ich denke, daß Sie hinreichend überzeugt sind es könne mir nie einfallen deswegen catholisch werden zu wollen; ich bin der Meinung daß

Friedrich Overbeck — Josefs Traum. 1810

man weder Protestant noch Catholik zu seyn braucht um ein guter Gott wohlgefälliger gläubiger Christ zu seyn, denn was ist Catholicismus, was ist Protestantismus? Sind nicht beyde nur verschiedene Formen unter denen ein und derselbe Gott und ein und derselbe gekreuzigte Heiland angebetet wird? Und wenn ich, der ich protestantisch erzogen bin, im Gottesdienst der Catholiken Erbauung für mich finde, steht es mir nicht frey ebenso gläubig ihrem Gottesdienst beyzuwohnen als ein gebohrner Catholick? warum kann ich nicht niederknieen wie sie, und durch das heilige Zeichen des Kreuzes mich erinnern, daß Christus auch für mich gestorben ist — warum kann ich nicht die Legende der Heiligen und Märtyrer eben so mit Andacht und Glauben lesen, wie sie, wenn man gleich bei uns so undankbar ist die auserwählten Menschen die auch mit ihrem Blute unser Heil erkauft haben, sosehr zu vergessen daß man weder ihre Namen noch ihre Thaten oder Leiden noch die Wunder die Gott an ihnen gewirkt hat kennt! — Und wer bin ich, daß ich sollte der gebenedeyten Jungfrau die Gott selber erwählt hat den Heiland der Welt seinen einzigen Sohn zu gebähren, meine Ehrfurcht versagen?

Mit der innigsten Andacht habe ich die Catacomben, die unterirdischen heimlichen Aufenthaltsschlupfwinkel der ersten Christen besucht und die Plätze gesehen wo der Leichnam der heiligen Cecilia lag und des heiligen Martinus und so vieler tausend Märtyrer, die freudig für die Wahrheit starben. Gleich beym Eintritt in diese fast unermeßlichen Labyrinthe lag ein Haufen von zum Theil noch gut erhaltenen Knochen aufgethürmt — und da der Führer mit seiner Kerze vorangegangen war, konnten wir nicht unterlassen jeder unbemerkt ein Stückchen dieser theuren Ueberbleibsel zu entwenden, ein Diebstahl, den uns Gott und die Kirche vergeben wird. . . .

Fr. Overbeck an die Mutter.

Am Isten März 1812.

. . . Einem herrlichen Kirchenfeste wohnte ich am h. 3 Königtage bey. In der Kirche Araceli die ganz in der Höhe neben dem Capitol liegt, befindet sich ein Gnadenbild des Christkindes von dem man viele Wunder erzählt. Dieses wird an diesem Tage mit pomphaften Ceremonien zuerst mit Procession in der Kirche umhergetragen und dann draußen vor derselben oben an der hohen großen prächtigen Treppe die zur Kirche hinaufführt, wo der Priester ein dazu errichtetes Gerüst besteigt, dem ganzen sich auf die Kniee werfenden sich bekreuzigenden Volke gezeigt und demselben damit die Benediction gegeben. Die ganze hohe, hohe Treppe von gewiß mehreren hundert Staffeln war gedrängt voll von Menschen, dazu der Platz unten und oben, auch die Treppe die zum Capitol führt und der Platz vor demselben, überall drängte sich das Volk, und kaum erschien oben der Priester mit Fackeln und Musick so lag alles auf den Knien und schlug an die Brust, und feyerlich langsam machte der Priester während Todtenstille herrschte das Kreuz mit dem Kinde das er mit beyden Händen und dem prächtigen Meßgewande hochemporhielt. — Wie würden Sie staunen, liebe Mutter! wenn Sie einmal so einer Feyerlichkeit beiwohnen könnten! davon man in unsern protestantischen Ländern gar keinen Begriff hat, in denen an die Stelle einfältiger gläubiger Frömmigkeit philosophische Grübeley, und vermeynte Aufklärung, ein schönes Wort um damit Dünkel und Lauheit zu bemänteln, getreten sind. Mit Empörung erinnere ich mich daran wie bey uns selbst während der feyerlichen wichtigen Handlung der Communion so wenig Rücksicht auf die andächtigen Christen genommen wird daß zur nemlichen Zeit aller Lerm und Unfug in der Kirche getrieben wird. Was würde wohl unser wahrhaft frommer Luther sagen, wenn er solchen Gräuel sähe? Ich bin überzeugt, daß Er der erste wäre der da riefe werdet doch Alle wieder katholisch! — Bey der Gelegenheit muß ich Ihnen doch auch, geliebteste Mutter, von einem Buche sagen, das mich jetzt sehr beschäftigt und dessen Inhalt mich ganz für seinen Verfasser begeistert hat; es ist die Geschichte der Religion Jesu Christi[1]), von dem Grafen von Stollberg. Ich weiß nicht ob es Ihnen nicht vielleicht schon bekannt ist, und fast vermuthe ich es, wonicht so suchen Sie doch je eher je lieber es zu bekommen, und scheuen Sie keine Kosten. Es ist ein wahrer Trost so etwas in unsern Zeiten entstehen zu sehen, so ächt, so wahrhaft religiös; zu wissen, daß es auch jetzt noch in unsern Tagen wo man beständig zwischen gänzlicher Gottesläugnung oder Lästerung und der thörichtsten von allen Schwärmereyen schwanken sieht, daß es jetzt noch Männer giebt von so wahrhaft christlichen Gesinnungen. — Es ist ein Buch das in jeder Haushaltung seyn sollte als Commentar zur Bibel. — Fast bin ich schon entschlossen früher oder später ein Bildchen zu malen und es dem Verfasser unbekannter Weise als Zeichen meiner Dankbarkeit zu senden[2]). — Sonst lese ich sehr Weniges, am wenigsten neue Schriften! Ein kleines Büchelchen nur begleitet mich fast überall, es ist lateinisch und handelt von der Nachahmung Christi von Thomas von Kempen; woraus Sie sehen daß ich mich gleichsam als geistlich betrachte; wie ich mich denn auch glücklich schätze daß meine Kunst mich so

[1]) Friedr. Leop. Graf zu Stolberg, Geschichte der Religion Jesu Christi. Hamburg 1806—18. 15 Bde. Die Lübecker Stadtbibliothek besitzt ein Exemplar. Es ist „das Werk eines strenggläubigen Schwärmers, eine beredte Urkunde für den Verfasser und seine Zeit, voll herzlicher Stellen in dem eintönigen, ungeschickten Ganzen, ohne dreuendes Zelotentum und directe Polemik, kritisch gemessen aber der bare Dilettantismus, wie von vornherein Plan und Absicht zeigt". (Erich Schmidt in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. 36, S. 365.)

[2]) Das ist nicht geschehen. Graf Stolberg, der durch Christian Schlosser viel Rühmliches über Fr. Overbeck gehört hatte, schrieb ihm 1818 aus Anlaß eines Empfehlungsbriefs: „Ich kann diese Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, Ihnen als Sohn meines Freundes, und als einem edlen Jüngling, von dem ich so viel schönes und erfreuliches von mehr als Einer Seite her vernehme, von ganzem Herzen Glück zu wünschen dazu, daß Sie in den Schooß der Kirche zurückgekehrt sind, aus welchem unsre Väter sich hatten verlocken lassen."

unmittelbar zum geistlichen Leben führt. Auch habe ich mir selber zur Weynacht eine schöne Ausgabe der Vulgata, der lateinischen Bibel-Uebersetzung beschert, und statt dessen meine deutsche an Pforr geschenkt. —

Chr. Ad. Overbeck.

Lübeck d. 4. Mai 1812.

Es war meine Absicht, liebster Friz, vor der Beantwortung Deines lezten Briefes vom 27st. Febr. und 1st. März, Deine Nachricht vom Erdbeben erst abzuwarten, die ich mir unterweges denke, wenn anders Gottes Hand Dich geschüzet hat, wie ich doch auch nicht bezweifle. Aber eine mächtige Unruhe, die sich meiner, über einen anderen Gegenstand bemeistert hat, ändert meinen Entschluß. Ich will nur grade mit der Sache herausgehen. Ich fürchte, mein guter, bester Friz! ich fürchte, Du wirst mir katholisch. Sieh, lieber Sohn, was ich davon, in Deinem einzigen letzten Briefe, für Symptome sammle! Deine hohe Freude an dem — freilich sinnlich schönem — Kirchenritus; Deine, zum Religiosen — Du verstehst mich, — übergegangene Religiosität; der Thomas a Kempis, (herrlich zwar da, wo er nicht erzkatholisch ist[3]); Deine Verehrung für Stolbergs, — wohl frommes, aber höchst unkritisches — Geschichtsbuch; Dein Weggeben endlich der unvergleichlichen Luthersbibel gegen die Vulgata[4]). Gestehe nur, daß wenn ich mich auch geirrt habe, die Symptome stark sind. Und Gott gebe denn, — o wie wird dieser Wunsch zum brennenden Seufzer! — Gott gebe, daß ich mich mag geirret haben! Laß mich indessen Dich einmal anreden, als wäre es anders. Lieber, köstlicher Friz, was sind Priestertalare, und Volksknieen, und Räuchern, und Benedictionen, und Musiken, und Ave's und Transsubstantiationen, gegen das Wort Christi: anbeten im Geist und in der Wahrheit; nicht zu Samaria, nicht auf Moria, sondern im Geist und in der Wahrheit! und gegen das Wort Pauli[5]): ein vernünftiger Gottesdienst ist, Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen, und sich von der Welt unbefleckt erhalten! Der Geist, der Geist machet lebendig: der Buchstabe ist kein nüze. Laß den Mönch noch so stattlich flimmern im Goldstoff, laß das Volk sich die Kniee wund knieen: hast Du da etwas mehr, als höchstens ein schönes Bild? Was treibt denn — wahrscheinlich — der plappernde Mönch inwendig im Gemüth? woran denkt das hingesunkene Volk? O, daß einem hiebei nicht die übertünchten Gräber einfielen, inwendig voll etc.! Nein, Papismus kann nie eine Religion werden! Wie könnte ich Gott da wohl anbeten im Geist, wo alles auf grobe Verkörperlichung — wenn ich so sagen darf — hinausläuft? Wie könnte ich ihn anbeten in der Wahrheit, da, wo sich die Wahrheit für ein Erb- und Lehngut soll ausgeben lassen, das bei Strafe des Heimfalls nicht darf, anders, als nach der Weise der Großväter, kultiviret werden? Prüfet Alles, sagt der Apostel; und jene — — in Schaafskleidern, sagen: Prüfet nichts! Ein Bischof soll seyn Eines Weibes Mann, sagt der Apostel; und Jene: Er soll seyn keines Weibes Mann (wohl aber, sub rosa! der Galan vieler Huren!) Ihr sollt nicht Neumonde noch Sabbather halten, sagt Christus; und Jene: ihr sollt und müßt Messen hören, Rosenkränze plappern, zur Ohrenbeichte euch herabwürdigen pp. Wittwen und Waisen besuchen, sagt Paulus; und Jene, (thun sie das, die Heuchler?) und Jene: Schenken an Kirchen und Klöster; feiste Mönchswänste feist erhalten!

Ist auch wohl eine Spur von dem ganzen Plunder in den Evangelien und Briefen? Ists nicht vielmehr gespenstischer Spuk aus Juden- und Heidenthum? hergebannt und beschworen durch Pfaffentrug und Gelüste zur hierarchischen Universalmonarchie, scheußlichen Andenkens? Wann war die Kirche rein? als Petrus nebst Johannes sprach an der Tempelthür, die Schöne[6]): Silber und Gold haben wir nicht; oder als die Nätherinnen saßen, und stickten den Priestern Goldgewande? — Augen verblenden, das war die Sache, und die Herzen in Fesseln schlagen. Ich bin nicht, wenn wir vom Ritus reden, der Lobredner des protestantischen, kahlen Wesens, oder gar Pöbelunfugs. Ich wollte sehr, das wäre anders. Aber das kann ich nicht, durch täuschende Außenseiten mich bestechen lassen, und mich hingeben in Knechtschaft des Geistes mitten in einer Religion, wo es heißt, des Menschen Sohn ist ein Herr auch des Sabbaths? Und was wollen sie mit ihrer Kirche, der allein seligmachenden? Kann etwas anders selig machen, als der Glaube, der durch die Liebe thätig ist? Und sind Kirche, und Tempel des heil. Geistes, verschiedene Dinge? Wo ist aber des heil. Geistes Tempel nach der Schrift? in deinem Herzen, wenn es rein ist! Wir wollen zu ihm kommen, spricht Christus der Herr, und Wohnung bei ihm machen! O, wenn du kömmst, und Wohnung machst, Göttlicher, dann schreibst du keine Frohnleichnamstage aus, zur Feier deiner Ankunft, dann ist nicht die Rede von Kerzen, und Glöcklein und Weihrauch; so wenig wie vom Schaubrod und siebenarmigem Leuchter; so wenig wie von suovetaurilibus und verbenis atque vittis. Selbst das Heilige und das Allerheiligste, als Vorbild, hat aufgehört; du willst kein Opfer; wie denn Meßopfer? Du willst nichts, nichts als ein Herz voll Dank und Liebe, voll Tugend und hoher Freudigkeit zu dir, dem Geber des ewigen Lebens. Das ist der Glaube! und außer dem Glauben bedürfen wir keiner Sache. Es ist aber Verwahrlosung eines edlen Schazes, wenn man, zum

[3]) Chr. Ad. Overbeck hat hier einen Unterschied herausgefühlt, der darauf beruht, daß Thomas a Kempis das Buch von der Nachfolge Christi nicht eigentlich verfaßt hat, sondern es aus kleineren Schriften und eigenen Zutaten zusammenstellte. Näheres ist aus dem Vorwort zu der Urschrift „Mahnungen zur Innerlichkeit" zu ersehen, die kürzlich im Druck und Verlag von Max Schmidt-Römhild zu Lübeck erschienen ist.

[4]) Aus einem Brief vom 2. August 1812: „Und darum vermögte ich auch nicht z. E. die Vulgata gegen unsere deutsche Bibel einzutauschen; erstlich weil letztere herrlich geistvoll ist, und jene kläglich geschmacklos (in der Sprache); dann aber hauptsächlich, weil sie verstümmelt ist."

[5]) Vielmehr Jac. I, 27.

[6]) Vgl. Apostelgesch. 3, 2: „vor des Tempels Thür, die da heißet die schöne."

Dienste der sogenannten Kirche (Papstusurpation) sich bethören läßt, die köstliche Freiheit dahin zu geben. Freiheit, Klarheit, Forschungssinn, und Trachten in dem allen nach dem Reiche Gottes (nicht des Clerus,) das ist Geist des Christenthums. — Aber dem stellt der Bösewicht nach, der Mörder von Anfang, und erfindet papistischen Greuel.

Du Gottesmensch, fleuch, fleuch! Es bleibe bei diesem: Es ist kein ander Heil als in dem Namen Jesu! Aber auch bei diesem: Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern, Amen!

Dies habe ich Dir geschrieben, wie ich sagte, mein theurer Friz; in einer Voraussezung, die wir hoffentlich nun hintansezen können. Es drängte mich aber mein Herz: denn Italien ist ein schlimmes Land; es hat schon dort schon so oft die Schelle den Leuten getönt, wie Sphärengesang, und die Klapper wie ein Hallelujah. Aber von den Sphären brauchen wir nichts zu vernehmen; und das Hallelujah sei in unsern Herzen voreinst, bis einmal droben vor dem Stuhle des Lammes! Kömmt Dir ein Pfäfflein mit arglistiger Zunge; oder manoeuvriret auch wohl ein Freund, aus redlichem Unverstand; stehe entgegen tapfer, und gieb allenthalben Bescheid, klüglich, doch zuversichtlich. Und laß Dir den Luther nicht abdrängen: dieser war vorerst ein großer Mann. Lutheraner war keiner weniger wie Er. Wie sagt auch die Schrift? Nicht Paulisch, nicht Kephisch! Wie sagen aber Jene? Tridentinisch! Gregorisch! Jeromisch! Gott erleuchte sie Alle, und bewahre uns vor dem Erblinden!

Nun, geliebtester Sohn, melde uns doch, wie es Dir bei dem Erdbeben ergangen ist, das ja schrecklich war! Fast kein Kirchengebäude soll ja, nach den Zeitungen, unbeschädigt geblieben seyn. Daß wir dabei an San Isidoro dachten, war nicht zu vermeiden. Ich hoffe indessen, da nichts weiter darüber vorkömmt, es sei einiges übertrieben. . . .

Fr. Overbeck an die Eltern.

Ariccia am Tage Sanct Johannis d. Täuf. 1812.

. . . Für heute nur noch ein Paar Worte um Ihre mancherley Sorgen um mich zu heben. Vom Erdbeben zwar brauche ich nun nichts mehr zu erwähnen, Sie sehen ich lebe und bin gesund; mit einem tüchtigen Schrecken kamen wir davon, auch mögen die Zeitungsnachrichten darüber wohl wie gewöhnlich übertrieben gewesen seyn. — Wichtiger wäre es wohl Sie über jenen andern Punkt zu beruhigen, doch auch da müssen Sie sich heute mit der bloßen Versicherung begnügen daß Sie diese Sorge gänzlich fahren lassen können[7])! Denn es ist mir für heute unmöglich über eine solche Sache mich klar auszudrücken, meine jetzige Lage wird mich darin bey Ihnen entschuldigen[8]). Nur so viel: wenn ich mich erkläre daß Catholick und Protestant bey mir nichts gilt, sondern unter beyden nur die ächten Christen wie sollte ich verlangen zu einer andern Parthey überzutreten, ich der ich überzeugt bin daß unter allerley Volk wer Gott fürchtet und Recht thut ihm angenehm sey? — Warum kann aber nicht ein h. Augustinus neben einem Luther stehen? oder ein Thomas a Kempis? Oder hat nur Luther die Wahrheit erkannt, und war dieselbe anderthalb tausend Jahre verschleyert? Warum soll nicht der Geist Gottes so gut aus der Vulgata sprechen als aus Luther's Uebersetzung? Oder ist das Wort Gottes nur zu uns Deutschen unverfälscht gelangt? O gestehen wir es doch nur, liebster Vater, wir, die wir am meisten über Intoleranz der andern klagen, sind oft unduldsamer als jene! — . . .

Fr. Overbeck an den Vater.

Rom am 27sten November 1812.

Die Liebe, mein theuerster Vater! die Sie mir von jeher durch That und Wort bewiesen haben und die stets ein so schönes Band unter uns gewesen ist, treibt mich auch jetzt, Ihnen nicht länger zu verbergen, was seit Kurzem in und mit mir vorgeht; zumal da es eine Sache ist, die für Zeit und Ewigkeit über Alles wichtig ist. Ich habe, so lange nun unsre Trennung dauert, immer mit Offenherzigkeit sogar geringfügige Dinge die auf mich Bezug hatten Ihnen mitgetheilt, sollte ich nicht vielmehr in den wichtigsten Sie zum Vertrauten machen, der Sie so zärtlich um mein Wohl bekümmert sind, wie es nur ein Vater und ein Freund seyn kann? Und wenn auch meine Liebe schwach genug wäre, Ihre Liebe mit Mistrauen zu lohnen, so fordert mich doch Ihr Brief selbst unausweichlich zur grösten Offenheit auf, in welchem Sie mich, aus der reinsten väterlichen Fürsorge, das verkenne ich nicht, ermahnen, meinem Glauben getreu zu bleiben und mich nicht durch glänzende Außenseiten des catholischen blenden und überreden zu lassen zu ihm überzutreten. Damals antwortete ich Ihnen, nach meiner besten Einsicht, kurz und entschlossen, Catholick und Protestant gelte mir gleich viel und ich achte unter beyden nur die wahren Christen. — Das klingt nun freylich auf den ersten Anblick sehr schön und wahr, und selbst Sie sind davon getäuscht worden. Sey es aber daß Ihr Brief selbst mich zu erst aufmerksam machte, der Sache weiter nachzugehn, sey es daß andere Umstände mich ohne mein Wissen dahin führten, — genug ich konnte dabey nicht stehen bleiben. Denn, sagte ich mir selbst, auf diese Weise schließe ich mich selbst ja von dem Genusse der Sacramente aus, und das war es gerade wonach mich schon längst verlangt hatte, wiewohl ich für mich Protestanten hier gar keine Möglichkeit dazu einsah. Ich kam dadurch aber nach und nach dahin einzusehen, daß ich mich in einem entsetzlichen Dunkel befinde; denn auf der einen Seite konnte ich die catholische Lehre nicht ergreifen, weil ich sie nicht kannte, auf der andern konnte ich aber auch nicht sagen daß ich ein Protestant sey weil ich die protestantische Lehre

[7]) Der Vater erwidert am 2. August: „Für die Beruhigungen in Deinem lezten danke ich Dir, mein Friz! Ich erkenne Dich in dem Allen. Über Toleranz wollen wir uns verständigen.“ Am 20. August schreibt der Sohn: „Morgens beginnen wir unsern Tag mit einer Lesung in der Bibel, wie wir ihn Abends, nachdem wir den Tag über ununterbrochen gearbeitet haben, damit beschließen, Freytags und Sonnabends wird nach hiesiger Regel gefastet und Sonntags eine Messe gehört.“

[8]) In dem Brief teilt er den Tod seines Freundes Franz Pforr mit.

nicht viel mehr kannte, und dennoch erkannte ich daß ich auf eine oder die andere Seite mich wenden müsse um der Gnadenhülfe der Sacramente theilhaftig seyn zu können. Ich wandte mich also vor Allem im Gebet zu Gott und bat um Licht; zugleich nahm ich mir aber vor was an mir sey anzuwenden um mir Licht zu verschaffen und der Wahrheit gewissenhaft nachzuforschen. Was konnte ich anders thun? Wenn meine Absicht rein war nur Licht zu haben um Gott näher zu kommen, so durfte ich mich natürlich nicht scheuen die Sache näher zu betrachten und zu erforschen. Sie können mir nicht einwenden, bester Vater! daß es weiters keines Lichtes bedürfe wenn man die Bibel habe und diese nur mit Einfalt lesen wolle; so hatte ich selbst immer gedacht und mich damit beruhigt, aber ich hatte mich getäuscht; ich hatte gewähnt der Mensch bedürfe der Gnadenhülfe der Sakramente nicht und nur das Bedürfniß diese zu genießen brachte mich zu der Erkenntniß daß man doch der einen oder der andern Auslegung folgen müsse; nun kannte ich aber keine recht was war also natürlicher als daß ich mir vornahm unpartheyisch nach Wahrheit zu forschen. Was mich aber am meisten beunruhigte und dazu antrieb, war daß ich als Protestant bey meinem ursprünglichen Glauben so garnichts Festes hatte, und so oft ich über die Autorität nachdachte auf die sich mein Glaube stützen sollte, so wußte ich nicht, sollte ich Luther folgen oder Zwingli oder Calvin? zumal da ich aus Erfahrung wußte daß protestantische Geistliche verschiedener Confession, selbst so wenig wissen was sie glauben sollen, daß sie alles durch einander werfen. — In dieser Unruhe befand ich mich als mir ein Freund erzählte von einem hiesigen Geistlichen[9]), den er kennen gelernt habe; er sprach mir oft von ihm und konnte nie satt werden ihn zu preisen als einen der erleuchtetsten liebevollsten und liebenswürdigsten Männer die er noch in der Welt gefunden habe. Einsmals that er mir den Vorschlag ob ich nicht auch einmal mit zu ihm gehen wolle um zu hören wie dieser Mann über Religion spreche; sollte ich mich weigern? — ich suchte Wahrheit, war es redlich eine Gelegenheit die catholische Lehre vielleicht etwas näher kennen zu lernen, auszuschlagen? — ich gieng, denn ich mußte gehen; doch ich versichere Sie, ich gieng nicht allein nicht mit Vorurtheil für die catholische Lehre, sondern sogar mit dem tadelnswerthen Vorsatz nicht nachzugeben, wie beredt auch dieser Geistliche zum Preise seines Glaubens seyn würde. Ich gieng also eines Abends mit diesem und einem andern Freunde, die zusammen Unterricht bey ihm nahmen, hin. Der Geistliche nahm so viel Rücksicht auf mich daß er nicht unmittelbar in seinem Unterricht fortfuhr, sondern mir in der Kürze einen Ueberblick geben wollte von dem was er bis jetzt durchgegangen habe. — Das erste war die Frage ob ich Zweifel habe über das Daseyn Gottes? — nein! ob über die Offenbarung! nein! „nun fuhr er fort, so ist das nächste zu „untersuchen, ob eine von Gott eingesetzte sichtbare „Kirche als untrügliche Autorität zur Auslegung der „Offenbahrungen Gottes nothwendig und ob eine solche „vorhanden sey". Der Abend vergieng indem er mir auseinander setzte was man unter Kirche zu verstehen habe, denn dies war mir bisher immer unverständlich gewesen, und indem er mir begreiflich machte daß dieser Punct vor allem andern müsse ins Reine gebracht werden. Das erkannte ich auch vollkommen und war nicht wenig erfreut einen Weg gefunden zu haben auf dem ich nach und nach Licht zu bekommen hoffen durfte. Denn, sagte ich mir selbst, habe ich gefunden daß eine solche Kirche nothwendig ist, so brauche ich mich nur umzusehen ob eine solche wirklich existirt und dann nur zu hören was diese sagt; finde ich aber daß sie nicht nothwendig ist, so bin ich wenigstens so weit, daß mich die catholische Lehre weiter nichts angeht, und noch mehr daß ich mein eigner Ausleger seyn darf. Natürlich war ich aber auch begierig zu hören, wie er nun die Nothwendigkeit beweisen werde, ich ging deshalb am andern Abend wieder hin. Er fuhr fort: „Läugnen wir die Autorität einer Kirche, so bleibt „uns nur zweyerley übrig anzunehmen, nemlich daß „entweder der bloße menschliche Verstand hinreiche „die Schrift auszulegen, oder daß der heilige Geist jeden „Einzelnen erleuchte zur richtigen Auslegung. Daß der „bloße menschliche Verstand nicht hinreiche erkennt „jeder, denn durch den vermögen wir ja nicht einmal „zu erkennen wie es möglich sey daß Gott die Welt „aus Nichts erschaffen habe, ja wir selbst, unser physi-„scher Theil bleibt unserm Verstande ein ewiges Räthsel, „geschweige die Erlösung; durch unsern Verstand also „kommen wir ganz gewiß von Stufe zu Stufe endlich „zum Atheismus, wie es ja leider in unsern Zeiten so „viele Beyspiele beweisen. Es bleibt also nur übrig „anzunehmen, daß der Geist Gottes jeden Einzelnen, „der sich mit wahrem Verlangen nach Gott an die „Bibel giebt, erleuchte wie er auslegen solle." Und dies ist es auch eigentlich was ich immer behauptete, und was ja auch im Grunde alle Protestanten nach dem Beyspiele Luther's der es zu erst that, annehmen. „Fände diese „Erleuchtung nun statt, so müßte ja natürlich bei Allen „Uebereinstimmung seyn, so könnten ja keine Glaubens-„verschiedenheiten keine streitende Auslegungen statt „haben, denn der Geist Gottes widerspricht sich nicht." Das dünkte mich klar, denn der Geist Gottes kann unmöglich dem einen dies dem andern das eingeben. „Nun haben aber so unendlich viele Glaubensverschieden-„heiten statt, und jeder sagt: mir hat meinen Glauben „der Geist Gottes eingegeben, ja wem soll ich nun folgen? „Bey jedem sehe ich Eifer und Ueberzeugung von seiner „Auslegung, jeder hat das gleiche Recht zu sagen, der „heilige Geist erleuchtet mich so auszulegen, wem soll „nun die Menge so vieler Millionen die nicht Theologen „sind, glauben? — Soll ich über diese vielfältigen Aus-„legungen meinen Verstand richten lassen, so komme „ich wiederum auf das erste zurück, und ich habe ja „schon erkannt daß mein Verstand über göttliche Dinge „nicht richten kann. Wer hilft mir also aus diesem „Labyrinth? Das erkenne ich, wo streitende Meinungen „sind da kann nicht auf beyden Seiten göttliche Er-„leuchtung seyn, sondern wo göttliche Erleuchtung ist

[9]) Es war Pietro Ostini, später Kardinal, damals Professor der Kirchengeschichte am Collegium Romanum, bei dem Johannes Veit, Wintergerst, Xeller, Wilhelm und Rudolf Schadow zusammenzukommen pflegten.

„da wird Einigkeit, Uebereinstimmung, Gemeinschaft „seyn, und diese Gemeinschaft der Gläubigen die einerley „Auslegung anerkennen ist nichts anderes als — die „Kirche! — Zwar sagen dies auch die Protestanten, nur „mit dem Unterschiede, daß sie eine unsichtbare „Kirche annehmen, die Catholicken aber eine sichtbare. „Ist aber die Kirche unsichtbar, so bin ich wiederum „beym Alten, und ich weiß nicht wo mich hinwenden „um ein Mitglied dieser Kirche zu werden. Oder ist „es etwa gleichgültig und unwichtig ob ich so oder so „auslege, wenn nur mein Verlangen aufrichtig ist Gott „wohlzugefallen? Das kann auch nicht seyn, natür- „licherweise, denn damit sage ich ja zu gleicher Zeit „daß die Sacramente unwichtig und überflüssig sind, „und daß die Religion in bloßer reiner Moral bestehe, „und ich erkenne doch daß Sacramente als Gnaden- „hülfen von Christo uns gegeben sind; eine unsichtbare „Kirche nutzt mir also sehr wenig. Wenn ich nicht ein „sichtbares Tribunal habe das von Christo eingesetzt „ist, mir und der ganzen Christenheit zu sagen, so oder „so mußt Du auslegen, so war es Christi Meynung, — „so hat mir und der ganzen Welt Gott mehr geschadet „als genützt durch seine Offenbahrungen, denn er hat „dadurch nur einen Zankapfel unter die Menschen ge- „worfen. —“ Das war mir wie aus der Seele gesprochen, denn ich hatte an mir selbst erfahren, was wir ohne ein solches Tribunal sind, wie wir ewig schwanken und in Gefahr stehn von Stufe zu Stufe bis zum gänzlichen Unglauben zu kommen. Ich mußte ihm also die Nothwendigkeit einer sichtbaren Kirche zugeben, nur zweifelte ich ob auch eine vorhanden sey, die von sich beweisen könne, daß sie wirklich von Christo eingesetzt sei und dadurch daß sie in allen Zeiten die Lehre rein erhalten habe und überzeugen könne, daß Christus, nach seiner Verheißung, bey ihr gewesen sey und seyn werde alle Tage bis an der Welt Ende. „Die Nothwendigkeit daß „eine solche Kirche existiren müsse“, fuhr er fort „zeugt „schon sehr dafür daß auch eine vorhanden sey, denn „sollte Gott seine Offenbahrung gegeben haben, um „einen Zankapfel unter die Menschen zu werfen? —“ Dieser Beweiß aber genügte mir nicht, ich berief mich auf die heilige Schrift und forderte daraus den Beweiß. „Ich könnte Ihnen, sagte er, deren viele geben, allein „bedenken Sie, daß Sie alsdann wieder auf die vorige „Ungewißheit zurückkommen, denn auch diese Stellen „der Bibel können ja wieder verschieden gedeutet „werden und welche ist dann die richtige Deutung? — „Bedenken Sie daß eine Kirche früher war als die Evan- „gelien selbst; denn als am Pfingsttage der heilige Geist „auf die Jünger kam und ihrer bei dreytausend auf „einmal gläubig wurden, da schon war die Kirche vor- „handen; die Evangelien und die übrigen Schriften des „neuen Testaments sind später zufällig geschrieben; „nicht um darin das vollkommne Dogmen niederzulegen „als Richtschnur für alle Zeiten, sondern unvollkommne „Erzählungen sind es von dem Leben und den Lehren „Christi, so daß eins durch das andere ergänzt werden „muß, und lange nachdem sie geschrieben waren hat „erst die Kirche diese aus vielen andern Schriften als „einzig canonische auserlesen und so zusammen- „getragen daß sie nun freylich ein Ganzes machen. „Wäre es Christi Wille gewesen, seine Lehre in eine „Schrift zusammenzufassen, so hätte er leicht dieselbe „entweder selbst niederschreiben, oder noch während „seines Wandels auf Erden es durch seine Jünger thun „lassen können. Statt dessen aber verhieß er seinen „Jüngern den Tröster den heiligen Geist, der wird „Euch in alle Wahrheit leiten! — Dieser kam „nach seiner Verheißung, und nun war die Kirche da, „deren Vorsteher, Representanten, Bischöfe die Apostel „waren. — War ein zweifelhafter Fall, so kam die Ge- „meine oder Kirche zusammen, wie die Apostel- „geschichte uns erzählt, und es ward beschlossen wie „man zu glauben und sich zu verhalten habe. —“ Dagegen ließ sich nichts einwenden, und auch die Protestanten kommen darin überein, doch fragt sich nun, welche der jetzigen Kirchen ist aber diejenige die auf diese Kirche ihren Ursprung zurückführt, denn jede wird sagen sie sey es. „Lassen Sie uns die nothwendigen „Eigenschaften der wahren Kirche aufsuchen, und „dann sehen, welche von allen diese an sich trägt. „Diese Eigenschaften sind aber vornehmlich: daß sie „in einer un-unterbrochenen Reihe ihren Ursprung bis „auf die ersten Grundpfeiler zurückführen könne, und „daß sie die Lehre unverfälscht durch alle Jahrhunderte „aufbewahrt habe. Und nun betrachten wir jede ein- „zelne Kirche! — kann dieß etwa die griechische von „sich sagen? — Diese bekannte selbst in einem Con- „cilium zu Florenz wo sie sich mit der catholischen „vereinigte, daß der Bischof zu Rom, also der Papst, „das einzig wahre rechtmäßige Oberhaupt der Kirche „sey; nachmals fiel es ihnen wieder ein sich zu trennen „wegen einer spitzpfündigen Streitigkeit, die Person des „heiligen Geistes in der Dreyfaltigkeit betreffend, also „einen Glaubenssatz den sie selbst mit der ganzen „Christenheit bisher immer anerkannt hatten um- „zustoßen. — Kann es die lutherische? — Diese besteht „erst seit 300 Jahren, wo ist denn so lange die Kirche „und der Geist Christi der verheißen hat alle Tage bey „ihr zu seyn, gewesen? und dann, wo ist denn im Grunde „die lutherische Kirche, wo ist ihr Dogma, welche von „den unzähligen Confessionen ist die eigentlich wahre „gültige, oder kann man nicht vielmehr geradezu sagen, „eben weil die Lutheraner keine Gemeinschaft keine „Glaubens-übereinstimmung haben daß sie auch „gar keine Kirche ausmachen? — und das nemliche „gilt von allen protestantischen Lehren. — Kann es „endlich die catholische? — Ja wohl, sie kann es. In „un-unterbrochener Reihe führt sie ihren Ursprung „zurück auf den Felsen Petrus, den unser Herr selbst „zum Fundament erwählt hat, daß auf ihm die unver- „gängliche Kirche erbaut werde. Sie hat durch alle „Zeiten die Lehre unbefleckt erhalten, denn was sie „heutiges Tages lehrt, ist nichts anderes als was sie vor „18 Jahrhunderten lehrte, sie hat beständig gewacht „darüber daß keine falsche Lehre sich einschleichen „konnte, denn die Geschichte beweist uns daß sie jeden „der etwas dem ursprünglichen Dogma widersprechendes „lehrte, sogleich ausgeschlossen hat; ihr verdanken wir „daß weder durch Arianer noch durch Pelagianer noch „durch Manichäer und alle die vielen andern Ketzer- „lehren die Wahrheit verdunkelt worden ist. Man darf „sich nicht dadurch irre machen lassen, wenn man in „verschiednen Zeiten oft den Cultus sich ändern sieht,

„denn man muß strenge das Dogma von der Disciplin „unterscheiden. Das Dogma steht unwandelbar fest, „es kann weder ab noch zugethan werden, die Disciplin „aber die davon natürlich ganz unabhängig ist, kann „nach dem verschiednen Bedürfniß der Zeit sehr „wechseln, und sie hat gewechselt, das Dogma nie. — „Kann also die catholische Kirche dies von sich be- „weisen, so muß sie ja auch die einzig wahre seyn, „denn zwey oder mehrere widersprechende können doch „nicht alle wahr seyn, weil natürlich im Geiste Gottes „kein Widerspruch ist. Ist sie aber die einzig wahre von „Gott eingesetzte Kirche, so müssen wir auch voll- „kommnen Glauben ihr schenken, wir müssen hören „was sie sagt und unsern eignen schwachen Verstand „gefangen nehmen. —“

Was konnte ich darauf erwiedern? es war mir alles so klar, so überzeugend daß es mir wie Schuppen von den Augen fiel, ich war von der Wahrheit überführt, ihr mußt ich mich beugen. — Zu gleicher Zeit gab mir der Geistliche, in welchem ich wirklich fand was meine Freunde mir von ihm gesagt hatten, ein Buch über die Reformation das den Titel führt: la Storia delle Variazioni delle Chiese protestanti von Bossuet[10]), also freylich von einem Catholicken geschrieben aber zusammengetragen aus lauter Schriften der Reformatoren selbst, folglich in gewisser Rücksicht authentisch. — Ich habe angefangen es zu lesen, und bin beynahe schon durch die Hälfte des ersten Bandes so überzeugt worden daß ich es für unnöthig halte weiter zu lesen. Ein Mal über das andre mußte ich bey mir selbst ausrufen, während ich las: Gott ist das die Autorität der wir das Heil unsrer Seelen anvertrauen! — Ist das der Geist der Reformatoren der christlichen Kirche erfüllen soll? Kommt es Menschen zu, so verwegen Eingriffe zu thun in die Offenbahrungen Gottes? — Unwillen und herzliche Trauer hat mich erfüllt daß wir um solcher Spitzpfündigkeiten willen von der Kirche mußten abgerissen werden, wie unsre Reformatoren vorgebracht haben. —

Doch was werden Sie nun sagen, mein bester theuerster Vater! wird er Sie betrüben, dieser Brief? Gott weiß es daß ich um alles in der Welt Sie nicht betrüben möchte! Doch wie kann es Sie betrüben, Sie müssen ja wenigstens meinen redlichen Willen erkennen. Werden aber meine Worte Eingang bey Ihnen finden? — Das weiß Gott! — Ihm befehle ich die Sache im inbrünstigen Gebete, ihn flehe ich an daß er meinen schwachen Worten überzeugende Kraft geben möge! Sie werden indessen zum wenigsten gewissenhaft seyn, werden nach Ihren besten Kräften forschen, werden sich nicht mit dem Schein begnügen. — Und so bitte ich Sie denn inständig lesen Sie dieses obengenannte Buch, lesen Sie zu gleicher Zeit das Concilium Tridentinum, das ich auch gegenwärtig besitze und lese, und erkennen Sie wes Geistes Kinder unsre angebetete Reformatoren waren, und welcher Geist hingegen aus den Aussprüchen eines solchen Conciliums spricht. — Weiter kann ich Ihnen für heute nichts sagen; ich muß Ihre Einwürfe erwarten, und erwarte Sie mit Sehnsucht. — Nur lassen Sie mich Ihnen aus Ihrem Briefe noch beweisen, daß Sie wahrlich die reine catholische Lehre durchaus nicht kennen. Sie verwechseln die Schale der freylich unzähligen Misbräuche mit dem Kern der dogmatischen Lehre; und sehr natürlich weil Sie nicht anhaltend in catholischen Ländern gelebt haben, sondern nur mit flüchtigen Blicken ihr verunstaltetes Aeußere haben kennen lernen können. Die Misbräuche zu heben kam wahren Reformatoren zu, und darauf haben schon vor Luther viele heilige Männer gedrungen, aber keineswegs das Gebäude des Dogma anzutasten. — Oder welchem andern Ereigniß verdanken wir die gränzenlose Glaubensverwirrung unserer Zeit als dem unseligen Irrthum daß man glaubte, weil an der Sache etwas mangelhaft geworden war, man müsse die Sache selbst umstoßen? — Denn ganz natürlich kam, sobald Luther angefangen hatte zu behaupten daß der heilige Geist jeden Einzelnen zur richtigen Auslegung erleuchte, kurz sobald er das Tribunal umgestoßen hatte, ein Andrer nach ihm und sagte, mir hat meinen Glauben auch der Geist Gottes eingegeben, und mit dem gleichen Rechte, und so ein Dritter ein Vierter und so weiter; jeder läugnete mehr, und so sehen wir denn in der Geschichte in Einer zusammenhängenden Reihe von Luther an auf Zwingli, Calvin, Oecolampadius, Carlostadius die Sozinianer[11]) bis auf einen Voltaire durch immer abnehmenden Glauben die Menschen bis zum Unglauben bis zum gänzlichen Atheismus unserer Zeit herabsinken. — Verfolgen Sie diese Kette durch alle Glieder durch, deren Namen Ihnen besser zur Hand sein werden als mir, und machen Sie mich, machen Sie Sich selbst noch glauben daß wir der Reformation etwas anderes als Entfernung von Gott die alles übrige Elend einschließt zu verdanken haben. — Und wenn wir auch bey Protestanten viel wahres Glück viel wahre Tugend kurz viele Spuren der Gnade Gottes finden, beweist das etwas anderes als daß Gottes Güte den unschuldigen Erben der Verirrung seine Gnade nicht ganz entziehen wollte? Und wenn wir auf der andern Seite die Catholicken fast eben so tief gesunken sehn als wir es sind beweist das etwas anderes als daß auch sie durch das allgemeine Verderben was sich von dort her datirt mit fortgerissen worden sind und gerechterweise um so mehr leiden, da sie, trotz des ewig bey ihnen fortleuchtenden Lichtes der Wahrheit, selbst die Verblendung vorziehen? — Vergleichen Sie aber mit dieser gesunkenen Zeit alle früheren christlichen Zeiten! es können Ihnen ja auf Ihren häufigen Reisen die strahlenden Ueberreste derselben die übriggebliebnen Kunstwerke meyne ich jener himmelnahen hochbegnadigten Zeiten, nicht entgangen seyn, denn nicht die Mauern von Rom allein umschließen sie, in Deutschland, in Frankreich, überall wo das Gnadenlicht leuchtete stehn redende Denkmäler einer Zeit die man mit eben dem Rechte die barbarische nennt, wie das Evangelium Christi eine Thorheit genannt werden kann. Die lassen sich nicht wegdisputiren und philosophiren, wir stehn mit unsrer Weisheit beschämt ihnen gegenüber denn wir erkennen wohl, wogegen unsre

[10]) Die Lübecker Stadtbibliothek besitzt die Erstausgabe von J. B. Bossuet, Histoire des variations des Eglises protestantes. Paris 1688.

[11]) Die Anhänger des Laelius Sozzini (1525—1562) und seines Neffen Faustus (1539—1604).

Eitelkeit sich so sehr sträubt, daß aus ihnen jenes wahre Gefangennehmen des Verstandes, in den Gehorsam des Glaubens hervorleuchtet, welches die wahren Christen bezeichnet, und wiewohl von der Welt verachtet, köstlich vor Gott ist. — Und wenn wir gleich besonders nur die spätern Jahrhunderte nemlich das 13te, 14te, 15te und 16te durch Kunstwerke verherrlicht sehen, so können wir uns doch leicht selber sagen daß an solcher Höhe alle frühern Jahrhunderte gebaut haben mußten, denn die noch vorhandnen unzähligen Schriften aus allen frühern Jahrhunderten, beweisen uns ja daß die Zeiten ihrem innern Gehalt nach nicht minder herrlich waren, und daß sie nur in der äußern Erscheinung noch nicht den Glanz erreicht hatten. — Das Alles aber sehen wir schnell dahin sinken, sobald die Reformation zu wirken anfieng, sobald die Gemeinschaft des Glaubens aufhörte und also die Menschen von ihrem Beruf von ihrem Heiland sich entfernten; statt jener stillen Größe in Gottes-kraft sehen wir wie die sich selbst genügenden Menschen in eitlem Schimmer sich aufblähen, hie und da zwar redliches Streben aber ohne großen Erfolg, bey anscheinendem Wiederaufrichten, immer tieferes Niedersinken, wenn anders alle menschliche Höhe die nicht auf Gott beruht und zu Gott hinstrebt die eigentliche Tiefe ist. — Doch genug für heute, nur noch Eine Bitte! — Lassen Sie das gesagte, bester Vater! vorerst unter uns bleiben, wozu der guten Mutter unnöthige Sorgen machen! — Erwägen Sie die Sache treu und gewissenhaft im Angesichte Gottes; dann aber lassen Sie mich bald Ihre Antwort hören! Was mich betrift so ist unnöthig Ihnen über meinen Entschluß weiter etwas zu sagen; Sie selbst sehen ein, wo Gott uns die Wahrheit offenbahrt da können wir nicht mehr fragen, sollen wir ihr glauben oder nicht. — Lange habe ich gezaudert, diesen Brief zu schreiben und oft Gott um Beystand dazu gebeten, nun ist er geschrieben, Gott geleite ihn! Miskennen Sie mich nicht! — Verhärten Sie Ihr Herz nicht! — es könnte ja seyn daß Gott durch den unwürdigsten Ihrer Söhne Ihnen Licht geben wollte, die Wege Gottes sind ja unerforschlich. Und somit empfehle ich Sie und mich dem gnädigen Schutze und der Erleuchtung unsers Herrn, als Ihr dankbarer und zärtlicher Sohn

Fritz O.

N. S.

Ich habe den Brief wiederum durchlesen und finde nothwendig noch einige Bemerkungen hinzuzusetzen um etwanigen Einwürfen von Ihnen im Voraus zu begegnen; der Weg ist weit den unsre Briefe zu durchmessen haben, deswegen müssen wir auf Zeitersparniß denken. — Der gewöhnlichste Vorwurf den man der catholischen Kirche zu machen pflegt ist der wegen des Verdammens der Ketzer! — Ein Vorwurf der im Grunde nur aus Unkunde entstehen kann. Weit entfernt die Ausspendungen der Gnade Gottes beschränken zu wollen sagt die Kirche nicht, daß Alle die außer ihrem Schoosse leben verdammt seyn, sondern nur: bey der Kirche ist allein Heil! Darum gesteht sie zwar daß sowohl die vorchristlichen Heiden vielerley Gnadenbeweise empfangen, als auch die ohne eigne Schuld von der Kirche abgetrennten Glieder viel Licht der Erkenntniß zu empfangen fähig seyn; aber vollkommnes Heil behält sie sich vor, indem sie behauptet daß wo vollkommne Erleuchtung statt habe, nothwendig auch Gemeinschaft mit der Kirche folgen müsse. — Ueber Einzelne spricht die Kirche überhaupt nie ein Urtheil der Verdammniß aus, vielmehr werden wir durch eine herrliche Legende die sie aufbewahrt, ermahnt, nicht zu verdammen. Von einer Heiligen nemlich heißt es daß sie häufig Gesichte gehabt habe; da ihr aber einst ein Mensch vorgekommen sey der sich sehr versündigt habe, und sie bey sich selbst gedacht, dieser ist doch wohl gewiß ein Erbe der Verdammniß, haben augenblicklich die Gesichte aufgehört. — So entsteht auch der so häufig wiederhohlte Vorwurf wegen Verehrung der Heiligen aus nichts anderem als Unkunde. — Sehr fälschlich klagt man sie deshalb der Abgötterey an; die Heiligen werden nicht angebetet, sondern nur als Freunde Gottes verehrt und man bittet von ihnen die Fürbitte bey Gott, indem Gott an uns durch die Sünde befleckten Menschen nothwendig das höchste Misfallen haben muß. Aus keiner andern Ursache sagen ja auch wir im Gebete, vergieb uns um deines lieben Sohnes willen. So wie wir also Gnade von Gott bitten um des Verdienstes Christi willen, so lehrt die Kirche auch Gnade von Gott bitten um seiner Heiligen willen, damit in seinen Heiligen Christus unendlich gepriesen werde. — Diesen Unterschied der Anbetung Gottes und der Verehrung seiner Heiligen kennt auch im Grunde der geringste Catholick; und wird es misbraucht, nun so ist doch die Sache selbst deshalb nicht zu verwerfen, denn wo ist etwas das nicht misbraucht worden wäre? — Freylich müssen wir um dieses recht zu verstehen, zuvor den großen Sinn geahndet haben, den die Kirche mit den einfachen Worten im Glaubensbekenntniß verbindet: ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen! — Sie deutet nemlich dadurch hin auf das nahe Verhältniß in welchem die ganze Kirche zu Gott steht, indem sie nicht den Einzelnen für sich allein beten und sich allein im Verhältniß zu Gott betrachten lehrt, sondern in Verbindung mit dem Ganzen, als Glied des Ganzen sollen wir beten für Alle insgesammt: zu uns komme dein Reich! u. d. gl. Denn nur dadurch daß Gott seiner Kirche Gnadenbeweise ertheilt wird der Einzelne am meisten begnadigt. Es soll also Ein Liebesband die ganze Brudergemeine umschließen; Ein Theil nun dieser Brudergemeine sieht allezeit das Angesicht Gottes im Himmel, und an ihm, als von der Sünde rein, hat Gott unendliches Wohlgefallen; darum soll unser Herz mit inbrünstigem Verlangen nach diesem Gott schauenden Theile unserer Brüder sich hinwenden, und nichts ist natürlicher, als daß wir Fürbitte von Ihnen bey Gott erflehen. — So verhält es sich mit der Verehrung der heiligen Jungfrau, so mit allen Heiligen und Märtyrern. — Uebrigens ist es nicht Dogma daß der Catholick jeden Heiligen der die Ehre des Altares genießt, für Bewohner des Paradieses halte, indem die Kirche sich in Aussprüchen der Art durchaus keine Untrüglichkeit zumißt; nur wäre es natürlich verwegen wenn ein Einzelner seinen Verstand höher setzen wollte als das Urtheil der ganzen Kirche, und ihm nicht auch darin Glauben schenken. — Bey Dogmen aber, vorausgesetzt daß wir die Untrüglichkeit der Kirche

erkannt haben, dürfen wir natürlich nicht mehr fragen, leuchten sie meinem Verstande ein oder nicht, wir müssen sie unbedingt glauben. Denn kann das auch für einen Einwurf gelten daß wir nicht begreifen? Begreifen wir denn etwa die Natur? und läugnen wir sie deshalb, weil wir sie nicht begreifen? wie wollen wir denn daß unser Verstand übernatürliche Dinge soll ermessen können, die wir die natürlichen nicht begreifen?

Fr. Overbeck an die Geschwister.

Rom am 29sten Nov. 1812.

... Denkt Euch welch ein Gefühl es für einen Christen ist, den nemlichen Ort zu betreten wo Petrus gewandelt hat und Paulus, wo diese hohen Apostel ihr theures Blut vergossen haben; den Ort zu betreten wo Laurentius gelitten hat, oder so mancher andere Heilige freudig dem Märtyrertod entgegengegangen ist; und von solchen Plätzen ist ganz Rom voll, man könnte sagen es ist kein Fleck in Rom der nicht auf diese Weise geheiligt ist; und diese Heiligung ist in allen Zeiten fast erneuert worden, denn in allen Zeiten haben große Heilige hier gelebt. Solche Erinnerungen erfüllen den Christen mit wahrer Andacht und herzlicher Demuth, ja mit jenem Heldenmuth der den Christen eigentlich bezeichnet, alle Herrlichkeit der Welt zu verachten um Christi willen; man strebt ihnen nach, diesen heiligen Männern und Frauen, sieht sie im Geiste verklärt um den Thron Gottes und das Herz wendet sich mit inbrünstigem Verlangen zu ihnen. — Freylich wird leider! in unsern Zeiten das Aeußere meistens profanirt, aber entheiligen können Menschen nicht was Gott geheiligt hat. Dabey ist das Studium der Legende eine der erbaulichsten schönsten Beschäftigungen; denn wenn gleich häufig augenscheinlich die geschichtliche Wahrheit mit Dichtung umkleidet ist, so trägt doch auch schon das bloße Gerippe der unumstößlichen Thatsachen ein so schönes Gepräge daß Geist und Herz dadurch erhoben werden. — Wer kann zum Beyspiele die herrliche Legende von d. H. Cäcilia und ihrem Bräutigam Valerianus ohne die edelste Rührung lesen ohne sich entflammt zu fühlen von einer ähnlichen reinen Liebe, ohne sein Gebet zu dieser reinen Jungfrau zu wenden? — ...

Chr. Ad. Overbeck.

L. d. 17. Jan. 1813.

Mein inniggeliebter Sohn!

Ich müßte heucheln, wenn ich anders sagen wollte, als daß Dein Brief, der am 25sten December eingieng, mir ein recht betrübtes Weihnachtsgeschenk gewesen sei. Unglücklicherweise traf er in eine Zeit, die durch Sorgen und drückende Geschäfte so beengt ist, daß ich auch noch jetzt Dir ausführlich zu antworten nicht vermag. Ich wollte Dich doch aber nicht ohne alle Antwort lassen: Daher muß ich heute bei vorläufigen Aeußerungen stehen bleiben. Zu Näherem und Ausführlicherem wolle Gott bald Ruhe und Muße verleihen!

Mein erstes und dringendstes Wort ist nunmehr, daß ich Dich bei Gott und Gewissen beschwöre: Uebereile nichts! Sieh die Sache noch eine Weile ruhig an, und laß auch die Gegenseite Dir wiederum so klar erscheinen, wie die Andere, die jetzt Deinen Sinnen vorschwebt. In einer so wichtigen Angelegenheit bist Du dies zu thun schuldig.

Du giebst Dich für überzeugt. Ich sage Dir, Du bist es nicht: Du bist nur überredet. Ueberredet erstlich durch Deine Phantasie, (schon von Wien aus), und dann durch Vorspiegelung der Freunde und deren Hülfsmänner.

Du, der Du die offene Bibel vor Dir hattest, aus Ihr schöpftest, des lebendigen Wassers genossest, das Jesus Christus giebt, der Du Ihn sagen hörtest: thut, was ich gebiete, so werdet ihr inne werden, ob meine Lehre göttlich ist! — der Du Ihn versichern hörtest: Wer da glaubet an den Sohn Gottes, der hat das ewige Leben! — Du willst Dir selber weißmachen, Du hättest daran, und an dem königlichen Gebote der Liebe, der Selbstverleugnung, des in guten Werken thätigen Glaubens, an dem Glauben und der Hoffnung der Unsterblichkeit, an dem Vorzug der Freiheit der Kinder Gottes, an der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit — — an dem Allen und auch an dem Ausspruch des Apostels: unter allerlei Volk pp hättest Du nicht genug, sondern müßtest noch was Anders suchen, eine äußere Autorität auf Erden, ein Tribunal; Dinge, von denen die Bibel schweigt! Das kann durchaus nicht Deine Ueberzeugung geworden seyn: es ist bloße, täuschende Ueberredung. Der Pomp des katholischen Cultus, (der doch sonderbar absticht gegen die Simplicität der feierlichsten Handlung des Herrn in der Nacht, da Er verrathen ward,) dieser machte Eindruck auf Dich, wie auf viele junge Leute. (Ich warnte, wie Du weißt.) Eine gewisse Schwärmerei, aus einer religiösen Quelle, der aber etwas Fremdartiges, der Kunstsinn, Nahrung gab, machte Dich die Schönheit und den Werth der Dir neuen Gegenstände überschäzen; katholische Stimmen und Grundsäze umtönten Dich; der Bekehrungseifer bemächtigte sich Deiner, als eines sehr empfänglichen Subjekts — und nun kam am Ende die Sehnsucht nach dem Genuß des Sakramentes hinzu. Du warst gefangen. (Gott gebe nur, nicht unauflöslich!)

Diese leztgenannte Sehnsucht nun, theile ich ganz mit Dir. Aber hättest Du doch nur ein Wort davon fallen lassen! an mich, oder auch etwa an den ehrwürdigen Köppen, Deinen vormaligen Beichtvater[12]). (Sieh, das war unvorsichtig! Du thatest das nicht, sondern wandtest Dich einseitig an Bekehrungssüchtige.) Ich hätte Dir zwei Auswege zeigen wollen. Entweder, (da doch die Religion Allem vorgeht,) hättest Du, zumal ein omnia sua secum portans, Rom verlassen, und wärest an einen Ort gegangen, wo Du das Abendmahl in kirchlichen Formen hättest celebriren können. Oder auch, wenn, eingedenk der Worte: des Menschensohn ist ein Herr auch des Sabbaths, kirchliche Formen Dich nicht aufhielten, hättest Du, nach der simplen Weise der ersten Christen, mit Gleichgesinnten in Deinem Kämmerlein Dich versammelt, das Liebesmahl

[12]) Die Worte „an mich“ bis „Beichtvater“ sind am Rand nachgetragen. Johann Gerhard Köppen (1743 bis 1813) wurde 1767 Prediger, 1787 Pastor an der Petrikirche.

gehalten, und nach dem Mahle Brod und Wein geheiligt und genossen, zu Seinem, und Seines Todes, Gedächtniß. Nirgends steht in der Schrift, daß es hiezu des Amtes eines Priesters bedürfe. Das von Menschensazungen freie Christenthum kennet die Ceremonien nicht, und achtet ihrer nicht. Meine Worte, sagt Christus, sind Geist und sind Leben!

Sieh, auf diese Weise war Dein Bedürfniß zu befriedigen, ohne deßwegen ins Pabstthum einzutauchen.

Ich kann heute nicht viel weiter gehen. Glaub mir aber, ich komme mit centnerschwerer Antwort auf alle Deine (oder vielmehr jenes liebenswürdigen Mannes) Argumente; im Geist und Kraft biblischer Wahrheit. Nur ein- und anderes noch vorläufig! Man hat sehr klug damit angefangen, die Reformatoren bei Dir zu verunglimpfen: und Bossuet ist gerade der Mann, der dienen konnte. Wenn Du aber den Bossuet recht kennetest! Es bedürfte nichts, als ihn nur dem von ihm gequälten Fenelon gegenüber zu sehen. Ich sage Dir, ein wahrer katholischer Pastor Göze, und noch etwas mehr. Doch, das bei Seite! Die Hauptsache ist: Sie sind uns gar keine Autorität, unsere Reformatoren. Die Bibel ist unsere Autorität, sonst Nichts, in der Welt Nichts. Was wir aber unsern Reformatoren danken, und wofür wir sie preisen, das ist eben das, daß sie uns diese einzige Autorität, die Bibel, gegeben oder vielmehr zurückgegeben haben, und uns gelehret, dies ächte Gold von allem Scheingolde einer sogenannten Tradition, einer äußeren Kirche, eines Tribunals in Glaubenssachen u. s. w. zu unterscheiden. Wir preisen sie, diese Männer, daß sie uns die Kleinode der Denkfreiheit und Gewissensfreiheit retteten, diese unveräußerlichen Menschenrechte! — im heißen Kampf, und unter mancher, durch den Kampf selber provocirten, Schwachheit, bei manchem Fehlgriff selber, unter mancher, nicht zu entschuldigenden Uebertreibung, weil sie Menschen waren, und gereizte Menschen. Aber sie mögen nun Gold, oder Holz oder Stoppeln gebauet haben, ihr Grund besteht: das felsenfeste Wort Gottes! Dies, und kein Anderes! Die Erkenntniß kam ihnen nicht gleich, wie auf einen Zauberschlag. Sie giengen Schrittweise: denn unser Wissen ist und bleibt Stückwerk: und auf diese Art ists vergeblich, zu wollen, daß der h. Geist einförmig erleuchte. Die Auslegung der Bibel erfordert Kenntnisse. Wer deren viel hat, kann viel auslegen: wer wenig hat, legt wenig aus. Aber darin liegts nicht, sondern im Genuß der Bibel, im Einschlürfen ihres Geistes, für Herz und Leben. Und, o glaube es, mein Friz! — da erleuchtet der h. Geist einen Jeden mit demselbigen Lichte. Wer, aufgeregt durch die Worte: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! zu Ihm kömmt, dem Göttlichen, der fühlt sich erquickt. Wer seine Last auf sich nimmt, der fühlt sich hinübergetragen ins ewige Leben. Was wollen wir denn mehr? und was ists für eine seltsame Unruhe, nun noch, außer Jesu unmittelbar, etwas zu suchen, das durchgreifender und beruhigender seyn soll, wie Er Selber? Ist er nicht bei uns, wenn wir unser zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen? Ist nicht der Tempel den Er zur Gottesverehrung anweiset, unser eigenes Herz, und der Betschemel das Kämmerlein im Verborgenen? Ist nicht das ganze Christenthum so höchst einfach, vom Einsamen auf einer wüsten Insel so vollkommen zu erfassen, als mitten im Gedränge der Welt? Gieb mir, mein Sohn, dein Herz! so rufest du, Allerbarmer! und mehr willst du nicht. Du willst nicht des Volkes, das dir mit den Lippen und mit Gebräuchen dienet, aber deren Herz fern ist.

Was verfallen wir denn auf spitzfindige Fragen, auf Untersuchen der Dinge, die kein Mensch ergründen kann, z. E. reelle Gegenwart, Natur der drei Personen? Was hängen wir uns an die, die den einfachen Christus in Lumpenstaat kleiden, der Religion Dinge anheften, die nicht darin sind, Meßopfer erdichten, (da doch Christus allein sich geopfert hat, und von uns kein Opfer verlangt wird, als das Opfer unserer Selbst, und es eine Grille ist, ja noch mehr, eine Vermessenheit, Christum im Abendmahl Gotte opfern zu wollen!) Was suchen wir Heil bei denen, die Christi Wort und seiner Apostel offenbar verlezen, indem sie den Bundeskelch rauben, den er Allen gab, indem sie sich Väter nennen lassen, welches Er verbot, indem sie auf Sazungen verpflichten (sichtbare Kirche, Tradition, heilige Aussprüche) wovon er und seine Apostel abmahnen; indem sie die Ehelichkeit verbieten, welches dem Apostel eine Teufelslehre ist[13]); indem sie in Klerus, Bischof und Papst eine Herrschaft aufstellen, die Jesus verwirft, der keine Herren in seiner Kirche haben will, geschweige einen Herrn mit dreifacher Krone, Thron und Scepter, Er, der von Herzen Demüthige; indem sie vor Heiligenbildern knieen lassen, um Fürbitte zu erlangen von sündigen, und aus Gnaden (wie wir,) selig gewordenen Menschen, da wir nur Einen Fürbitter haben bei Gott, Christum; indem sie, statt sich vorzuhalten: wir irren Alle mannichfaltig, Irrende (aus Blutscheue) lebendig verbrennen lassen? Wie kann es uns einfallen, da das Heil zu suchen? Und wie konntest Du, mein Friz, da Du in der Lauterkeit erzogen warest, so Dich hingeben in die Unlauterkeit??

Ich hoffe zu Gott, es ist noch nicht zu spät: ich hoffe: Du stehest noch vor der Scheidewand. Halte inne! Betrachte, wo Du bist, und was Du unternimmst, und was Du wagest! Ich komme auf den Punkt zurück, von dem ich ausging: Uebereile nichts, und suspendire wenigstens Deinen Entschluß! Und Gott, der Herzenskundige, sei mit Dir, und zeige Dir sein heiliges Licht, und durchdringe Dich hauptsächlich mit dem Gedanken, daß im innwendigen Menschen der Kern der Sache liegt, daß die Religion eine Angelegenheit nicht der Phantasie, nicht des grübelnden Verstandes, sondern des einfältigen Herzens ist, daß Gott über alles lieben, und den Nächsten als sich selbst, Wittwen und Waisen besuchen und sich von der Welt unbefleckt erhalten, daß dies der wahre Gottesdienst sei, nach Christi Lehre und des Apostels. — Und nun noch dies zur Zugabe: Sie sprechen von einer ununterbrochenen Reihe der Bischöfe zu Rom, von Petro her: und siehe! es ist historisch unerwiesen, daß Petrus jemals in Rom gewesen sei!!! Die Tradition (kein gleichzeitiges Geschichtszeugniß,)

[13]) Vgl. I. Tim. 4, 1—3.

läßt ihn unter Nero kreuzigen. Das stimmt aber nicht mit so vielen anderen Umständen seiner Geschichte, und unter andern müßte er alsdann ein Alter erreicht haben, das enorm wäre, was aber erwiesen werden müßte. Lieber Sohn, es ist erschrecklich viel Trug unter den geistlichen Herren, seit Kaiser Konstantin, dem Gefeierten, dem Höchstzweideutigen! Und höher hinauf reicht keine geschichtliche Quelle in Sachen des Christenthums, als blos die evangelischen Geschichten. — Das Weitere, sobald Ruhe zurückkehrt.

Ich habe diese Sache übrigens Deiner Mutter verborgen. Sie muß sie auch nie erfahren: sie würde ihr das Leben kosten. Daher, was wir über diesen Gegenstand briefwechseln, addressir an Deinen ältesten Bruder, Dr. Overbeck jun. ....

Und was? Es führe zum Atheismus, nicht katholisch zu seyn? Ich versichere Dich erstlich, aus innerster Brust, von mir des Gegentheils. Aber auch, wenn Du herkämest, und ganz Lübeck durch forschtest, von Atheismusgefahr würdest Du nichts verspüren. Im Gegentheil, eben unter der Kappe des Katholicismus möchte er viel häufiger einhergehen.

Luther und Voltaire! Du scheuetest nicht, diese beiden Männer in Eine Reihe zu stellen! Wahrlich, ich möchte diese Versündigung nicht auf mir haben; und ich denke, Du bittest es einmal jenseits Luthern herzlich ab. Aber das ist nicht Korn von Deinem eigenen Acker. Die Propaganda!

Noch zum dritten mal beschwöre ich Dich: Schiebe auf!

Fr. Overbeck an den Vater.

Rom am 26sten Februar 1813.

Gott weiß es, mein bester, mein geliebtester Vater, daß nichts in der Welt mir schmerzlicher seyn kann, als Sie zu betrüben; aber wie ist es denn möglich daß eine Sache wie diese, Sie so betrüben kann? Wenn ein Sohn durch einen unordentlichen Lebenswandel, durch Unreinigkeit seiner Sitten, sich seines Vaters unwürdig zeigt, das und dergleichen mag wohl einen Vater betrüben, aber wenn ein Sohn gewissenhaft den Weg sucht zu Gott zu gelangen, und nachdem ihm dieser von obenher gezeigt, er aus Liebe zu seinem Vater diese Erkenntniß mit demselben zu theilen wünscht, sollte das rechtmäßiger Weise einen Vater betrüben können? — Bin ich denn etwa durch unheilige Schwärmerey, unheilig weil sie mit dem Heiligsten Hurerey treibt, oder durch vorwitzige Grübeley zu dieser Erkenntniß gekommen? — Lassen Sie mich Ihnen vor allen Dingen beweisen, daß Sie mich fälschlicherweise in diesem zwiefachen Verdachte haben. — Wäre Schwärmerey die Wurzel, so würde ich doch wohl mit ganz andern Gründen gekommen seyn, würde Ihnen etwa den Cultus angepriesen haben, den Pomp hiesiger Feyerlichkeiten geschildert u. dgl. m. von dem allen finden Sie ja aber gar nichts, so viel ich mich erinnere in meinem Briefe, nichts das Sie auf eine exaltirte Phantasie könnte schließen lassen, sondern nur die nüchternste Prosa, die ungeschminktesten Vernunftgründe; oder wenn von jenen andern ohne mein Wissen etwas vorkäme, so erkläre ich es selbst für null und nichtig, für etwas auf das Sie gar nicht weiter Rücksicht zu nehmen haben[14]); denn das erkenne ich wohl daß die Vorzüge des Cultus uns nicht bestimmen dürfen zur catholischen Religion überzugehn. — Aber eine überspannte Phantasie war es nicht die mich leitete; eben so wenig aber Grübeley. Oder hab ich mich denn etwa hingesetzt meine Bibel genommen und angefangen den ersten besten Satz mit dem Lampenlichte meines Verstandes zu beleuchten und zu fragen ob nicht doch wohl die catholische Auslegung die richtigere sey? Das hieße freylich grübeln und wäre strafbarer Vorwitz gewesen. Statt dessen hat sich mir ja die Wahrheit ohne mein Zuthun enthüllt, das wogegen ich mich nun schon beynahe 7 Jahre (vielleicht sündlicher Weise) gesträubt habe hat sich durch Gottes Gnade endlich mir unwiderstehlich aufgedrungen. Doch genug! denn am Ende ist es ja doch gleichviel auf welchem Wege ich zur Erkenntniß gelangt bin, genug, sie ist mir geworden, und die Frage ist nun ob diese Erkenntniß gegründet oder eingebildet ist; ob dieses Licht vom Himmel, oder, (Gott verzeihe) aus der Hölle kommt. — ...

Luther und Voltaire in eine Classe zu werfen war keineswegs meine Meynung; nur das, daß nachdem ein Luther gekommen war und den Grund angegriffen, umgestoßen hatte, nach ihm die ganze Reihe bis auf Voltaire kommen konnte, kommen mußte, die immer mehr angriff immer mehr umstieß, bis endlich Voltaire, alles Göttlichen spottend, gleichsam den Teufel selbst in den Himmel setzen wollte! Doch Gottlob! es ist die letzte tiefste Stufe! tiefer kann man nicht sinken! wir haben also zu hoffen daß nach einer solchen Krisis um so schleunigere Genesung erfolgen wird. Sie selbst, mein theurer lieber Vater! äußerten sich einmal in einem frühern Briefe so schön so trostreich; daß auch Sie von der Hoffnung beseelt seyen daß die Verherrlichung der Religion Christi das Endresultat aller der fürchterlichen Revolutionen unserer Zeit seyn werde. O! es ist wohl auf keine andere Weise zu hoffen als wenn wir alle zur Kirche zurück kehren! könnte ich Ihnen das klar machen, klar wie es unwiderlegbar in mir ist! täglich bete ich es zu Gott daß er dazu seine Hülfe senden wolle! Mich aber Geliebtester! stellen Sie nicht in die harte Lage zwischen Gott und Ihnen zu wählen! Nach solcher Überzeugung, wie sie mir geworden ist, hängt wenigstens meine zeitliche Ruhe und nach meinem Glauben auch mein ewiges Heil davon ab.

Und nun noch ein Wort von der lieben Mutter! Eine Gewissensfrage! Haben Sie nicht in Rücksicht ihrer etwas übertrieben, um mich dadurch abzuschrecken? — es ist mir ganz unglaublich daß sie die Sache so sollte ansehen. Es hat ja noch nie ein Protestant gezweifelt daß auch Catholiken zur Seligkeit gelangen können, sollte sie die erste seyn? — Wenn Sie nun, theuerster Vater! ihr die Sache entdeckten, als eine solche die zwar nicht mit Ihren Ansichten bis jetzt übereinstimme, die aber an sich, wenn sie aus reiner Absicht geschähe, nicht verdammlich sey, so meyne ich doch daß sie

[14]) Dahinter steht durchstrichen: für ein Werk des T.

unmöglich sich darüber sehr beunruhigen könne! Doch überlasse ich das Ihrer Klugheit! Ach Gott! es ist eine harte Prüfung, nicht umhin zu können seinen Eltern, die man nur erfreuen möchte, Kummer zu machen. Was mich tröstet ist, daß dieser Kummer Sie vielleicht einst zu Ihrem eignen Heile führen wird. Es ganz der lieben Mutter zu verschweigen erlaubt mir kaum mein Gewissen, doch folge ich darin ganz Ihrem Rathe, ob ich jetzt oder später darüber an sie schreibe oder ob ich es ganz Ihrem und Christels [den ich auch davon unterrichte] mündlichem Vortrage überlassen soll, oder auch gar aufsparen bis ich selbst früher oder später mündlich meinen Sachwalter machen kann, welches vielleicht das vernünftigste wäre.

Sie verlangen Aufschub! ich habe es aufgeschoben! aber mein Gewissen erlaubt mir nicht es sehr in die Länge zu ziehn; darum will ich mich nur zuvor noch vollends über alles unterrichten und dann dem Rufe folgen; was kann ich mehr als Ueberzeugung wollen!

Wollte Gott daß ich Ihnen mit dieser Erklärung nicht schmerzte, denn das wäre das bitterste Leiden für mich! aber verkennen Sie mich nicht Geliebtester! verkennen Sie meine reine Absicht nicht! glauben Sie nicht daß Ihr Fritz der Liebe gegen Sie vergessen habe! und denken Sie, daß, wenn mein Schritt Sie schmerzt, es mich wenigstens eben so schmerzt ihn nicht mit Ihnen, mit allen meinen Lieben thun zu können. — Aber nein! überzeugen Sie sich vielmehr, und das recht bald, mein theuerster Vater! daß die Sache nichts enthält was Sie billigerweise betrüben kann, sondern daß sie Sie vielmehr höchst erfreuen sollte. — Daß Ihnen diese Ueberzeugung recht bald werden möge, bete ich täglich mit Inbrunst; Gebet ist das einzige was ich habe; aber der der gesagt hat: Bittet so wird euch gegeben, der wird mich auch endlich mit Trost erfüllen. —

Und nun endige ich, wiewohl sich über den Stoff noch Folianten schreiben ließen. Aber mit meinem Schreiben ist's doch ja nicht gethan! von Gott will ich bitten, daß Er Sie mit seinem Lichte von innen überzeuge! — Das ist Alles womit ich Ihre Liebe, Ihre zärtliche Liebe lohnen kann, aber wenn Gott endlich mein Gebet erhört dann werden Sie in dieser Erkenntniß den höchsten Lohn finden. Ich umarme Sie zärtlichst als

Ihr unveränderlich dankbarer Sohn Fritz.

Chr. Ad. Overbeck.

L. d. 3. März, 1813.

Mein lieber Friz!

Obgleich, der unruhigen Zeiten halber, noch nicht aufgelegt, unsern wichtigen Gegenstand im Zusammenhange mit Dir zu verhandeln, will ich doch vorläufig, und in fortdauernder Hofnung, daß es noch nicht zu spät sey, Dir in einliegenden Blättern einige Gründe eines Mannes mittheilen, dem Du Deine Achtung nicht wirst versagen können. Es ist Reinhold, ein gebohrner Katholik bekanntlich, und ein gewesener Geistlicher; der also alle Winkel der Sache kennt, und dessen Charakter Dir verbürgen wird, daß er sine ira et studio rede, in diesen Auszügen aus seiner Ehrenrettung der Reformation[15]). Dann aber fürs zweite bitte ich Dich, und mache es Dir im Namen der Wahrheit zur Pflicht, ein Buch zu lesen, und wohl zu beherzigen, worin Du die wahrhafte Geschichte des Concil. v. Trident, und den Geist der dort herrschte, wirst kennen lernen; ebenfalls das Werk eines Katholiken und Geistlichen: des Paolo Sarpi Historia del Conc. Tridentino[16]). (Es ist ja billig, und Deinem Gewissen nothwendig, daß Du nicht blos curialistische und von der Propaganda empfohlene Historien lesest.) Wenn Dir dann, nach Lesung des Sarpi, nicht die Augen aufgehen, und Du nicht gewahr wirst, wie die Handhaber der Lehre mit der Sache umgehen, wie sie alle Wahrheit der Lehre und des Lebens dem schändlichen Punkte clericalischer und päbstlicher Herrschsucht nachsezen; wenn Du nicht siehest, was es mit der vorgeblichen Eingebung des h. Geistes auf solchen schnöden Concilien auf sich habe, und wie man dort zu Trident den h. Geist pr. Courier aus Rom kommen ließ, und kommen lassen sollte, um dem sogenannten apostol. Stuhl bei Leibe nichts zu vergeben, und wie es schon a priori beschlossen war, alles was die Reformatoren lehreten, zu verdammen, weit entfernt, die Sache in ehrliche, unpartheiische Untersuchung zu ziehen, und wie gleichwohl die Versammlung, trotz des h. Geistes, unter sich uneins wurde, und Dominikaner mit Franciskanern, Prälaten mit Theologen und Canonisten zankten; wenn das Alles auf Dich keine Wirkung macht, und Du dennoch Hals und Hände herreichst, um Dich in die Bande der Menschensazungen und des Gewissenszwanges schlagen, und Dir vorschreiben zu lassen, was Du glauben sollst (ungeheuer!) und Du dennoch in Meßopfern (wo man Christum Gotte dem Vater zu opfern u. darzubringen sich erfrecht, da doch Christus sich selbst geopfert hat, einmal für Alle,) dann im verstümmelten Sakrament, wo Dir der theure Kelch, als unwürdigem Laien, vorenthalten wird, in der Ohrenbeichte, die ein Meisterstück tyrannischer Erfindung ist, und sogar alle Ehrbarkeit beleidigt, in Paternoster und Rosenkränzen, im lateinischen, dem Volk unverständlichen Geplärre; im Priester-Celibat, während Päbste und Priester Concubinen zu Dutzenden halten und Väter und Großväter werden; im Mönchswesen mit allen Greueln unter der Kutte etc. etc. — wenn Du in Allem diesen dennoch beharrlich das Eine erblickest, das Noth thut; und zwar — gesteh es nur —

[15]) Karl Leonhard Reinholds (vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 28, 82) Ehrenrettung der Lutherischen Reformation ist 1786 in Jena erschienen. Der Neudruck von 1789 ist in der Lübecker Stadtbibliothek vorhanden.

[16]) Die Istoria del concilio Tridentino des Paolo Sarpi ist zuerst London 1619 erschienen. Die Lübecker Stadtbibliothek besitzt die zweite italienische Ausgabe (Geneva 1629), die französische mit Anmerkungen versehene Ausgabe von P. Le Courayer (Amsterdam 1736), zwei lateinische Übersetzungen (Frankfurt 1621 und Leipzig 1699) und die deutsche Ausgabe: Paul Sarpius, Historie des Tridentinischen Concilii mit des D. Courayer Anmerkungen. Hrsg. von Friedr. Eberh. Rambach. Th. 1—6. Halle 1761—65.

um des schönen Kirchengesanges (NB in fremder Zunge,) der imponirenden (wohl ausstudirten) Ceremonien, und der schönen Bilder willen —: so muß ich hingehen, und meine Tage in Jammer beschließen; denn mein Sohn, Er, an dem ich meine Freude hatte, ist bethöreten und verdüsterten Sinnes geworden.

Es ist mir durchaus unbegreiflich, wie Einer, dem der Sinn für das biblische Christenthum erschlossen war, daran nicht genug haben konnte. Mein Friz, was gehen uns die Schulgezänke und Sophismen an, uns, die nur nach dem lebendigen Wasser durstet? Was die abgeleiteten Bäche und faulen Sümpfe uns, die wir an der Quelle stehen und schöpfen? Was ist Religion? Es ist die mit innigem Verlangen zu Gott erfüllte Begierde zu wissen, wie wir zu ihm kommen sollen? Wer zu Gott kommen will, sagt die Schrift, der muß glauben 1) daß er sei, u. 2) denen, die ihn suchen, ein Vergelter seyn werde. Wenn wir nun an Ihn glauben, wenn wir uns in den Stand sezen, dieser gnädig versicherten Vergeltung entgegenzusehen, sprich: was bedürfen wir weiteres? Was sagt aber die Schrift ferner? Wer seines Herrn Willen weiß, der soll ihn thun. Und was ist sein Wille? Liebe im ungefärbten Glauben. O des einfachen, herrlichen Gebots! Was Paulisch nunmehr, was Kephisch, was Apollisch? Selig sind, die reines Herzens sind! Selig sind, die der Liebe leben! Dies ist es, Gott anbeten im Geist und in der Wahrheit! Solche Kinder Gott zuzuführen, kam Christus und opferte sein theures Blut. Könnte man ihm wohl, wenn er wiederkäme, die dreifache Pabstkrone, das Meßopfer, die Mönchskutten, die Marien-Faseleyen (Wer den Willen Gottes thut, der ist meine Mutter pp.) den unreinen Cälibat, die Conciliendecrete, als Früchte jenes seines theuren Verdienstes vorzuzeigen sich erfrechen?

Zu dieser Freiheit, alles was nicht wirkliche Bibellehre ist, von sich abschütteln zu dürfen, und zu dieser Verpflichtung, am Munde Jesu und seiner Apostel treu zu hängen, hat uns die Reformation zurückgeführt. Wollten wir dies große Geschenk verschmähen, und uns an den Schwachheiten und Mißgriffen derer stoßen, die es uns gaben, und die selber natürlich nur mit wankenden Schritten gehen mußten, weil sie aus der stockdicken Finsterniß ausgiengen?

Soviel hiervon für heute. Ich sehe mit dem ungeduldigsten Verlangen Deiner Antwort auf mein Jüngstes entgegen, um nur zu erfahren vor allen Dingen, ob noch res integra ist. Welches der gnädige Gott geben wolle! ...

Fr. Overbeck an Vater und Bruder.

Rom am 2ten Aprill 1813.

Da Ihr nunmehr Beyde, meine Geliebtesten! von unserer wichtigen Angelegenheit gleich unterrichtet seyd, so schreibe ich auch an Euch Beyde zugleich, — Sie mein geliebtester Vater! und Dich, mein theurer lieber Bruder! ich gebe mich ohne Verzug an die Beantwortung Ihres letzten Briefes, weil zu erwarten steht, daß vielleicht bald der Paß zwischen uns gesperrt seyn dürfte, und fast fürchte ich schon für diese Zeilen! — Gott geleite Sie! — — Im Jammer müßten Sie Ihre Tage beschließen, im Jammer über mich, wenn ich nun zur Kirche mich bekennen würde? — Und warum denn, um aller Liebe willen, warum denn? — Weil es ein Zeichen wäre meines verdüstert und bethört gewordenen Sinnes? — Was denken Sie denn daß dieser Schritt aus mir machen wird? Für's erste glauben Sie es mir, von dem Sie, glaube ich, Selbstlob nicht gewohnt sind, daß ich schon jetzt mich erleuchteter und weiser (ist dies ein Selbstlob, so ist es doch ein Lob das nicht viel sagen will) fühle als je, indem ich wenigstens meine eigne Finsterniß und Thorheit erkenne. Und wenn ich nun hingehe und mit ganzem Herzen vor Gott und der Welt der alten Kirche beytrete, wenn ich die heiligen Sacramente, der Confirmation (die Taufe durch den h. Geist) des Abendmahles etc. genießen werde, was wird denn alsdann aus mir werden? Werde ich etwa damit anfangen, alle Irrenden zu verdammen? — Gott bewahre! — der Geist Christi, den ich zu empfangen hoffe, ist der Geist der Liebe, und wird auch in mir alle Liebe neu beleben und kräftigen. — Oder werde ich mich an den ersten besten Pfaffen hängen, und was der mir vorschwatzt blind befolgen? — eben so wenig! Prüfet Alles, heißt es ja etc. Der Zusatz aber, und das Beste behaltet, zeigt, daß in göttlicher Offenbahrung, weil ja in Gott Alles gut ist, Alles das Beste ist, dieses Prüfen nicht gelten kann. — Oder werde ich die Kirchenbilder zu meinen Götzen machen, mit Reliquien der Heiligen Abgötterey treiben? Wahrhaftig nicht! — Die Kirche macht es ja keinem zur Pflicht vor Bildern zu beten, sie erlaubt es nur um die Andacht dadurch zu erwecken etc. und da es mich im Gebete, weil nicht daran gewöhnt, mehr stören würde, so werde ich es unterlassen; nur darf ich die nicht Götzendiener schelten, die dieses Mittel der Erbauung benutzen (auf unschuldige Weise). Oder werd ich nun denken daß mit einem mechanisch heruntergeplapperten Rosenkranz, mit pünctlichem aber andachtlosem Messehören, mit dem Nicht-Fleischessen, ich schon ein Gott gefälliger Christ sey? — Behüte Gott! Wenn mein Uebertritt auch nur eins von diesen oder etwas dem ähnliches in mir bewirkte, ja dann hätten Sie freylich Ursache über Ihren Sohn sich zu betrüben. Aber worin wird die Änderung bestehen? — Die unmittelbaren Gnaden-einflüsse der Sacramente werden mir Kraft verleihn den alten Sauerteig auszufegen, den alten Adam abzulegen, und in Liebe, Glaube, Demuth verneuerten Sinnes zu werden. Die strengeren Forderungen der Kirche in Rücksicht der Sittlichkeit werden mich strenger gegen mich selbst, gegen alle auch die verkapptesten bösen Neigungen machen, sie mit Stumpf und Stiel auszurotten, und mich so dem Himmel, der wahren Heiligung der Vereinigung mit unserm Herrn näher und näher führen. . . .

... Aber der Paolo Sarpi höre ich Sie sagen! — Aber haben auch Sie den Pallavicinj[17]), seinen weitläuftigen Widerleger gelesen, der, was beym Fra Paolo nicht der Fall war, die Acten des Conciliums selbst aus der vaticanischen Bibliothek besaß? — Und alle

[17]) Die Istoria del concilio di Trento von Sforza Pallavicini ist 1656 erschienen. Die Lübecker Stadtbibliothek besitzt die lat. Übersetzung von Joh. Bapt. Giattino in der Antwerpener Ausgabe von 1673.

Misbräuche eingeräumt, zugegeben daß Leidenschaft diesen Orden beherrschte, jenen Bischof leitete, daß heftig disputirt ward, was folgt daraus? — Fürs erste: billigt oder authorisirt denn die Kirche diese Misbräuche? man lese doch nur das concilium tridentinum, wie gegen alle Misbräuche geeifert wird, was kann die Kirche mehr? — Und für's zweyte die Leidenschaftlichkeit betreffend der Mitglieder! sagt denn die Kirche daß dem Einzelnen Unfehlbarkeit gegeben ist? oder daß zehn und zwanzig Bischöfen Unfehlbarkeit gegeben ist? keineswegs! — sondern: wenn der versammelte Rath aller Bischöfe der Christenheit vom Papste rechtmäßig berufen, sich über diesen oder jenen Satz vereinigt, (Am Rand ist hinzugefügt: NB. cum consensu aller Kirchenväter! ist Dies nicht der Fall so folgt daraus daß über die bestrittene Sache nichts offenbahrt worden sey und es folglich gleichgültig sey was man davon halte. — So mag freylich in hundert Dingen St. Thomas nicht mit St. Bernhard übereinstimmen. Aber nennen Sie mir ein Einziges Dogma, d. i. offenbahrten Glaubenssatz, in dem sie nicht miteinander übereinstimmten! —) so geschieht der Ausspruch mit Beystand des h. Geistes! also nicht das Disputiren ist Werk und soll Werk des h. Geistes seyn, sondern die Vereinigung, und mir däucht je mehr die Partheyen durch Leidenschaft getheilt waren, desto wundervoller ist diese Vereinigung — desto weniger kann sie Menschenwerk seyn. ...

Chr. Ad. Overbeck.

Lübeck d. 8. Apr. 1813.

... Die Wahrheit Dir nun zu beweisen, daß Dein Saz von der Nothwendigkeit der sichtbaren Kirche grundlos ist, daß also auch die Folgerungen aus ihm, Tradition, Pabstthum, Hierarchie, verworfen sind; dies wäre es, worauf es jetzt ankäme. Denn nur dieser Saz, und nicht der Reiz des Cultus, hat, nach Deiner deutlichen Erklärung, Dich gewonnen. Wie dünkt es mich nun so federleicht, — wenn man nur Zeit dazu hätte — Dich hier zu widerlegen! ...

Im Allgemeinen aber muß ich Dir noch sagen, daß Dein lezter Brief viel Wunderliches durcheinander zu Tage gab, und einen Kopf zeigte, der leider! mancherlei in sich aufgenommen hat, was über seine Erörterungskraft hinausliegt. Wohin man gerathen kann auf Wegen dieser Art, das zeigt schon Dein Urtheil über die Kezerverbrennungen[18]). Siehe, mein Friz wäscht, wie Pilatus, seine Hände in Unschuld! Nicht Pilatus kreuzigte den Herrn, sondern die Juden. Nicht die Kirche verbrannte lebendig, sondern der weltliche Arm! Ei, wer leitete denn den weltlichen Arm, bei Pön der zeitlichen und Ewigen Verdammniß? O Gott, das warest Du, mein Friz, der diese Dinge niederschrieb?

Ich insistire auf eine ernste und vollständige Lectüre des Sarpi. Da wirst Du finden, was in den guten Zeiten Kirche hieß, und was hernach daraus geworden ist. Solche Kirche, wie die in den guten Zeiten, erkenne auch ich an. Aber das ist nicht Eure sichtbare Kirche, noch weniger euer zu Tribunal sitzender Clerus. Sieh doch den Herren zu Trient einmal gerade in's Gesicht, und dann vermelde mir, was Du gesehen hast.

Du sprichst von Mitteln zum Zweck. Im Zwecke wären wir einig. Das Mittel nun wäre die Kirche, und eine gehäufte Zahl Sakramente? Das eigentliche Mittel, mein Sohn, ist das Gebet. ...

Chr. Ad. Overbeck.

Troppau im Österreichischen Schlesien, d. 6. Jun. 1813.

... Kannst Du Dich noch immer entschließen[19]), durch Eidschwur zu betheuern, die Überzeugung der Dein Vater zugethan ist, die er Dir mitzutheilen beflissen war, sei Lüge des Lügenvaters? Reiner Glaube an Jesum Christum, einfältiges Forschen in der Schrift, Recusiren dessen, was dort nicht als von Ihm, dem Göttlichen herrührend, angezeigt wird, Ablehnen der Menschensazungen, Ablehnen des Priesterwesens und

[18]) In dem Brief vom 26. Februar 1813, der 20 Seiten von 24 : 20 cm umfaßt, hatte Fr. Overbeck u. a. auch geschrieben: „Muß sie [die Kirche] deswegen aber die Ketzer verbrennen? Nein! das hat aber die Kirche auch nie gethan, sondern das weltliche Gericht."

[19]) Am Palmsonntag, dem 13. April 1813, hatte Fr. Overbeck das Bekenntnis seines neuen Glaubens schon abgelegt. In einem Brief an seinen Freund Sutter vom 21. Mai bemerkt er im Anschluß an einen Bericht über die Abendbesuche bei Ostini im Herbst des vergangenen Jahres: „Kurz, wohin ich sah, strahlte mir neue Klarheit, neue Überzeugung entgegen, und ich wäre auf der Stelle übergetreten, wenn ich nicht gefürchtet hätte, meine ehrwürdigen Eltern durch einen so plötzlichen Schritt zu hart zu treffen. Indessen begann ich sogleich einen lebhaften Briefwechsel mit meinem Vater, dem ich meine kürzlich erworbene Erkenntniß sehr ausführlich mittheilte, in der Hoffnung, daß auch er von dem Gewichte der Gründe bewogen nicht bloß mir seine Einwilligung geben, sondern selbst mir folgen würde. Dieser Briefwechsel nun, dem ich alle meine Zeit widmete, die mir von Arbeiten übrig blieb, war die Hauptursache meines langen Stillschweigens gegen Dich, theurer Sutter! das Du mir gewiß auch verzeihen wirst. Leider! hatten meine Briefe nicht den gewünschten Erfolg. Mein Vater, der in heftigen Vorurtheilen gegen den Katholicismus alt geworden ist, opponirte sich heftig dagegen; ich schrieb ihm Briefe über Briefe, immer ohne Erfolg. Seine Antworten indessen waren von der Art, daß sie mich zwar zuerst etwas wanken machten, aber bei näherer Betrachtung nur noch mehr stärkten. Ich entschloß mich daher am Ende, hier im Stillen überzutreten, ihm aber meinen Schritt noch zu verheimlichen, bis ich ihn nach und nach würde mehr überzeugt haben. Der Palmsonntag war der für mich so wichtige, so unvergeßliche Tag, wo ich nach einer viertägigen Vorbereitung in einem Kloster in den Schooß der Kirche aufgenommen ward. Es geschah ganz im Stillen, aber was in mir vorging, das sprechen keine Worte aus. Seitdem führe ich ein geregeltes katholisches Leben, und der Genuß der heiligen Sakramente wirkt eine Ruhe und himmlischen Trost in mir, daß ich mit Muth allen Kämpfen, die meiner deshalb warten, und allen Leiden, die sonst der Herr mir schicken sollte, entgegen gehe."

seiner Herrschaft über die Gewissen — das Alles sei Lüge? Friz, Friz, bedenke doch: es wäre Lüge? Du könntest das beschwören?

Aber beschwören oder nicht! Gesezt, sie erließen Dir den Eid, die Geschmeidigen: hätten sie Dir damit etwas vor Gott erlassen? Vor welchem unsere Rede nur seyn soll Ja, ja, Nein, nein? Und würdest Du vor unruhigen Bewegungen Deines Gemüths Dich in der Folge sicher schätzen? Es war so stille einst in der Seele meines Friz. Einfältig gieng er seinen Weg, das Herz rein und voll Gottes, und in der Hand seine Bibel. Er konnte beten; er konnte streben sich unbefleckt zu erhalten von der Welt; er konnte der ewigen Seligkeit entgegenhoffen, als Begnadigter durch Christi Heil. Und an diesem Allen hatte der Seltsame nicht genug. Da mußte er, von der Religion, aufs Kirchenthum verfallen. Was gab ihm nun das Kirchenthum? Statt der reinen, heiteren Gottesluft die Nebel. Und in diesen Nebeln will er besser als vorhin den Weg zum sonnenreichen Himmel finden! Kein Johannes, kein Petrus, kein Paulus — ich schweige von Christo selber — übte und glaubte, was Er zu üben und zu glauben beginnt: dennoch will er wähnen ihnen näher zu sein als zuvor. Und um was dreht sich die ganze Sache herum? Wie gesagt, um das Kirchenthum, um die einzig unfehlbare (utinam!) sichtbare Kirche und ihr monströses Glaubenstribunal. Da wird nun nicht Christus (denn der spricht nur von Gott anbeten im Geist und in der Wahrheit; lauter unumnebelte Dinge!) sondern der Apostel Petrus, der Eckstein. Woran freilich der Ap. Petrus ganz unschuldig ist: aber die Schlauen, die das Volk bethören; sie, vor denen der Apostel Paulus warnet; die Aufbürder unerträglicher Lasten!

Liebster Sohn, beuge doch nicht unter ihr Joch Deinen Nacken! Christi Joch allein sei es, worunter Du Dich beugest. Er hat aber nie das Seil, worein Du Dich schlingst, für das Seine ausgegeben. Im Gegentheil; betrachte nur Ihn, und seine so einfache Lehre, und das Thun derselben! Betrachte dagegen die sich so nennenden Priester, und ihr Heer von Sazungen, die alle Glaubensartikel seyn müssen, und ihr Thun! Betrachte Christum in seiner Demuth, und den Papst (ich rede collective) in seinem Hochmuth! Die Dornen- und die dreifache Krone! Das Fußwaschen und den Fußkuß! Betrachte die ersten Christen, und ihr Liebesmahl, ihre Familien-ehelichen Verhältnisse — und dagegen die Mönchsregeln, das Meßopfer, den Celibat! Rufe zurück in Deinen Sinn die Bibellehre vom vernünftigen Gottesdienst, und betrachte dagegen den zwar pomphaften Cultus, aber mit lateinischem Geschnatter vor unlateinischem Volk! Und endlich, was das Glaubensgeschäfte betrift; betrachte die Glaubensvorschrift der Bibel: daß Jesus Christus in die Welt kommen sei, die Sünder selig zu machen, und dagegen die Unzahl der sogenannten Glaubensartikel dieser seyn wollenden einzigen Kirche. Und ließ, ließ, ich beschwöre Dich aufs Neue, die tridentische Geschichte von Sarpi!

Diesem nach will ich nicht, daß Du ein Lutheraner seyest, oder ein Calviner, oder sonst ein -iner oder -aner. Ich will nur nicht, daß Du etwas anders seyst, als rein biblisch, und Dir etwas Fremdes unter- und einschieben lassest. Dies Verhunzen Deines Geisteszustandes sollen sie bleiben lassen, die Überlästigen! Was hindert Dich zu seyn, wie Jesus Christus auch war; der heilige Hände aufhob an allen Orten, und so deßgleichen seine Jünger lehrte, daß sie wurden Herren des Sabbaths! Wie? den von Mose gestifteten Sabbath konnte Jesus bei Seite legen? und wir kramen neues Sabbathwesen, Kirchenthum hervor? Einfältig ist seine Lehre; und wir machen daraus ein verworrenes Gewebe? Geist und Leben sind seine Worte; und wir umhängen sie mit Tand und Ceremonienwerk? Ein ewiges und einziges Opfer ist sein Tod; und wir wollen uns unterfangen nachzuopfern? (oblatio und dergleichen Schnickschnack!) Unser Herz allein will er, zu seinem Dienst, und wir bieten ihm Ave Maria's und Rosenkränze? Innige Gottseligkeit fordert er, und wir bieten ihm Werkheiligkeit? — O mein Sohn! Schier verdreußt es mich, Dir dies alles zu zergliedern; Dein besseres Ich hat es alles längst gesehen — und Du, Du hast es Dir verdunkeln lassen! Raffe Dich auf; fleuch, fleuch die Täuschereien, und diene so Deinem Gott auf Erden, wie Du vernünftigerweise hoffest, ihm einst (nur vollkommener,) im Himmel zu dienen, wo nicht gefragt wird nach dem Kirchenthum, nach einer Glaubensregel, nach dem Schooß der alma mater; sondern wie es im Evangelio heißt: Ich bin krank gewesen etc. Siehe doch hier den Geist, den eigentlichen Geist des Christenthums! Siehe dagegen den verfälschten Geist der Curie, der Klöster, der Concilien! Kannst Du glauben, auf dem Wege dieser, Jenen besser zu erreichen? Oder fandest Du Dich nicht schon (die Hand aufs Herz!) vor dem Konvertitenstündlein, gar wohl auf rechtem Wege? außer was Fleisch und Blut Dir daran turbirten; die aber nicht aufhören uns diesseits zu turbiren, als der uns geordnete Kampf.

O mein Sohn! Vermag noch etwas über Dich Dein ergrauender Vater, so stehe still, und überschaue Deinen Pfad! Warum wolltest Du in Labyrinthe hineintauchen, da Du auf ebener Bahn wandeln kannst? . . .

Fr. Overbeck an den Vater.

Rom am 1sten September 1813.

. . . Aber so ferne ich auch bin, so ist doch mein Herz nahe, denn ich bin täglich bey Ihnen in Gedanken, gedenke Ihrer täglich in inbrünstigem Gebete vor Gott, und bitte Ihn daß er für Sie thue was ich nicht zu thun vermag. — Auch in Rücksicht auf unsern religiösen Streit, denn ich sehe ein, Geliebtester! daß wir Beyde nichts ausrichten und wenn wir einander Folianten schrieben. Ich dächte daher wir ließen ihn einstweilen auf sich beruhen, bis wir etwa einmal mündlich uns gegeneinander expectoriren. Es ist so schwer in Briefen dergleichen abzuhandeln; ein einziges Wort, so oder so gesetzt, so oder so verstanden ändert oft gänzlich den Sinn und so kommt man durch Misverständnisse vom hundertsten in's Tausendste. . . .

Chr. Ad. Overbeck.

L. d. 4. Octobr. 1813.

. . . Nun, in Summa: Du stehst wo Du stehst; ich muß das Gott befehlen, und damit — ein Ende!

. . . Es ist also nun Abrede unter uns: dies Capittel wird nicht weiter berührt. Den polemischen

Ton verlasse ich denn zugleich auch gänzlich; und Vater Overbeck spricht, voll herzlicher Liebe, mit seinem — o wie sehr geliebten! Friz. — In Deiner Kunst hast Du viele Freude, und machst sie auch Andern. Daß Du berühmt wirst, nimmst Du auf, wie ich es liebe. Nur aber auch nicht allzuvil Bescheidenheit. Mich dünkt, man kann auch dahin kommen, allzuvile Sünden zu riechen, wenn ich mich des Ausdruckes bedienen darf. Sonst, was Du von den Gefahren der Sinnlichkeit und Eitelkeit meldest, wie sehr ist mir das aus der Seele geschrieben! Kenne ich sie nicht etwa auch, diese Feindinnen weicher Herzen? Gott stehe uns Allen bei, mein geliebtester Sohn! Täglich bedürfen wir seiner Hülfe, und täglich ist er unser Erbarmen. . . .

Chr. Ad. Overbeck.

Lübeck d. 13. Januar 1815.

Mit unserer Correspondenz, mein geliebtester Friz, steht es ein bischen wunderlich. Dein lezter Brief an mich ist vom 1sten Aug. v. J. In einem späteren an Mutter versprichst Du viele Nachfolgende: es ist kein Einziger angelangt; namentlich also auch nicht der recht Dicke, der den Beschluß machen sollte, und auf den wir hofften (u. noch hoffen,) wie auf eine Erscheinung unter dem Motto: „das heiß' ich rechte Augenweide! 's Herz weidet sich zugleich!" — Auf meiner Seite ist denn auch leider! ein Erstarren der Feder, aus hartnäckiger Schreibunlust, eingetreten, die ich heute endlich überwinde. . . .

Da ich der Religion erwähne, so kann ich nicht umhin, Geliebtester! Dir sofort den Wunsch auszudrücken, daß doch die Meinung Chr. Schlossers[20]), die ich neulich über Heidelberg erfuhr: „Du seyest förmlich noch nicht übergetreten", sich mir, durch Dich selbst bestätigen möchte. Eine gewisse Hoffnung deßfalls unterhalte ich aus ein Paar in Deinem jüngsten Briefe an Mutter vorkommenden Äußerungen, wo Du vom „Dünkel auf der Einen Seite", und von „viel falschem Umhang auf der Andern" sprichst. Mich dünkt, so freiherzig könntest Du nicht reden, wenn das Abschwören wirklich geschehen wäre. Stündest Du noch auf diesem Glücklichen Standpunkte, nemlich: keiner Parthei anzugehören, sondern über aller Parthei zu stehen; o so laß Dich beschwören, auf ihm zu beharren! Denn, wahrlich! so hättest Du, nach meiner lebendigsten Überzeugung, das Rechte. Gott schenke mir dieses Trostwort aus Deinem edlen Munde! . . .

Fr. Overbeck an den Vater.

Rom am 8ten Februar 1815.

. . . Ich füge noch dieses besondre Blättchen bey, um eine Frage in Ihrem Briefe zu beantworten die ich nicht länger mit Stillschweigen übergehen mag, und o! daß Sie, Geliebtester! diese Antwort mit der Ruhe ja mit der Freudigkeit lesen möchten, womit ich sie schreibe! Ja mit der Freudigkeit, mit der heiligen Freude die nur aus dem Geiste Gottes strömen kann, der in der stillen Verborgenheit des Herzens die beseligenden Wunder seiner Gnade wirkt, bekenne ich es Ihnen und der Welt, daß ich Besitz ergriffen habe von dem vollen Rechte der Kindschaft Gottes, das uns Jesus Christus erworben, auch mir erworben hat; daß ich aufgenommen bin in jene Heerde des guten Hirten der seine Schafe bey Namen ruft und die seine Stimme erkennt, nachdem er auch mich nach seiner Liebe bey Namen gerufen, und mich seine Stimme hat erkennen lassen, der bin ich gefolgt. Und alle die seiner Stimme folgen, die wissen, daß sie berufen sind zu segnen und nicht zu fluchen, zu lieben und nicht zu hassen denn sie sind Kinder des Geistes der Liebe. Und weil die Kinder wissen das was sie bitten vom Vater, das wird er ihnen gewähren, so bitten sie unablässig in gläubigem Vertrauen daß er seine Heerde mehre, daß er alle die ihn lieben und um deren Stirne Satanas vergeblich die Bande des Irrthums geschlungen, alle Wunder seiner Gnade genießen lasse, daß nur Ein Hirt sey und Eine Heerde. — Zu solchen, geliebtester Vater! bekenne ich mich; also nicht um Partheygeist zu nähren, der sich auflehnt wider den Geist der Liebe, nicht um Pfaffentrug oder Aberwitz zu sanctioniren der die heilige Wahrheit verfinstert, sondern vielmehr um stark zu seyn, ohne Menschenfurcht, solchem allem zu begegnen; denn was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich und wohllautet, wo irgend eine Tugend, wo irgend ein Lob, dem denken wir nach, und jagen ihm nach als dem gesteckten Ziele! — Der Gott aber alles Trostes lasse Ihnen solches zum Troste gereichen! —

Fr. Overbeck an den Bruder.

Rom am 18ten März 1815.

Mein theurer lieber Bruder!

Diese an Dich gerichteten Zeilen sind nur halb für Dich bestimmt; sie sollen einige Puncte beantworten aus dem letzten Briefe unsers lieben Vaters, an den ich soeben geschrieben. Du wirst ohne Zweifel von ihm bereits meinen Uebertritt zur Kirche erfahren haben, und da ich nicht weiß ob auch, was ich so sehr wünschte, unsre theure Mutter schon darum weiß, so mag ich der Sache in den Briefen an Vater nicht geradezu erwähnen. Vor allem aber bitte ich Dich, mein geliebtester! um des gethanen Schrittes willen, den ich meiner innigsten Ueberzeugung zufolge, nach vorhergegangner reiflichster und nüchterner Ueberlegung, nicht unterlassen durfte, an mir nicht irre zu werden und Deine Liebe mir nicht zu entziehen. Was auch Deine Ansicht darüber sey, so wirst Du mir zutrauen, daß ich, um eitler Schwärmerey willen, meinen Gott und Herrn nicht verläugnen würde, noch weniger aber um Partheygeist zu mehren; denn, glaube mir, gegen diesen so wie gegen alles Falsche und alle schändlichen Misbräuche fahre ich nicht allein fort ein Protestant zu seyn, sondern ich habe es mir gerade jetzt erst recht zur Pflicht gemacht kühn und frey dagegen zu eifern, ohne Menschenfurcht. Und, wenn ich gleich darauf Verzicht gethan habe, evangelisch zu heißen, so habe ich es doch wahrlich aus keinem andern Grunde gethan als um so vollkommner

[20]) Christian Schlosser (vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 31, 544), der in Rom, wo er ebenfalls von Pietro Ostini in die katholische Kirche aufgenommen worden war, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf Fr. Overbeck und seine Genossen hatte, war 1812 in seine Vaterstadt Frankfurt zurückgekehrt.

es seyn (oder werden) zu können. Also zweyerley habe ich mit Euch vollkommen gemein, nach wie vor, nemlich daß ich zu protestiren fortfahre, und daß ich darnach trachte ein recht evangelischer Christ zu werden, und ich glaube in dem nemlichen Sinne genommen wie Ihr beydes versteht; denn auch Ihr wollt gewiß nicht Parthey, sondern das was über aller Parthey ist, die Wahrheit.

Es bliebe also der einzige Unterschied übrig, daß ich kein Lutheraner seyn will; doch nein! auch hierin sind wir einiger als es beym ersten Anblick erscheint. Auch Ihr, eingedenk der Worte: nicht Paulisch, nicht Kephisch, nicht Apollisch, wollt keine Lutheraner seyn; hat mir doch der Vater selbst schon den Luther herausgegeben; und ebenso werdet Ihr mir gewiß den Calvin und den Zwingli herausgeben, denn ich bin gewiß daß Ihr nichts seyn wollt, als — Christen! und, bey Gott! weiter will ich auch nichts seyn. So bliebe aber also gar kein Unterschied übrig? — Das sey ferne! O mein Lieber! wer im Genuße seiner heiligen Sacramente empfunden hat die Wunder seiner Gnade, die keine Zunge aussprechen, kein Dank genug preisen kann, zu wem Er, der gute Hirte im innersten Herzen mit seiner unverkennbaren Stimme gesprochen hat: Du warst verloren, und bist wiedergefunden, Du warst todt und bist wieder lebendig worden; der weiß, was es heißt: in das volle Recht der Kindschaft eingetreten zu seyn, der ruft mit David aus, in heiliger Freude, die nur Gott geben kann: Ich will lieber der Thüre hüten in dem Hause des Herrn meines Gottes, als etc. denn Ein Tag im Hause des Herrn sind besser denn sonst tausend! — Uebrigens kann und will ich nicht dogmatisiren, am wenigsten polemisch; es nutzt zu nichts, führt zu Misverständnissen, vom hundertsten ins tausendste. Ein für allemal aber: die Lehren der Kirche sind mir heilige beseligende Wahrheiten! wenn aber schwache Menschen sie mangelhaft ausüben, wenn dumme Pfaffen sie in ein verkehrtes Licht stellen, und blindes Volk Buchstaben für Geist nimmt, wenn vollends schlechte verworfene Seelen das Heiligste selbst misbrauchen so bekenne ich, daß, weit entfernt eins von diesen zu vertheidigen, ich vielmehr das Eine hasse und dem Andern fluche. Kurz, den eigentlichen Grund meines Uebertrittes hat Vater selbst in seinem letzten Briefe am kürzesten in den Worten des Apostels ausgesprochen, nemlich: Jesus Christus, derselbe, gestern und heute (heute nicht anders als gestern!) und derselbe auch in Ewigkeit! — . . .

Chr. Ad. Overbeck.

12. Mai 1815.

Mein geliebtester Fritz!

Dein Brief vom 8. Febr. sagt mir denn nun Alles. Was soll ich machen? Es Gott anheimstellen. Claudantur rivi; sat prata biberunt[21]). Ich, in meiner evangelischen Einfalt kann inzwischen nicht begreifen, daß man dem Papste zu Rom, oder irgend einer Äußerlichkeit, anhängen müsse, „um Besitz zu ergreifen von dem vollen Rechte der Kindschaft Gottes das uns J. Chr. erworben hat". Quae, qualis, quanta! Ich dächte, diese Besitzergreifung geschähe durch den, Welt und Fleisch überwindenden, Glauben an J. Chr. selber. So haben wenigstens die Apostel und alle unmittelbaren Jünger J. Chr. Besiz ergriffen; so die erste, d. h. die eigentliche alte Kirche (zu welcher Luther die Menschen wieder hin haben wollte, aber Großen Dank! sagte curia Romana; das gradirte[22]) nicht, weder im Beutel, noch in den Machtverhältnissen) und es steht doch auch — Du, der Du lieber evangelisch seyn als heißen willst! (man kann wohl nicht beides zugleich?) es steht, sage ich, doch auch kein Tüttel davon im Evangelio, daß die spätere Zeit noch einen anderen Mann zu erwarten habe, unter dessen Autorität nur, man Besiz ergreifen könne von dem vollen Rechte p. — Laß uns leben wie Christen, so ergreifen wir Besiz, durch den lebendigen, in der Liebe thätigen, Glauben. Was hat damit die lateinische, oder griechische, oder pensylvanische Kirche zu thun? Und was hilft dazu das Abfallen von der einen, und das Übertreten zu der Andern? . . .

O mein Friz, mein Friz!! Mich dünkt, sie haben Deinen armen Kopf, — denn das Herz hat Gott geschirmet, ihm sei ewiger Dank! — aber den Kopf haben sie dahin gebracht, daß es wohl eben bei Dir heißt: vom Hundertsten ins Tausendste!

Bei diesem Allen willst Du fortfahren zu protestiren (ich komme jetzt auf den Brief an Deinen ältesten Bruder). Ja, protestire nur! Du wirst bald sehn, was madre maestra für ein Gesicht aufzieht, wenn sie auch eine Zeitlang den willkommenen Proselyten gewähren lässet. . . .

. . . Das könnte ich den Leuten ja alles gönnen, wenn sie mir nur nicht meinen Friz — o wann werdet ihr enden, Thränenströme? — meinen Friz, in ihr Reich hineingezogen hätten! wenn er nicht an ihren jämmerlichen Argumenten incurabel krank danieder läge! Ihm blasen sie nun alle Tage von dem Unglauben der Protestanten ins Ohr, und daß der Protestantismus auf nichts anders als Unglauben hinausgehe. Dabei allegiren sie so viele ung[läubige] moderne Protestanten. Denken sie denn gar nicht, diese klugen Herrn,

---

[21]) Vgl. Vergil, Ecloga 3, 111 Claudite jam rivos, pueri; sat prata biberunt. „Schließt nun, Knaben, die Bäche; genug schon tranken die Wiesen" bzw. „Jezo die Bäch', ihr Knaben gestopft; satt tranken die Wiesen" nach der wechselnden Übersetzung von Chr. Ad. Overbecks Freund Joh. Heinr. Voß. Es sind die Schlußworte der Ecloga, deren Inhalt ein Wettgesang ohne Entscheidung ist, und sie werden von dem Schiedsrichter Palämon beim Weggehen an seine Knechte gerichtet als Mahnung, die Kanäle, mit denen er die Wiesen wässern ließ, wieder mit einem Erddamm zu verstopfen. Irrtümlich ist in den Vers ein übertragener Sinn gelegt worden, so von Johann Daniel Overbeck (1715—1802, Onkel von Christian Adolf Overbeck, Rektor des Katharineums und ein Jahrzehnt lang Leiter der Stadtbibliothek), der in seiner lat.-deutschen Ausgabe der Hirtengedichte (Helmstadt 1750) übersetzt: „Und macht die Bäche zu! die Wiesen haben satt" und erklärt: „Palaemon will sagen: Ihr, meine Freunde, habet euch genug bemühet".

[22]) Vgl. ital. „gradire, angenehm erscheinen".

ans Retorquiren? Wie, wenn wir nun sagten: der Katholicismus gehe auf nichts anderes als Unglauben hinaus, u. dabei Voltaire & Consorten allegirten? Aber mein Friz leiht dem Allen sein gläubiges Ohr: wir sind im Hause der Gottlosen, u. Er im Hause des Herrn! — Übrigens benachrichtige ich Dich hiermit, daß Deine Mutter nunmehr von Deinem Schritte unterrichtet ist. — . . .

Chr. Ad. Overbeck.

Lübeck, d. 28 Dec. 1815.

. . . Wir haben einen vortrefflichen reformirten Prediger hier, Namens Geibel[23]), zu dem ich mich, seit unsers unvergeßlichen Köppens Tode, mit Vorliebe halte. Da denke ich oft, wenn ich aus der Kirche gehe: Was bringt doch nun der Katholik aus seinem Meßdienst mit nach Hause? Wohl ein einziges Wort der Lehre u. Erbauung? Soll denn nicht diese, Hauptsache seyn? Jesus und die Apostel wirkten durchs Wort. Aber indem dem Katholiken die Predigt zur Nebensache degradirt wurde, ist ihre Kraft vernichtet. — Gerne gebe ich die Trefflichkeit vieler kath. Geistlichen, Männer wie Ostini, zu: aber ihre Kirche — —! . . .

Chr. Ad. Overbeck.

Lübeck, d. 25 Oktober 1816.

. . . Ich leugne nicht, daß die in Deinen Briefen — aus guter Meinung — immer durchleuchtende Geflissenheit, auch mich Römisch zu machen, mir häufig einige Unlust zum Antworten beibringt; und unser Briefwechsel würde wahrscheinlich rascher seyn, wenn die widrige Confessionsveränderung nicht eingetreten wäre. Hierin suche also die Ursache der selteneren Briefe, und nicht etwa in einem geträumten „leisen Widerstreben gegen die erkannte (!) Wahrheit". Ich bin weit davon entfernt, erkannt zu haben, was Du Dir für Wahrheit, in dieser Hinsicht, ausgiebst. Vielmehr erkenne und bekenne ich noch immerfort, mit lebendigster Überzeugung, das Gegentheil. . . .

Ohe, jam satis! Und hilft dies alles nicht, hilft es alles nicht, so sage ich nun heute mit Bedacht: Hinfort mache mir nicht weiter Mühe! Laß das Faß in Gottes Namen uns zuschlagen, und von was Anderem, von Kunst, Wissenschaft, Natur, von was Du willst — nur nicht von Christenthum, leider! nicht von Christenthum uns unterhalten; es wäre denn, daß Du mir heilig versprächest, unter Christenthum nur das Innere, das den Wandel gen Himmel leitet, und Einen Herrn, Einen Glauben, Eine Taufe, Einen Gott über Alles aufweiset, anzuerkennen, von allen Andeutungen aber auf Herrlichkeiten [der] sichtbaren Kirche (in Eurem Sinne,) pp. abzulassen. Denn daraus wird und entsteht nun einmal nichts Gutes. Die Trennung habt Ihr gemacht; denn Ihr seid von der reinen Bibel abgewichen. Wir kamen zurück.

* * *

Ich komme auf Deine Malerei. Hier strahlt mir reine Freude, Gottlob! Gottlob! — Du malest aus dem Schaze Deines Herzens, und malest reinbiblisch, und Dein Pinsel hat keine Dogmen. Sei denn gefeiert mit Deiner hohen Kunst, Geliebtester! . . .

[23]) Vgl. Lübecker Jahrbuch 1925, S. 64—73.

DAS BUCH SULAMITH UND MARIA VON FRANZ PFORR

„Ganz ihrem idealen Sinn und dem herrschenden romantischen Geist entsprechend hatten die beiden unzertrennlichen Freunde (Overbeck und Pforr) unter sich eine Allegorie ersonnen, in welcher sie ihrer Kunstrichtung und ihren individuellen Neigungen Ausdruck zu geben wünschten. Zunächst gaben sie sich Phantasienamen: Pforr pflegte in vertraulicher Correspondenz Overbeck bei seinem ersten bedeutungsvollen Taufnamen Johannes anzureden, während er selbst Albrecht Mainstädter hieß, indem er von seinem höchsten Vorbild, Albrecht Dürer, den Taufnamen, von seiner Vaterstadt am Main aber den Zunamen entlehnte. Sodann kam Overbeck auf den Gedanken, es sollte jeder für den andern ein Bild malen, in welchem die wesentliche Schönheit und der Charakter der jedem eigentümlichen Kunstweise zur Erscheinung kommen müßte; dieselben könnten, meinte er, ganz wohl durch zwei Frauengestalten, als Repräsentanten der beiden von ihnen erwählten „Arten der Malerei", dargestellt werden. Die Idee fand bei Pforr Anklang und wurde in seinem fruchtbar geschäftigen Kopfe alsbald weiter entwickelt. Er war mit Leib und Seele der alten deutschen Kunst aus Dürers Zeit ergeben, welche ihn als schlicht und anspruchslos, aber tief und wahr, vor allen ansprach. Sein Freund war hingegen der Anmut, dem Reichtum und der Lieblichkeit italienischer Kunst zugeneigt. Pforr dachte sich die Erkorne seines geliebten Johannes in Schmuck und duftumwobener Herrlichkeit (Sulamith). Im Unterschied davon trug seine Braut den Charakter bescheidener, stiller, heimeliger Traulichkeit; und kaum hatte er mit dem Entwurfe einer Allegorie begonnen, so gewann unter der ausführenden Hand seine symbolische Figur der deutschen Kunst die Gestalt, den Ausdruck und selbst das Gewand eines lieblichen, blondhaarigen Mädchens, das er einmal in häuslicher Beschäftigung, in rotem Kleid und weißer Schürze waltend, gesehen und nicht vergessen konnte (Maria).

Diese zwei Bilder sind Denkmale zärtlicher Jugendfreundschaft und brüderlich edler Kunstgenossenschaft. Sie sind die Frucht ihrer heimlichsten Gedanken und Gespräche, und mit dem kleinen Erläuterungsbüchlein, welches Pforr zu ihrem Geleit geschrieben, führen sie uns so recht in ihr Seelenleben ein." Margaret Howitt.

I. Kapitel.

Es war ein frommer Mann mit Namen Joseph, der lebte schon vierzehn Jahre mit seiner Ehegenossin in Friede und Glück, denn der Herr hatte ihn gesegnet an zeitlichen Gütern, so daß es ihnen an nichts gebrach, außer einem, das ihnen Leid machte, so oft sie daran dachten. Der Herr hatte nämlich ihnen keine Kinder gegeben, so oft sie auch darum beteten und Almosen gaben. Da sprach Joseph zu seinem Weibe Elisabeth: Was der Herr tut, das ist wohlgetan, und ihm sei Dank und Preis für alles. Da sprach das Weib: Amen, also ist es. Aber es geschah über ein kleines, daß es sich fand, daß Elisabeth schwanger war; da freuten sich beide nicht wenig, und der Mann sprach: Gelobet sei der Herr, unser Väter Gott. Er straft, aber nicht allezeit, Er verbirgt sein Angesicht, aber nur eine Weile; Er hat angesehen unser Gebet und unsere Prüfung hinweggenommen. Als aber die Stunde des Gebärens kam, geschah es, daß Elisabeth so übel lag, daß man sich ihres Lebens verzieh. Da wollte Joseph vor Schmerz das Herz zerspringen, und er ging beiseite und nahm die Bibel, um Trost zu suchen, und er schlug sie auf, vermochte aber vor allzu großer Betrübnis nicht zu lesen, sondern gedachte seines ehemaligen Glückes mit dem Weibe seiner Jugend. Als er sich aber faßte, trafen seine Augen auf die Stelle des Hohen Liedes Salomonis: Kehre wieder, kehre wieder, o Sulamith; kehre wieder, kehre wieder, daß wir dich schauen. Da sprach er bei sich selbst: Jawohl, kehre wieder, meine ehemalige Ruhe und Lust. Siehe, da kam die Wehemutter und sprach: Freuet Euch, denn ein Töchterlein ist Euch geboren. Da sprach er: Dies soll Sulamith genannt werden, denn durch es ist mein Unglück gewendet worden. Und da die Wehemutter ihn hieß verziehen eine Weile, schlug er die Bibel um und fand die Stelle im heiligen Evangelisten Lukas, wo geschrieben steht: Und im sechsten Monat ward der Engel Gabriel gesandt von Gott in eine Stadt in Galiläa, die heißt Nazareth, zu einer Jungfrau, die vertraut war einem Manne mit Namen Joseph vom Hause Davids, und die Jungfrau hieß Maria. Siehe, da kam abermals die Wehemutter und sprach: Euer Weib ist noch von einem zweiten Mägdlein entbunden. Da sprach der Mann: So will ich es Maria nennen, denn der Herr hat auch seinen Engel hierher gesandt, mich zu segnen. Und die Kinder wuchsen auf in Gottesfurcht und Frömmigkeit, und wurden weit umher keine gefunden, die ihnen gleich waren an Schönheit und Zucht.

2. Kapitel.

Zu der Zeit war aber ein König im Lande, der tat, was dem Herrn wohlgefiel, und wandelte in allen Wegen nach seinen Geboten, und seine Gemahlin tat desgleichen und ward genannt eine Mutter aller Bedürftigen und Armen. Nun wurde sie verehrt von jedermänniglich nach Würden; allein ihr war doch die Freude des Lebens versagt, und alle Lust achtete sie gering. Es begab sich aber eines Tages, daß die beiden Schwestern Sulamith und Maria vor der Türe ihrer Eltern Hauses saßen, als die Königin auf ihrem Wagen vorbeifuhr. Sie erfreute

Franz Pforr

Sulamith und Maria

über die Maßen die Schönheit und Zucht der beiden Mägdlein, und von Stund an deuchte sie es, daß ihr Herz genesen würde von aller Traurigkeit, wenn sie ein solches Mägdlein um sich hätte. Als sie zurück in den Palast gekommen, trat sie vor den König und sprach: Dieser Mann hat zwei schöne Töchter und ich nicht eine; wolltet Ihr mir es vergönnen, so will ich eins dieser Mägdlein zu mir als Tochter nehmen, so wird mich das Leben wieder erfreuen; wo nicht, so möchte ich lieber tot sein als leben. Da der König dies vernahm, antwortete er und sprach: Mein liebes Gemahl, dein Wille ist der meinige; tue ganz dabei, was dir gefällt. Von Stund an ließ sie die Eltern kommen und sagte ihnen alles an. Da tat es beiden fast leid, ein Kind, wenn auch nur aus dem Hause und auf eine Zeit, zu verlieren; doch als sie bedachten, welche Wohltat sie damit der guten Königin erwiesen, entschlossen sie sich dazu. Als sie nach Haus gekommen, riefen sie die Mägdlein und eröffneten ihnen alles und fragten, welche von beiden gehen wolle aus Liebe zu ihnen, der guten Königin zu dienen. Da traten Maria die Tränen in die Augen, und sie sah sich im ganzen Gemach wehmütig um, als müsse sie einen schweren Abschied nehmen. Da umfaßte sie ihre Schwester voll Liebe und sprach: Trockne deine Tränen, meine liebe Maria; ich weiß, welches Leid es dir machen würde, das Haus deiner Kindheit zu verlassen, deswegen will ich gehen, da ich doch immer in eurer Nähe bleibe. Des waren die Eltern froh und führten sie zu der Königin, die sie voll Freude empfing.

3. Kapitel.

Die Königin war voller Liebe gegen das holde Mägdlein und hielt sie wie eine Tochter und gab ihr alles, was sie nur wünschen konnte. Sie gab ihr ein Gemach, das fast herrlich war, und bestellte fünf Diener und zwei Dienerinnen, die eigens auf sie warten sollten. Doch des alles überhob sich ihr Herz nicht zum Stolz, wie wohl junge Dirnen in ihren Jahren zu tun pflegen, sondern sie blieb demütig und bescheiden und bat Gott Tag und Nacht, ihr in ihrem jetzigen Stande mit Gnade beizustehen, daß sie in dem Guten stets weiterkomme; vor Übermut aber möge er sie bewahren. Obschon sie nun eitele Pracht nicht liebte, ließ sie sich doch von ihren Dienerinnen zu seiner Zeit auf das köstlichste schmücken, ohne daß es ihr verdrüßlich gewesen wäre. Sie kam oft, ihre Eltern und ihre Schwester heimzusuchen; allein Maria war nur selten zu bewegen, zu ihr in den königlichen Palast zu gehen. Diese war im Hause der Mutter untertan und war züchtig in Geberden und Kleidung und hielt sich nach Art der Bürgerstöchter, obschon ihre Schwester ihr oft und viel anbot, Geschenke von Gold und Seide. Denn als einstmals Sulamith wußte, daß Maria zu ihr kommen wolle, legte sie ihr köstliches Gewand an, woran vor der Brust ein kleines Bild unserer lieben Frauen war, mit den edelsten Steinen verziert, setzte eine goldene Krone auf ihr Haupt, das Haar faßte sie in eine köstliche Spange von Gold und edlen Perlen, und den Hals zierte sie mit dem schönsten Geschmeide, daß sie anzusehen war wie die Sonne beim Aufgang. Als Maria in das Gemach trat, erstaunte sie vor der großen Pracht und Schönheit und wagte sich nicht zu nähern. Da trat Sulamith zu ihr und umfaßte sie voller Liebe, küßte sie und sprach: Ich mußte mich schmücken, um die, welche mir das Liebste auf Erden ist, zu empfangen. Und Maria betrachtete mit sonderbarer Freude alle Teile des Schmuckes; da schloß Sulamith ein Kästlein auf und zog heraus die kostbarsten Dinge und bat ihre Schwester, alles zu nehmen, was ihr gefiel an Gold und Edelsteinen. Doch Maria weigerte sich, etwas zu nehmen, da es nicht zu ihrem Stand passe. Da nötigte Sulamith sie fast, zwei Ohrenringe und ein kleines elfenbeinernes Kreuz zu nehmen, an welchen Dingen Maria besondere Freude bezeigte. Nach einiger Zeit begab es sich, daß die gute Königin schwer krank ward, wobei ihr Sulamith zu nicht geringem Trost und Erleichterung diente. Doch half keine menschliche Kraft; sie gesegnete die Welt und verschied. Da sprach Joseph zu seinem Weibe: Laß uns unsere Tochter wiedernehmen, auf daß wir unser Herz zwiefach erfreuen im Alter. Als das der König hörte, erlaubte er es gern und befahl, alles Gerät und Schmuck, was die Königin Sulamith gegeben hatte, in ihres Vaters Haus zu bringen, und sagte, sie möchte zum Andenken, daß die Königin sie als Tochter geliebet habe, die Krone, als sonst nur ein königliches Zeichen, immerhin an Festen tragen.

4. Kapitel.

Und es begab sich nach dieser Zeit, als Sulamith in ihr väterliches Haus zurückgekehrt war, daß Joseph bei sich überlegte, als er nachts auf seinem Bette lag, ob und wie er seinen Töchtern Männer geben sollte, daß er darüber einschlief und einen Traum hatte: er saß nämlich zu Tisch, eine seiner Töchter zur Rechten, die andre zur Linken, als plötzlich zwischen ihm und Sulamith ein Palmzweig emporwuchs, und zwischen ihm und Maria ein Rosemarinzweig, welche hoch wuchsen und beide überschatteten. Darüber erwachte er und konnte die ganze Nacht nicht schlafen und dachte der Deutung des Traumes nach, und endlich glaubte er sie gefunden zu haben, da ward er innig bewegt, er sah, da die Palme Glück und Friede bedeutet, seine Sulamith im Glück, hingegen da Rosemarin den Tod bedeutet, seine Maria gestorben. Dies bekümmerte ihn also, daß er den ganzen Tag sich nicht fassen konnte. Nun war es gerade der Tag der Geburt des Herrn, den er nie unterließ zu feiern, und deshalb zwei seiner Blutsfreunde geladen hatte, das Abendmahl mit ihm zu nehmen; als es aber Abend wurde, kam ein Bote und sagte, daß beide nicht kommen könnten. Da sprach Joseph zu seinem Weibe: Das Mahl ist bereitet und die Gäste bleiben aus, geh' vor die Türe und lade die ersten die vorübergehen ein. Da ging Elisabeth vor die Türe des Hauses und sah zwei junge Gesellen dastehen und sprach zu ihnen: Habt ihr schon ein Mahl für das Fest dieses Abends? Da antworteten diese: Nein, wir haben noch kein Mahl für das Fest dieses Abends. Da sprach Elisabeth: So tretet herzu und nehmet es mit uns ein, und die beiden Gesellen gingen in das Haus und Joseph bewillkommte sie freundlich und setzte jedem einen Stuhl an seine Seite und redete mit ihnen und sie gefielen ihm fast wohl, und er sprach: Von wannen seid ihr, lieben Brüder, und was treibt ihr? Und sie antworteten

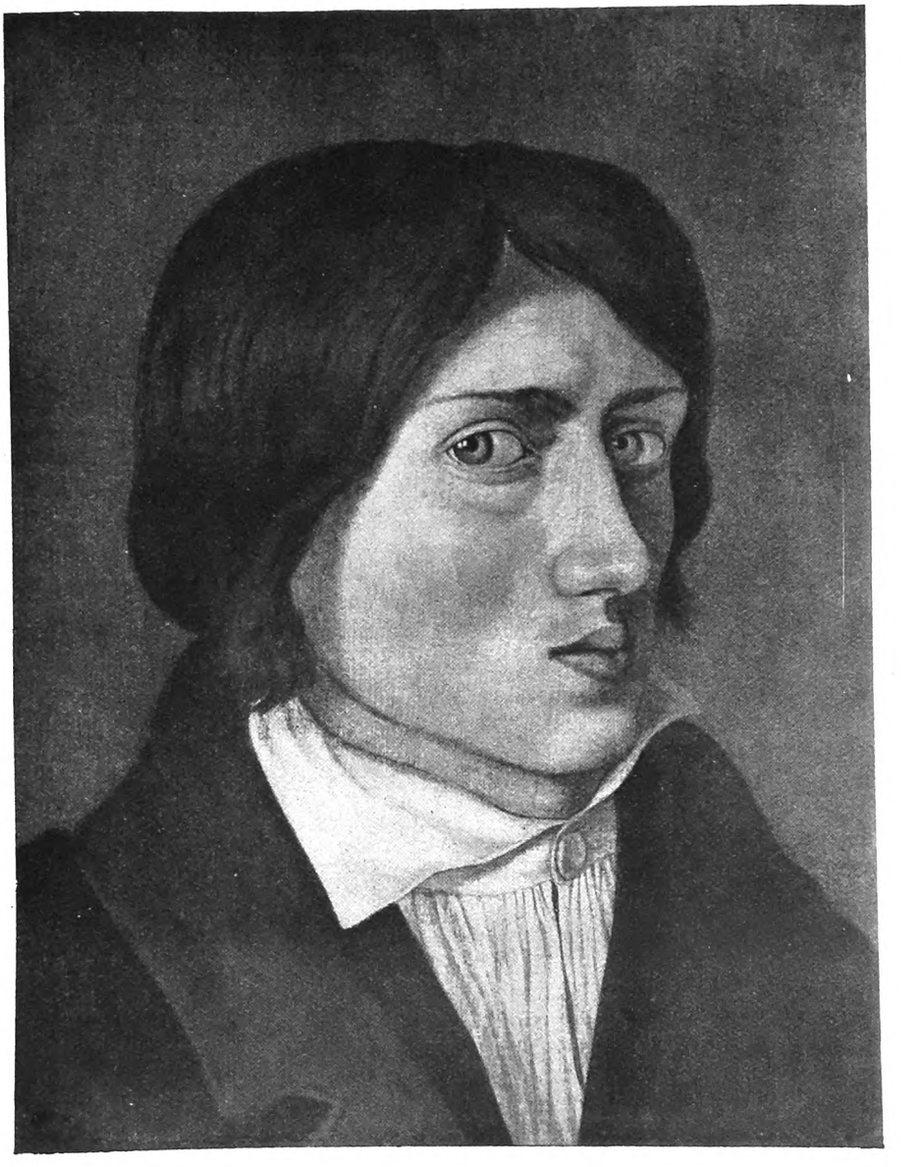
und sprachen: Wir sind fremd und nur kürzlich hier und malen die Bilder der Heiligen und die Geschichten des heiligen Evangeliums; da redete er weiter mit ihnen, und als aufgetragen war, hieß er seine Töchter sich setzen und sein Weib zwischen sie, und er sah, daß jeder der Gesellen ein Zeichen auf der Brust gestickt hatte mit bunter Seide, und fragte sie und sprach: Lieben Brüder, was bedeutet das Zeichen, das ihr an der Brust traget? Da sprachen sie: Was sollen wir es dir verschweigen, du bist uns wie ein Vater. Wir sind Brüder eines Bundes, der geschworen ist, zusammenzuhalten in Not und Tod und alles zu tun, das unser Handwerk verbessert, bei diesem sind alle die solches treiben, und jeder trägt ein solches Zeichen, dies ist also bei unsern Malergenossen Brauch. Da beschaute Joseph es genau und fand bei dem an seiner rechten Seiten ein reines weißes Täflein mit einem smaragdgrünen Palmzweig und bei dem andern ein rotes Täflein mit einem schwarzen Kreuz, das auf einem weißen Totenkopf stand. Da erstaunte er also, daß er vom Tisch aufstehen mußte, es zu verbergen; denn er sah die Bedeutung seines Traumes, doch nahm er sich vor, nichts zu sagen, ging wieder, setzte sich zu Tisch und redete viel mit den Gesellen, und sie aßen und tranken in Freuden, doch alles, das Mahl und die Freude, hielten sie in Gottesfurcht.

5. Kapitel.

Da geschah es nun, daß die jungen Gesellen zum öftern in das Haus Josephs kamen, und er ihnen genugsam angesehen hatte, welches Gemüts sie seien, erzählte er den Traum seinem Weibe und sprach: Also hat mir geträumt, nun kenne ich diese Gesellen ein Jahr lang, und möchtest du, so gäbe ich ihnen unsere Töchter zu Weibern. Da sprach Elisabeth: Du hast wohl geredet, tue was dir gefällt. Da verbot er ihr, nichts ihnen und den Mägdlein zu sagen, und nahm sich vor, die Gesellen zu prüfen. Und als ihn die Gesellen wieder heimsuchten, sagte er ihnen, wie er gesonnen sei, ein großes Fest zu bereiten, denn er wolle seine Töchter vermählen. Da erschraken beide fast sehr und konnten keine Worte finden; als Joseph hinausgegangen war, sagte einer zu dem andern: Mein Bruder, sage mir, was dir fehlt. Und jeder antwortete und sprach: Ich liebe dieser Mägdlein eins. Darauf ging der eine, der Johannes genannt wurde, hinweg und fand Joseph im Garten, und Johannes hub an zu bitten und sprach: Mein Freund liebt deine Tochter, Lieber, gib sie ihm zum Weibe. Da sprach Joseph: Was hilft es, wenn ich mich verstelle, ich habe euch lange geprüft und euch bewährt gefunden, wollt ihr nun, so will ich jedem eine Tochter geben. Da sprach Johannes voller Freude: Wie sollen wir dir vor solche Gabe danken. Joseph antwortete: Wenn ihr die Mägdlein liebt und ihnen Liebes und Gutes erweiset, so ist es, als tätet ihr es meiner Seele, doch eins sage ich und vernehmt es wohl, ich liebe beide Mägdlein gleich und euch liebe ich auch gleich, als wäret ihr meine Söhne, keinen mehr oder weniger; nun werdet einig, welcher diese und welcher jene nehme, und bewerbet euch um sie mit Liebe und gutem Dienst, wie es gebräuchlich ist in Zucht und Ehrbarkeit, und welche dieser oder der andere nimmt, soll mir recht sein. Also schieden sie von einander mit Freude und Dankbarkeit. Es war aber also, daß Johannes Sulamith liebgewonnen hatte, der andere Geselle aber Maria. Und alsobald verzog Johannes nicht und ging zu dem andern Gesellen und fand ihn in seiner Wohnung betend, vor einem Bilde unserer lieben Frauen, daß sie ihm möchte gewähren die Geliebte seines Herzens, und Johannes redete alles mit ihm, was Joseph gesagt hatte; da wurden sie sehr froh, doch keiner getraute sich, den anderen zu fragen, welche er wünsche zur Braut, und so blieben sie still, bis Johannes anhub und sprach: Ist Maria nicht ein holdes Mägdlein? Da wollte der andere ihm antworten und sagen: Du liebst sie; doch vermochte er nicht vor Tränen zu sprechen und wendete sich ab und verhüllte sein Angesicht. Da trat Johannes zu ihm und umfaßte, küßte ihn und sprach: Fasse dich, lieber Bruder, und höre mich an; Sulamiths Schöne hat mein Herz verwundet. Maria ist hold und lieblich, aber sie wird nie meine Braut werden, denn ich liebe sie gleich einer Schwester. Da ward der andere Geselle sehr froh und sie beratschlagten sich, mit den Mägdlein zu reden.

6. Kapitel.

Und des anderen Tages früh machten sich die beiden Gesellen auf und gingen in das Haus Josephs, um ihr Wort anzubringen. Johannes fand Sulamith im Garten, wo sie ihrer Gewohnheit nach lustwandelte. Als sie ihn kommen sah, sprach sie zu sich selbst: Da kommt mein Freund, auf, laß mich ihm entgegengehen. Und er trat hinzu und redete freundlich mit ihr. Da gingen sie an einen absonderlichen Ort, wo ein Palmbaum stand, und siehe, ein Weinstock hatte sich an ihm emporgezogen. Da sprach Sulamith, die nach ihrem Gemüt alles bedachte: Wie seltsam und schön ist dieser Anblick. Und Johannes antwortete und sprach: Wohl ist es lieblich zu sehen, wenn auch nur Bäume sich in Liebe verbinden. Könntest du wohl, meine süße Freundin, dem Beispiel folgen und mein Weib werden? Da sprach Sulamith: Mein werter Freund, es geziemet sich nicht einem Mägdlein, darauf zu antworten ohne den Rat und die Einwilligung ihres Vaters. Johannes antwortete und sprach: Der Zustimmung deines Vaters sei versichert; er hieß mich dich darum angehen, und nun bitte ich dich, du wollest mir dein Herz und deine Hand nicht versagen. Und Sulamith, als sie dies hörte, errötete und sprach: Was hülfe es, wenn ich mich verstellte oder zurückhielt; ich will gerne, mein auserwählter Freund, als dein Weib das Leben mit dir teilen. Da ward Johannes von großer Freude ergriffen und faßte das liebliche Mägdlein in seine Arme und küßte den ersten Kuß der Verlobung. Dann gingen sie umschlungen hin, ihre Eltern zu suchen und um ihren Segen zu bitten. Zur Zeit, als dieses geschah, ging der andere Geselle in das innere Gemach und fand Maria sitzend in einem Fenster, nähen an einem feinen Kolter; und er grüßte sie, und sie redete freundlich mit ihm. Er vermochte aber sich nicht zu fassen, sondern ergriff ihrer Hände eine und sprach: Maria, könntest du wohl mein Weib werden? Da schlug sie die Augen zu Boden und redete nichts vor allzu großer Verschämtheit. Und er fuhr fort und sprach: Siehe, dein Vater hat verheißen, uns zu Willen zu sein, und mein Freund Johannes wird deine Schwester Sulamith erhalten. So bitte ich dich nun um Christi willen, kannst du, so werde mein Weib, willst



Friedrich Overbeck

Porträt Franz Pforr

du, meine innig geliebte Maria? Da wagte sie es noch weniger, die Augen aufzuschlagen, und das Blut stieg ihr in das holde Angesicht, und sie antwortete und sprach: ja, jedoch also, daß man es kaum zu hören vermochte. Da ward der Geselle vor Freude entzückt und bat sie hoch und teuer, es noch einmal auszusprechen und ihm den Verlobungskuß zu gestatten. Da sprach sie es zum zweitenmal und errötete nochmals, als er sie küßte. Und er faßte ihre Hand, und sie gingen zusammen zu ihren Eltern und fanden Johannes und Sulamith und hörten ihre Verbindung. Der Vater aber freute sich sehr und sprach: Gott segne euch und lasse euch wachsen an dem Quell seiner Barmherzigkeit. Wer euch segnet, müsse gesegnet heißen ewiglich; wer euch fluchet, müsse verfluchet heißen zeitlich. Du, meine Sulamith, bist eine reine und edele Rose; du müssest deinen Mann beglücken durch die Frucht deines Leibes. An nichts müsse es dir gebrechen; Wein und Korn wirst du die Fülle haben; die Äpfelbäume werden blühen und die Feigenbäume Knoten gewinnen zu ihrer Zeit; dein Mann wird dich lieben immer wie heut; du wirst gesegnet heißen zeitlich und ewiglich. Denn du bist eine gute Tochter, die mein Alter erfreut, und ich müsse noch durch dich Kindeskinder erblicken. Da sprach Elisabeth, sein angetrautes Weib: Amen, also geschehe es auch mir. Und Joseph wandte sich und sprach: Eine reine und unschuldige Lilie ist meine Maria. Ihrem Manne wird sie Wonne und liebliches Wesen bereiten; gesegnet sei die Frucht deines Leibes, das Kind, das auf deinem Schoße spielen wird; dein Mann wird dich lieben, und ein zufriedenes Herz wird dir nie fehlen; Wein und Brot wirst du die Fülle haben, und unser Heiland wird dich zeichnen zu seiner Erwählten. Und Elisabeth sprach: Amen. Da standen allen die Tränen in den Augen und redeten miteinander voll Liebe und Freundschaft.

7. Kapitel.

Der König aber erfuhr dies alles und blieb ihm nichts verborgen, da sandte er einen Boten zu Joseph und ließ ihm sagen: Komm zu mir mit deiner Tochter, die mein Weib lieb hatte, und ihrem Bräutigam. Da gingen sie in den Palast und der König freute sich über die Schönheit der Braut und sprach also zu dem Bräutigam: Ich habe vernommen, daß du ein kunstreicher Mann bist und vorab geschickt im Reißen und Malen, so will ich nun, daß du mir das Münster ausmalst, das ich unser lieben Frauen zu Ehren gebaut habe, du sollst ehrlich gehalten werden in allem, nur verlange ich zuerst die Handrisse zu sehen, wie du alles anstellen willst. Da bückte sich Johannes und sprach: Herr König, Gott verleihe dir langes Leben; diese Arbeit ist groß und wird viel Zeit brauchen, bis alles im Stande ist. Nun habe ich aber einen Gesellen bei mir, vergönnet es der König, so trüge ich ihm einen Teil der Arbeit auf. Da sprach der König: Tue wie es dich gut dünkt, nur sehe zu, daß alles wohl gemacht werde, und vor allem reiße mir die Ordnung auf ein Pergament. Da gingen sie hinweg und Johannes redete alles mit dem anderen Gesellen, und sie begaben sich in das Münster und teilten es ab, und machten die Risse dazu. Die Ordnung war aber also: über den Hauptaltar kam ein Bild unserer lieben Frauen mit dem Christkindlein, von den heiligen Aposteln umgeben. An den einen Seiten-Altar kam die Geburt unsers lieben Herren und ihm gegenüber, wie die schmerzliche Mutter Gottes unter dem Kreuz steht, und an den dritten Seiten-Altar kam die Verkündigung Mariä und diesem gegenüber die Himmelfahrt der seligsten Jungfrau. Es waren aber auch allda zwei Seiten-Kapellen, da war die eine dem hl. Evangelisten Johannes geweiht, da kam hinein auf die eine Seiten und an den Altar Geschichten aus seinem heiligen Leben, als da ist, wie er berufen wird, wie sich unser Herr vor ihm und dem heiligen Jakobus und Petrus verklärt, wie er an der Brust Christi beim Abendmahl liegt, sein überwundenes Märtyrtum, seine Verbannung und sein Tod, und noch mancherlei Zeichen und Wunder, die er getan. Alle diese Bilder riß der eine Geselle Johannes nach der Ordnung auf das säuberlichste. Der andere Geselle machte einen Riß, der da vorstellte die Eröffnung der sieben Siegel aus dem Buch der Offenbarung des heiligen Johannes; dies kam in dieselbe Kapelle. Die andere aber ward benannt die Kapelle der Ritterschaft, denn allda sollten die Rittereide gelobet werden. Und der andere Geselle machte den Entwurf dazu also: in die Mitte über den Altar kam der heilige Rittersmann Georgius aus Kapatocia, wie er im Kampf ist mit dem Drachen, und umher sollten kommen Bilder, die da zeigen, wie ein edeler, tugendliebender Ritter in aller Ehrbarkeit und Frommheit leben soll, wie züchtig und keusch mit seinem Gemahl zu Haus, als tapfer und großmütig im Streit und ehrsam im Turnei und allerlei Ritterspiel. Dies alles wurde gerissen auf manch Pergament, und darauf trat Johannes vor den König, und der König betrachtete alles auf das fleißigste und gefiel ihm wohl; er befahl auch eine Schrift zu schreiben, wie alles gehalten werden sollte, und dieser Schrift wolle er sein eigenes Petschier unterdrucken. Also hatten die beiden Gesellen gute Zeit und eine Arbeit, so ihnen Freude und Ehre brachte, und dachten nun auf das fordersamste die Hochzeit zu vollziehen und sprachen zu Joseph: Mache fein bald und bestimme den Tag dazu, denn es fehlt uns jetzt an nichts.

8. Kapitel.

Danach geschah es, daß Joseph sprach: Wir wollen morgen ein großes Mahl bereiten, und es soll Hochzeit sein; doch bereitet alles dazu, daß nichts mangle. Da schaffte Elisabeth, und als der Abend da war, sprach sie: Nun ist alles bereitet, und morgen wird es an nichts gebrechen. Und es war früh am Tage, als Sulamith erwachte; da trat sie an das Bett ihrer Schwester, und siehe, Maria schlief. Da neigte sich Sulamith und sprach: Wach auf, liebe Schwester, süße Braut, der Bräutigam wird nicht fern sein. Und sie erwachte und grüßte Sulamith freundlich, und Sulamith sprach: Steh eilends auf, daß wir uns schmücken zur Hochzeit. Da stand Maria auf, und Sulamith führte sie zu einem Bilde unserer lieben Frauen, und sie knieten nieder, manch Gebet sprechend zum Dank und zur Bitte eines glücklichen Ehestandes. Die Königin aber hatte, als sie noch lebte, ein Kästlein an Sulamith gegeben, mit köstlichem Schmuck, den noch niemand getragen hatte, den sie sollte an ihrem Brauttag tragen. Und Sulamith legte ein weißes Kleid an, da war das Mieder wohl ver-

ziert und gestickt mit Gold manche Blume; aber Maria zog ein rotes Kleid an, das einen schwarzen zierlichen Saum hatte, und sie nahm den köstlichen Schmuck aus dem Kästlein, ihre Schwester Sulamith zu zieren. Sie faßte ihr goldfärbiges Haar in eine köstliche Spange von Gold und edelen Steinen, die genannt werden Rubinen, und legte ihr einen Gürtel von eitel Gold um den Leib, der war geziert mit den prächtigsten Steinen, mit Diamanten und Saphiren, Beryllen und dem Stein Onyx. Und Sulamith zog köstliche Schuhe an ihre Füße, also daß sie anzusehen war wie die Sonne beim Aufgang, und sie sprach: Ich konnte dir, meine liebe Maria, dasselbige geben, also wie ich es trage; doch weiß ich, daß du es nicht nimmst; so laß mich dich schmücken, wie du es gerne hast. Und sie zog aus dem Schmuckkästlein ein kleines elfenbeinernes Kreuz mit unserm lieben Herren, wundersam geschnitzt, das hing an einer rosinfarbenen Schnur, das legte sie ihr um den Hals, und zierte sie noch mit zween Ohrenringen, an denen Granatäpfel, aus einem Beryll geschnitten, auf das künstlichste hingen. Dann flochten sie Kränzleins aus grünen Myrtensprossen und setzten sie sich auf das Haupt. Und da alles geschehen war, setzte sich Sulamith mit ihrer Schwester, und es däuchte sie, ihre süße Maria noch nie so schön und lieblich gesehen zu haben; und sie ward erfreut im Geist, also daß sie ihr den Kuß der Liebe gab. Über ein kleines aber hörte man den Schall der Geigen, Pfeifen, Harfen, Psalter und allerlei Saitenspiel, denn die beiden Gesellen kamen, ihre Bräute zu holen, mit vielen Männern und Weibern und jungen Dirnen, die alle aus der Freundschaft Josephs waren. Und die Gesellen waren gekleidet, wie es Bräutigamen ziemt, und trugen Kränzleins. Ein jeder hatte auch nach Landessitte einen Knaben, in seiner Farbe gekleidet, mit sich gehen; der aber an des andern Gesellen Seite ging, war ein fast schöner Knabe, den er lieb hatte. Als sie nun in das Haus kamen, gingen die Gesellen mit ihren Knaben allein in die Kammer, und jeder führte seine liebliche Braut heraus, und die Eltern gingen mit, und der ganze Zug ging in die Kirche; allda verband sie der Priester und hielt ihnen wohl vor die Pflichten des Ehestandes und segnete sie darauf ein im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Und sie kehrten zurück und waren fröhlich in Zucht und Ehrbarkeit den ganzen Tag. Als es nun Abend geworden, und sie bei dem Nachtmahle saßen, sprach Joseph: Ich habe euch etwas zu sagen, das euch leid tun wird; allein wir müssen uns hinein fügen. Ich muß eine große Reise tun und euch allein lassen, denn mein Weib Elisabeth wird mit mir ziehen, also daß sie bei ihrem Bruder leben wird eine Zeit, der es schon lange begehrte. Ich werde aber weiter gehen, auf daß ich alles in Ordnung richte. Da tat es allen fast leid; doch redete Joseph und Elisabeth ihnen zu, also daß sie sich trösteten. Da es nun Nacht war, nahmen die Jünglinge Fackeln und schmückten sich mit Kränzen, und alle geleiteten die Verlobten zu ihren Häusern mit Saitenspiel und Gesang. Und Joseph und Elisabeth führten Johannes und Sulamith in das bräutliche Gemach, küßten sie und gingen hinweg; und alle geleiteten den andern Gesellen mit seiner auserwählten Braut auch zu seinem Haus, und Joseph mit seinem Weibe führten auch sie in die hochzeitliche Kammer, küßten sie und gingen hinweg; und als sie zurück kamen, beteten sie lange und viel um das Wohl ihrer Kinder.

9. Kapitel.

Und des andern Morgens früh, ehe es noch Tag war, stand Joseph auf und hieß die Maultiere satteln und sich zur Reise anschicken, und er ließ seinen Kindern sagen: Lebet wohl, der Abschied tat uns zu leid, und so gingen wir in der Stille weg. Seid gutes Muts, denn wir sehen uns bald und froh wieder. Und so zog er mit seinem Weibe hinweg, und nach neun Tagen kamen sie zu Elisabeths Bruder, und er empfing sie gut und freute sich sehr; aber Joseph zog weiter und gedachte alles auf das baldigste zu machen; doch verzog es sich, also daß fast ein Jahr verstrichen war, ehe er wieder zu seinem Weibe kam, die ihn mit Sehnsucht erwartete. Und alsbald ließ sie ihren Kindern sagen: Gehet es wohl? Euer Vater ist bei mir angekommen. Nun schicket euch an; wir werden bald bei euch sein. Und der Bote ritt auf einem jungen Maul, also daß er bald da war. Darauf nahm Joseph mit seinem Weibe Abschied von ihrem Bruder, der sie mit weinenden Augen entließ. Und sie reisten fort, und nach sieben Tagen des Morgens früh sahen sie zween Reuter auf sich loskommen, und Joseph sprach: Ist es Friede, wenn diese kommen? Und er sprach zu einem Knaben: Laufe voraus und sage mir, wie sie reuten. Und der Knabe lief eine Strecke und kehrte wieder um und sprach: Es sind zween stattliche Männer, doch sehen sie nicht Rittern gleich; der eine ist grün und reutet einen blanken Schimmel, der andere aber rot gekleidet und reutet ein schwarzes Pferd, doch Waffen sah ich keine. Als sie nun näher gekommen, sprach Joseph zu seinem Weibe Elisabeth: Liebes Weib, freue dich sehr, denn es sind unserer Töchter Männer. Und sie kamen heran und stiegen ab von den Rossen, und sie herzten sich und freuten sich kein kleines, und Joseph sprach: Gehet es auch unsern Kindern wohl? Und Johannes antwortete und sprach: Wohl, kommet und sehet es selbst. Und die beiden Männer kehrten wieder um und ritten nach der Stadt. Joseph aber kam mit seinem Weibe nach zween Tagen, als der Tag sich neigte, in das Haus seiner Väter. Und er sprach zu seinem Weibe Elisabeth: Laß uns jetzo ausruhen und morgen unsere Kinder heimsuchen; denn noch kenne ich die Stätte ihrer Wohnung kaum, dazu sah ich sie nur bei Nacht.

10. Kapitel.

Des andern Tages aber machten sich beide, Joseph mit seinem Weibe, auf und gingen nach dem Haus Johannis, des Mannes Sulamiths. Und sie gelangten zu einem Garten, der war lieblich und schön, da standen Feigenbäume und Granatäpfelbäume und Weinstöcke und Mandelbäume; auch war ein Brünnlein darin, da sprang das Wasser lieblich und silbern und lief in einen absonderlichen Teil des Gartens, und es gingen darin zwischen den Blumen weiße Rehleins und Reiher und Pfauen und Tauben, und am Ende des Gartens stand das Haus, das war fast schön und doch nur einfältig erbaut ohne große Pracht, und davor stand ein herrlicher Palmbaum, und darunter sahen sie ihre Tochter Sulamith

sitzen, und hatte ein Knäblein auf ihrem Schoß, so nur wenig Monden alt war, und blickte es freundlich an. Als sie aber ihrer Eltern gewahr wurde, erschrak sie und eilte mit dem Kindlein im Arm ihnen entgegen, und sie küßten die liebe Tochter und freuten sich, also daß sie fast weinten. Und Sulamith sprach: Sehet, liebe Eltern, hier ist euer Enkel. Und es war Freude und Wonne bei allen. Da führte sie sie in das Haus, und sie traten in einen offenen Säulengang, der war anzusehen den Kreuzgängen gleich in den Klöstern der Münche. Doch war er wohl und sinnreich bemalt mit Adam und Heva, den Erzvätern, den erleuchteten Meistern Moses und Aron, den tapfern Rittern Josua und Gideon, den weisen Königen David und Salomon, den heiligen Propheten, und mehreres an Bildern aus den Büchern, so man nennet Apokryphae. Als sie nun hinaufstiegen, siehe, da waren rechts die Gemächer, und sie fanden Johannes arbeitend an einem Handriß zu dem Münster; er freute sich aber sehr, hieß sie niedersitzen und sprach: Harret ein kleines, ich will eilen und es meinem Freunde ansagen, daß er komme mit eurer Tochter Maria. Da sprach Joseph: Tue dies nicht, ich selbst will sie überraschen, wie der Tag den Wanderer überrascht, der in der Nacht irregegangen ist. Und da es Mittag war, bereitete Sulamith das Mahl unter dem Palmbaum im Garten und stellte auf Fleisch von einem guten, zarten Kalbe und ein Gemüs und Kuchen und Fische und Honigseim und Feigen, Trauben und allerlei Frucht des Gartens, und stellte süßen Wein und klares Wasser aus dem Brünnlein hinzu. Da setzten sie sich, nachdem sie den Dank dem Herrn gesprochen, und aßen und tranken mit Freuden; alsdenn besah Joseph das ganze Haus, die Gemächer und den Söller und alle Hallen und Gänge. Und sie kamen in die Werkstatt Johannis und sahen mancherlei Bilder, die wohl köstlich waren, und waren gerissen und gemalt mit aller Zierlichkeit, eine Lust dem Auge, und waren alles Geschichten aus dem Leben und Leiden unsers lieben Herren, wundersam künstlich dargestellt. Darauf sprach Joseph: Auf, laßt uns zu unsrer Tochter Maria gehen, auf daß wir sehen, wie sie lebet mit ihrem Manne. Und Johannes begleitete sie mit Sulamith, seinem teueren Weibe, die das Kindlein auf dem Arm hatte. Und sie gelangten, als sie ein weniges gegangen waren, an ein kleines Haus, das fast alt war, und es stand an der Stadtmauer. Sie stiegen aber etliche Stufen hinauf, und Johannes klopfte an der Türe, die der Knabe aufmachte, der an dem Brautzug an des anderen Gesellen Seite ging. Und Johannes führte sie die Stiege hinauf, und sie sahen durch das Fensterlein der Türe ihre Maria sitzend nähen an einem Laken; da übermannte sie die Liebe zu ihr, und sie öffneten die Türe; da sah sie Maria und stand auf von ihrem Sitze, sie aber herzten und küßten die liebe Tochter, und Elisabeth sprach: Gehet es dir auch wohl, mein Kind? möge ich dich finden wie deine Schwester. Maria antwortete und sprach: Es gehet mir wohl, und ich bin zufrieden und glücklich. Doch kommet zu meinem Manne, der mir viel erzählt hat, wie er euch getroffen. Und sie gingen in des anderen Gesellen, der genannt wurde Albrecht, Werkstätte, und er freute sich nicht wenig, sie zu sehen; und nachdem sie sich gefaßt hatten, besah Joseph alle die Tafeln, die Albrecht gemalt hatte, und es waren Geschichten aus den Legenden der Heiligen und Taten der Väter; sie gingen aber zurück in das häusliche Gemach, da war alles alt, und es gefiel ihnen doch, und von dem Fenster, an dem Maria gesessen, sah man herab tief auf den Strom und die Stadt, die von ihm geteilt wurde, und es war fast lustig, zu sehen die Schifflein, wie sie kamen und dahin fuhren, und ein großer Weinstock umzog das Fenster. Es war aber auf der Stadtmauer ein klein Gärtlein, dahinein führte sie Maria, und es war umgeben von hohen Mauern und mancher Zinne, doch gegen den Strom war es frei. Als aber der Tag sich geneiget und die Nacht da war, kehrten sie zurück ins Gemach und setzten sich um den Schein der Lampe. Und Maria stellte auf frisches Brot und Trauben und Äpfel, der Knabe brachte aber einen Krug voll edelen Weines und schenkte die Römer voll und verteilte sie; und Joseph freute sich der Zufriedenheit und Eintracht seiner Kinder und war froh im Geist und sprach: Der Herr hat mich lieb gehabt, denn Er gab mir die beste Gabe auf Erden, ein verständiges und rechtschaffenes Gemahl und gute und fromme Kinder. Er ließ mich im Alter sehen ihr Glück, wofür ihm sei Dank und Preis. Er weiß die Trauer zu kehren in Freude und das Weinen in Lachen; denn als wir vierzehn Jahre beteten um ein Kind, gedachte ich nicht, daß ich noch sitzen würde mit Töchtern und Söhnen und Enkeln. Er erhalte euch so immerdar in Reinigkeit des Herzens, und euer Glück wird nie ferne sein; vor allem aber gedenket der Worte: Kindlein, liebt euch untereinander. Und als er diese Worte geredet hatte, geschah es, daß alle bewegt wurden im Geiste, und ihre Herzen eröffneten sich in Liebe und Eintracht.

Und hiermit will ich beschließen das Buch Sulamith und Maria, und hätt' ich es lieblich gemacht, das wollte ich wohl; so ich aber zu schwach dazu bin, nehme man es hin wie es geworden. Man liest mancherlei, so gut ist und auch lieblich geschrieben; so ist es auch nicht zu schelten, wenn man etwas liest, so gut ist und nur schlechthin geschrieben. Unser Herr möge aber alle, die mit Nachsicht und Liebe dieses Büchlein betrachten, also auch segnen und sie gedeihen lassen, auf daß sie Erben seien an dem Reich Christi, das bereitet ist den Engeln und Auserwählten in Gott; und ihm sei allein Ehre, Preis und Lob von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen.

DER HOHE CHOR VON ST. KATHARINEN / EINE LÜBISCHE SAGE

VON GEORG DEECKE

Unter den herrlichen alten Kirchen, die Lübecks Ruhm, eine der schönsten Städte des deutschen Nordens zu sein, weit über die Lande, ja sogar übers Meer rufen, nimmt die Franziskanerkirche zu St. Katharinen eine bevorrechtete Stellung ein. Nicht durch ihr Alter und ihren Ernst: dadurch wird sie vom ehemals bischöflichen Dome übertroffen; nicht durch ihre Größe und die Höhe ihres Schiffes: darin steht sie der Ratskirche zu St. Marien nach; auch nicht etwa nur deshalb, weil sie als einzige unter ihren Schwestern keinen Turm besitzt, welcher die stolze Geschlossenheit ihres die Bürgerhäuser tempelartig überragenden Äußeren nur stören könnte; sondern sie birgt in ihrem Innern — wenn dieses auch im Laufe der Zeiten fast aller Schätze beraubt und vielfach zu den entwürdigendsten Zwecken mißbraucht worden ist — ein Kleinod, dessengleichen keine andere aufzuweisen hat: das ist ihr hoher Chor.

Vierunddreißig schlanke Steinsäulen heben den Altarraum auf spitzen Gewölben weit über die Häupter der Gemeinde in das himmelstrebende Schiff der Kirche empor, so wie wir nach errungenem Siege einen Helden einhertragen. Aber seine ganze Herrlichkeit erfaßt erst, wer ihn auf einer kleinen Seitentreppe erklommen hat und sich dann in die Seelen der Mönche zurückzuträumen versteht, die ihn vor Zeiten von ihren schönen Klosterräumen aus unmittelbar durch eine breitflügelige Tür wie einen Herrschersitz betraten. Trotz des jämmerlichen Verfalls seiner einst fürstlichen Pracht glaubt man noch heute dort oben auf einem Throne zu stehen, hoch über aller Welt und erhaben über Raum und Zeit.

Die ersten Franziskaner, welche schon im Jahre 1225, ein Jahr vor ihres Meisters Tode nach Lübeck gekommen waren, hatten allerdings noch, ganz dem Sinne ihres Stifters gemäß, vor dem Burgtore im Leprosenhause gewohnt und sich hier lediglich der Pflege dieser unglücklichen Kranken gewidmet. Auch zu dem Erwerb eines eigenen Grundstücks an der Ecke der Glockengießer- und Königstraße hatte ihre nächsten Nachfolger nur die Absicht geleitet, den Armen und Kranken der Stadt reichlichere Pflege angedeihen zu lassen, denn das bescheidene kleine Fachwerkhaus mit der winzigen Kapelle daneben, das sie daselbst errichtet hatten, zeugte nicht gerade von Hochmut und Weltlust. Aber bereits ein Jahr nach dem „schwarzen Tode" ließen sie sich durch die vielen Almosen verführen, die ihnen in der schweren Zeit dankbare Bürgersleute in vollen Beuteln über die Mauer des Klosters geworfen hatten, damit sie Messen für ihre verstorbenen Angehörigen lesen sollten, und erbauten sich statt dessen neue geräumige Klostergebäude samt der herrlichen Katharinenkirche.

Nicht zu ihrem Segen! Denn wie kann ein echter Christ und noch dazu ein Jünger des heiligen Franz sich so weit verirren, zu glauben, daß Pracht und Prangen seinem Heiland und Meister wohlgefälliger sei als Armut und Inbrunst? Mochten selbst die Päpste solch Gebaren, das sich auch anderweit breitmachte, zum Besten der Kirche und der Kunst gutheißen und die Ordensbrüder von der Befolgung ihrer strengen Regel entbinden, das tilgte die Wurzel der Sünde nicht aus ihren Herzen, sondern trieb sie nur zu üppigerem Wachstum auf. Nehmen wir zur Ehre der Gewissenhaften unter den grauen Brüdern an, daß sie damals Lübeck verließen! Die, welche blieben, berauschten sich selbst immer wieder an dem Gifte der süßen Frucht, die sie zur Verherrlichung Gottes und seiner Kirche erwachsen wähnten und die doch in Wahrheit nur ihrer eigenen Eitelkeit entsprossen war, wenn auch zu einziger Schönheit. Wenn die Mönche von gelehrten Redekämpfen oder üppigen Schmausereien zum Gottesdienste auf den hohen Chor zurückkehrten und ihr weltliches Treiben bedachten, wie sie von Freunden des notleidenden Volks zu Genossen der wohllebenden Junker und Ratsherren, von den erbittertsten Feinden des weltlich gesinnten Bischofs und seines Kapitels zu deren getreuen Helfershelfern geworden waren, wie ihnen Stiftungen und Spenden mehr galten als Frömmigkeit und Gebete und wie sie ihr Kloster allmählich zum Vororte aller deutschen Niederlassungen in der Nähe der Ostsee erhoben hatten, dann hätten sie eigentlich anstatt Stolz Reue über ihr sündiges Treiben und Trachten empfinden müssen. Aber das taten sie keineswegs, sondern die Erhabenheit ihres Sitzes entrückte sie allen lästigen Bedenken, die festen Mauern und kühnen Bogen gaben ihnen ein Gefühl von sicherer Geborgenheit, und die ferne Gedämpftheit aller Geräusche der Kirchgänger tief unter ihnen wiegte sie in das pharisäerische Bewußtsein, mehr zu sein als die übrigen Menschen. Mit Wollust fühlten sie die kostbaren Stoffe der Gewänder an ihrem Leibe, mit heimlicher Freude betrachteten sie das kunstvolle Schnitzwerk ihres Gestühls und mit offenem Stolze die schweren silbernen Leuchter und goldenen Monstranzen; kurz: sie sättigten sich recht eigentlich an dem Vollgefühl ihres gehobenen Daseins.

Es war klar, daß sie, in solcherlei Vorstellungen befangen, nicht gerade zu Reformen geneigt waren, und es nimmt nicht wunder, daß die Brüder, welche aus dem Süden kamen, um ihrem Hochmut und Überfluß zu steuern, nicht eben freundliche Aufnahme

fanden. Es half auch nichts, daß die sogenannten „Reformisten“ sich an den Rat der Stadt und hinwiederum an den Papst wandten; allen noch so berechtigten Vorwürfen hielten die Lübecker Franziskaner immer nur die eine trotzige Antwort entgegen, sie könnten sich aus sich selbst reformieren. Und dabei blieb es. Ja, dabei blieb es selbst dann noch, als die neue Zeit, die um die Wende des XVI. Jahrhunderts mit der Gewalt eines Sturmes hereinbrach, schon die ersten Brandungswellen gegen ihren stolzen Hochsitz schleuderte.

Das erstemal geschah dies in der frühen Abenddämmerung des 31. Oktobers im Jahre 1517. Während des Vespergottesdienstes wurden die betenden Mönche durch vier gewaltige Schläge gegen die Tür des Gotteshauses aus dem Gleichklange ihres Gesanges aufgeschreckt. Die eisenbeschlagenen Eichenflügel waren zwar fest und verschlossen und hielten sicher stand, aber die Erschütterung hatte wie ein Erdbeben die ganze Kirche durchzittert, so daß es unmöglich nur einer der üblichen Streiche übermütiger Gassenjungen sein konnte, was da geschehen war. Unmittelbar bis in die Nähe der singenden Mönche waren die Schläge spürbar gewesen. Auf dem Altar hatten die vielen Geräte geklirrt. Vor dem Bilde des heiligen Franz war die Kerze vom Leuchter gefallen und erloschen. Dem Sänger war das Buch vom Lesepult geglitten und verschlagen, und dem Organisten hatte ein plötzlicher Windstoß beide Lichter gelöscht, so daß sich im Finstern sein Spiel verwirrt hatte. Und in der nun folgenden peinlichen Schreckenspause, während die Mönche zum Teil von ihren Sitzen aufgesprungen waren und sich entgeistert um- und angeschaut hatten, hatten sie deutlich die dumpfe Sturmglocke von St. Marien läuten hören.

Niemand sonst in Lübeck hatte von diesen Geschehnissen das geringste verspürt, und so war offenbar alles nur ein Spuk gewesen, dergleichen die Franziskaner in ihren winkligen, hallenden, abendlich düsteren Gängen und Höfen seit je gewohnt waren; als sich jedoch herausstellte, daß um dieselbe Zeit der Augustinermönch Dr. Martinus Luther zu Wittenberg 95 Thesen wider den Ablaßhandel an die Tür der Schloßkirche geschlagen habe, da horchten sie doch auf und steckten die Köpfe zusammen, allerdings nur, um des Mönchsgezänks zu lachen. Und nicht lange, so hatten sie über Messelesen und Kapitelhalten, Disputieren und Prozessieren, Stiftungen und Vermächtnissen alles wieder vergessen.

Da geschah es an einem nebelgrauen Wintertage — es war am 10. Dezember 1520 — früh um die neunte Stunde, daß mit einem Male das ganze Gotteshaus in feuerrotem Lichte lag. Durch die hohen Fenster leuchteten von allen Seiten riesige Flammen herein, gleich als ob die Kirche mitten in einem hochauflodernden Feuermeer stände, dessen Prasseln und Zischen aller Ohren betäubte. Die Erscheinung überfiel die auf dem hohen Chore versammelten Brüder so plötzlich und bedrohte sie so gewaltig, daß sie mitten aus Beten und Singen schreiend auseinanderstoben und auf dem nächsten Wege das Weite suchten. Hier fanden sie freilich nichts als Hohn und Lachen ob ihrer Gespensterfurcht; aber wenn sie auch mitlachten, es ärgerte sie doch, besonders als sie in Erfahrung brachten, daß um dieselbe Zeit derselbe Dr. Luther vor dem Elstertore zu Wittenberg die wider ihn geschleuderte Bannbulle verbrannt habe, was eine Kühnheit sondergleichen war.

Noch hatte das Feuer um St. Katharinen nicht aufgehört, das Tagesgespräch der Lübecker Bürger zu bilden, als ein noch viel bedrohlicheres Erlebnis alle Besucher des Gotteshauses aufs heftigste ergriff. Das Bedenkliche daran war, daß sich dieser Spuk an einem sonnenhellen Frühlingstage ereignete und nicht nur die Mönche, sondern auch die gelegentlich einer feierlichen Totenmesse zahlreich versammelte Gemeinde schreckte. Es war am 18. April 1521. Die Franziskaner hatten schon am Tage vorher, wo sich — wie alle Welt wußte — besagter Dr. Luther vor dem Reichstage zu Worms wegen Ketzerei zu verantworten hatte, wieder irgendein unheimliches Geschehen erwartet. Diesmal aber solle es sie gerüstet finden, hatten sie geprahlt, und falle es auch noch so ungeheuerlich aus. Doch es geschah wider Vermuten nichts, und sie frohlockten schon und sahen Luther bereits im Geiste wie Hus auf dem Scheiterhaufen brennen; sie konnten nicht wissen, daß er sich am ersten Verhandlungstage schlauerweise Bedenkzeit erbeten hatte. Dafür erhob sich dann am folgenden Tage um die vierte Nachmittagsstunde plötzlich ein Brausen wie eines gewaltigen Windes und durchfuhr die ganze Kirche. Dazu hallten von Wänden, Pfeilern und Gewölben Stimmen, riefen und schrien durcheinander in allerlei Sprachen, lateinisch, griechisch, spanisch und welsch. Auf einmal jedoch war alles stumm und still, und in das Erschrecken, das die Mönche droben auf dem Chor und die Laien drunten in der Halle noch gebannt hielt, tönte erst leise, dann laut und immer lauter eine feste deutsche Stimme, deren einzelne Worte man freilich, da es kein Niederdeutsch war und stark widerhallte, nicht gleich verstand, die aber zuletzt, als sie gleichsam zum Gebrüll eines Löwen angeschwollen war, so daß die Fenster klirrten und der Mörtel aus den Fugen der Gewölbe rieselte, klar und deutlich folgendes Bekenntnis vernehmen ließ: „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen!“

Dieses Zeichen versetzte die ganze Stadt in ungeheure Erregung. Jedermann begriff, was es zu bedeuten habe, und heftig stritt man sich, teils erbost, teils erfreut, über die möglichen Folgen. Die Franziskaner, denen der unerwartete Schreck doch wieder mächtig in die Glieder gefahren war, suchten mit großer Beredsamkeit aus dem offenbaren Unwesen zu erweisen, daß Luther mit dem Teufel im Bunde stehen müsse; als bald darauf die Kunde einlief, daß er gebannt und geächtet, gefangen und entführt sei, gab dies ihrer Behauptung neue Nahrung, und sie waren überzeugt, daß der Böse ihn bereits geholt habe. Sie blieben nun auch wirklich längere Zeit unbehelligt, saßen wieder voll siegesbewußten Herrengefühls auf ihrem hohen Chore und glaubten schon aller Sorge für die Zukunft enthoben zu sein.

So still allerdings, wie es nach außen hin den Anschein hatte, war es zu St. Katharinen nicht. Denn

am Morgen des 3. März 1522 hatten die Brüder, die als erste zur Frühmesse erschienen waren, die lateinische Bibel, welche für gewöhnlich auf einem Tische in der Sakristei lag, am Erdboden liegend gefunden und an ihrer Stelle die zerbrochene Schale eines winzigen Vogeleis, dem sein kleiner Bewohner offenbar eben erst entschlüpft war. Dabei konnte man doch unmöglich annehmen, daß so ein schwaches, gerade dem Ei entschlüpftes Junge der wilden Tauben, die noch heute zu Dutzenden im Gemäuer der Kirche nisten, die schwere Bibel sollte herabgestoßen haben und dann weggeflogen sein. Wie war es in seinem Ei überhaupt dorthin gekommen? Die erstaunten Brüder kannten die Empfindlichkeit ihrer Oberen, beseitigten die Unordnung stillschweigend und schwiegen auch dann, als sie erfuhren, daß um dieselbe Zeit der schon totgeglaubte Dr. Luther mit dem fertig übersetzten Neuen Testament in Wittenberg wieder aufgetaucht sei. So blieb dieses zarteste, aber vielleicht bedeutsamste aller Anzeichen ohne jede Wirkung.

Sonst ereignete sich während der nächsten Jahre zu St. Katharinen nichts Ungewöhnliches. Aber rings um diese Hochburg des — leider! — verfälschten Franziskanertums machte die Reformation gewaltige Fortschritte. Luthers Lehren und Lieder fanden täglich in mehr Häusern und Herzen begeisterten Widerhall, wenn auch seine Schriften öffentlich verbrannt und seine Prediger aus der Stadt gewiesen wurden.

Vielleicht war es gerade diese Stille, die den grauen Brüdern mit der Zeit unheimlich wurde, denn nun endlich rafften sie sich zu einer Tat auf; allein nicht etwa, wie man erwarten sollte, zu einer Sinnesänderung, sondern vielmehr zu einer prunkvollen öffentlichen Kundgebung ihrer Macht. Sie luden auf den 31. August des Jahres 1527 die hervorragendsten Ordensbrüder aller Niederlassungen ihrer Provinz zu einer umständlichen Wechselrede in ihre Kirche, und zwar über die Frage nach der „Freiheit des Menschen". Da sollte es sich erweisen, welch ein Frevel es sei, daß Luther an die Stelle altehrwürdiger Konzilbeschlüsse und päpstlicher Bullen den eitlen Laienverstand zum höchsten Richter über Gottes Wesen, Wort und Willen gesetzt habe.

Diese erlauchte Versammlung, durch weithin hallendes Glockengeläute von allen Türmen der Stadt angekündigt, fand unter Vorsitz des Provinzials, in Gegenwart vieler Guardiäne und Lesemeister, außerdem des Bischofs und aller Domherren, des Rats und aller Junker statt. Im ganzen mochte die Zahl der Erschienenen gegen ein halbes Tausend betragen. Eine stattliche Heerschau! In feierlichem Zuge erschienen die Geladenen, mit feierlichem Gottesdienste begann die Tagung. Die Türflügel der Kirche standen weit offen, damit auch das Volk sehen und hören könne, was Großes sich hier ereigne und wie man sich der neuen Fragen mit Ernst und Eifer annehme, denn wegen der großen Zahl der Teilnehmenden hielt man die Wechselrede anstatt auf dem Chore unten im Schiffe der Kirche ab. Aber die Franziskaner hatten sich über die Wirkung dieses ganzen Aufwandes getäuscht. Sie verkannten ihre Gegner, wie sie die Zeit und ihre eigene Pflicht verkannten. Die Martiner, wie man die Lutherischen damals in Lübeck nannte, verlangten Einlaß. Belehrt durch Luthers Schriften, wollten sie mitstreiten. Der langen lateinischen Reden, welche aus dem Innern auf die Straße zu ihnen herausklangen, spotteten sie nur. Die Ratsdiener hatten Mühe, die sich Drängenden und Stoßenden zur Ruhe zu verweisen. Ihre Schar wuchs immer mehr, durch Neugierige und solche, die an jedem Aufruhr Freude finden, ständig verstärkt. Bis weit in die Seitenstraßen hinein reichte der Zustrom schon. Der wachsende Aufruhr beunruhigte bereits Redner wie Hörer. So mußte man sich kurzerhand dazu verstehen, die Tür der Kirche zu schließen. Hatten die Katholischen gehofft, daß nunmehr der Haufe beschämt abziehen und die Versammelten einander ungestört überlassen werde, so hatten sie sich gewaltig getäuscht. Die neue Maßnahme steigerte nur des Volkes Empörung. Fäuste ballten, Arme reckten sich, und Worte wurden laut, wie sie unverantwortlich in jeder zügellosen Masse gleich von Mund zu Mund schwirren. Außerdem war niemand von Einfluß mehr da, der dem Unheil hätte steuern können, denn alle Oberen der Stadt waren in der Kirche versammelt.

Da geschah plötzlich etwas, was dem Ganzen eine unerwartete Wendung gab: irgendwoher aus der Menge flog ein großer Stein durch das eine hohe Fenster des Giebels in das Innere der Kirche. In weitem Bogen sauste er durch den Raum, und ehe noch alle begriffen hatten, was das Klirren der Scheiben zu bedeuten habe, fiel er auch schon dicht vor dem hohen Chore neben dem Bruder zu Boden, der gerade das Wort hatte. Er traf ihn noch am Fuße und verletzte ihn leicht.

Allerseits bleiches Entsetzen! Das war das Zeichen zum Bürgerkrieg. Nun galt es Leben oder Tod. Einige wollten sich blindwütend aus der Tür und auf die Frevler stürzen, andere heimlich fliehen. Als erster kam der Getroffene zur Besinnung. Er raffte den Stein vom Boden auf, fand ein Papier darangebunden, entfaltete dies — es war Luthers derbste Schrift „Wider Hans Worst" — und hob nun beides mit ausgestreckten Armen hoch empor, indem er schrie: „Das sind die Waffen der Martiner! Das ihr Urteil, das ihr Gericht!"

Dieses geistesgegenwärtige Wort wirkte erlösend auf die Versammlung. Jetzt erst merkte man, daß auch draußen inzwischen aller Lärm verstummt war. Was hatte das zu bedeuten? Bereitete sich Schlimmeres vor? Oder hatte die eine Freveltat ernüchternd gewirkt? Es blieb ruhig. Man hielt es aber doch für geraten, nicht weiterzutagen, sondern sich, soweit man nicht im Kloster daheim war, durch Hintertüren und -gassen heimlich in Sicherheit zu bringen. Durch ausgestorbene Straßen schlichen die hohen Teilnehmer an der stolzen Versammlung noch vor Dunkelwerden nach Hause.

Trotz dieses wirklich gefahrdrohenden Ereignisses begriffen die Franziskaner immer noch nicht, welches die einzige Folgerung für sie hätte sein müssen, damit sie wieder wie ihre Vorfahren wahre Jünger ihres Meisters und Freunde der Armen und Kranken würden. So mußten sie denn noch ein Weiteres über sich ergehen lassen.

Im Winter des Jahres 1528 waren ernste Unruhen in der Stadt ausgebrochen, weil die Katholischen einen lutherischen Prediger, Johann Ossenbrügge mit Namen,

heimlicher Taufen und Abendmahlsausteilungen nach der neuen Art überführt hatten und ihn deswegen nun bei kärglicher Kost, niemand wußte in welchem finsteren Verliese, gefangen hielten. Was davon den Tatsachen entsprach, war auch späterhin nicht zu erweisen; genug: es hieß so, und Gerüchte bedeuten in aufgeregten Zeiten immer mehr als Tatsachen. Die Martiner rotteten sich schon zusammen, um beim Rat die Befreiung ihres Predigers, wenn nötig, mit Gewalt zu erwirken, und die Katholischen hielten ihre Kirchen und Klöster geschlossen und warteten, was es geben werde. Da wurde ein Vergleich vorgeschlagen: die Martiner sollten sich zufrieden geben, wenn Johann Ossenbrügge in Freiheit gesetzt würde und die Stadt ungehindert verlassen könne. Allein die Katholischen forderten Bedenkzeit. Der Bischof freilich hätte selbst am liebsten Lübeck damals schon verlassen, aber der Franziskanerguardian tat sich etwas darauf zugute, über den Dingen zu stehen und Tatsachen, die ihm unbequem waren, als verächtlich anzusehen. „Wenn man das Weltwesen, wie es unsere Art ist, von höherer Warte aus betrachtet", sagte er, und die überhobene, dabei aber zugleich kluge, ja geistvolle und entschiedene Art seiner Rede machte großen Eindruck. So blieb Johann Ossenbrügge also vorläufig in Haft. Als sich der Guardian in tiefer Nacht wieder bei seinen auf dem hohen Chore versammelten und seiner im Gebete harrenden Brüder einfand, freuten sie sich einmütig seines Erfolges und schwelgten wieder einmal in dem Bewußtsein, einen entscheidenden Sieg davongetragen zu haben.

Da öffnete sich plötzlich die vordere Tür der Kirche, obgleich sie den ganzen Tag schon besonders sorgfältig verschlossen und verriegelt gehalten war, und herein bewegte sich eine große Schar schwarz gekleideter, bleicher, hohlwangiger Männer. Was die Unheimlichkeit dieses Auftritts noch steigerte, war, daß er sich nahezu lautlos vollzog — auf den Grabsteinen in der Tiefe konnte man nur mit Mühe schlürfende Schritte unterscheiden — und daß einer dem andern aufs Haar zu gleichen schien. Die Mönche waren sogleich aufs äußerste betroffen und stürzten mit schnell ergriffenen Lichtern ans Gitter der Brüstung. Die Zahl der stummen Eindringlinge schien kein Ende nehmen zu wollen. Sie drängten sich in der Halle dicht bei dicht, auf dem schwarzen Grunde ihrer Gewänder erschienen die Gesichter schauerlich weiß. Endlich faßte sich einer der Mönche ein Herz und fragte hinab, was es gäbe. Da erhoben sich drunten unzählige drohende Fäuste, und ein dumpfes Gemurmel schwoll wie eine Woge gegen den Chor auf. Schon wollten die Mönche in ihre Klosterräume entfliehen, als sie zu ihrem Entsetzen bemerkten, daß die große Verbindungstür verschlossen war. In dieser Not ermannte sich der Guardian, trat an das Gitter und rief mit schnaubender Stimme hinunter: „Wir haben den Ketzerprediger nicht in unsern Mauern. Hinaus! Dies ist Aufruhr!" Aber die Männer gaben sich nicht zufrieden. „Wehe!" schrien sie wie aus einem Munde, daß die Pfeiler bebten und die Fenster klirrten. Der Guardian erbleichte und versuchte es mit einer List: „Verlaßt das Gotteshaus, und ich will euch morgen zu ordentlicher Tageszeit Rede und Antwort stehen." Ach! Die Männer zerrissen das schlaue Gespinst seiner Rede und riefen lauter als vorhin: „Wehe!", und es schien, als ob die geballten Fäuste sich weit über menschliches Maß bis nahe an das Gitter emporreckten. Jetzt gab es nur noch ein Mittel. „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!" begann der Guardian mit erhobenem Kruzifix, aber schon bereute er, was er getan hatte, denn es grollte in der schwarzen Tiefe der Kirche auf wie ferne Brandung, schwoll und schwoll, näher und näher, rauschend, brausend, donnernd gegen die Brüstung empor, und wie der Lärm, so schmolzen die Gestalten jetzt in eins zusammen, und hoch über das Gitter reckte sich mit einem Male eine riesenhafte menschliche Gestalt mit grobem, fleischigem, bartlosem Gesicht, in schwarzem Chorrock und Barett. Sie griff mit ihren derben Händen in die Gewölbe, als wolle sie diese den Mönchen auf die Köpfe schmettern, und brüllte: „Es soll uns doch gelingen!" „Luther!" kreischten die Mönche und wanden sich winselnd am Boden. Als sie nach langer Zeit wieder zur Besinnung kamen, waren alle Kerzen erloschen, eine fahle Dämmerung blickte kalt durch die Fenster herein, und die Kirche drunten war leer; der Guardian aber röchelte: „Gebt Johann Ossenbrügge frei!" und hauchte seine Seele aus.

Seit diesem Ereignis war es mit der Herrlichkeit der Franziskanerbrüder in Lübeck vorbei. Sie hatten keines der Zeichen der neuen Zeit verstanden und die Gnade, die sich ihnen darin offenbarte, verscherzt. Nur einer von ihnen brachte es so weit, die schwarze Kutte auszuziehen: Reimar Kock; er predigte zu St. Petri allsonntäglich einer zahlreichen Gemeinde den neuen Glauben. Im Jahre 1530 beschloß der inzwischen erneuerte Rat, im Franziskanerkloster eine gelehrte Schule nach lutherischen Grundsätzen einzurichten. Zwar bestand damals zunächst noch die Absicht, diese Schule den wegen ihrer Gelehrsamkeit geachteten Franziskanern anzuvertrauen, aber die Verwirklichung dieses Planes vereitelten die vielen stolzen Mönche selbst dadurch, daß sie das Kloster zum größten Teile verließen. Nur drei von ihnen hüteten noch die schönen, weiten, jetzt unheimlich leeren Klosterräume, und an diese letzten drei knüpft sich noch folgende Geschichte:

Alter, Kränklichkeit oder die liebe Gewohnheit hatte sie bisher den Mut nicht finden lassen, die Heimat mit der Fremde zu vertauschen. Sie waren in Eigennutz und Dünkel nie besonders verstockt gewesen, aber es hatte auch keines der geschilderten Erlebnisse einen tieferen Eindruck auf sie zu machen vermocht. Mit der gleichen Stumpfheit ergaben sie sich auch jetzt in ihr Schicksal. Ein verbrauchtes Leben inmitten einer feindlich gesonnenen Bevölkerung nutzlos zu Ende zu leben, war nicht gerade ein beneidenswertes Los; nur spärlich flossen ihnen noch heimliche Spenden zu, von denen sie gerade ihr Dasein fristen konnten. Dem täglich offensichtlicher zutage tretenden Verfall ihrer Wohnräume und Habseligkeiten standen sie ohnmächtig gegenüber. Auch in Rom, wohin sie sich wiederholt bittflehend wandten, hatte man offenbar Wichtigeres zu tun, als an diesen verlorenen Posten noch Geld zu wagen. Aber immerhin war es bequemer,

dies alles zu ertragen, als einem ungewissen Schicksale in fremden Ländern Trotz zu bieten.

So war es um die ehemals so berühmte Brüderschaft zu St. Katharinen bestellt, als eines Abends, es war im Frühjahr 1546, als Luther schon mit dem Tode rang, während die Tore der Stadt bereits geschlossen waren, zur nicht geringen Überraschung der drei Alten ein Fremder Einlaß an der Pforte des Klosters begehrte. Er nannte sich Bruder Johannes und behauptete, vor Jahren Insasse dieses Klosters gewesen zu sein, wies auch eine päpstliche Bulle vor, auf Grund deren er sich eines ihm persönlich gewordenen geheimen Auftrags rühmte. Er trug einen Bart, der ihn unkenntlich machte, und wußte allen an ihn gestellten Fragen geschickt auszuweichen. Durch sein selbstbewußtes Auftreten eingeschüchtert, bereiteten die Mönche ihm einen feierlichen Empfang, sorgten für Trocknung seiner Kleider, legten Feuer an, tischten ihm eilfertig ihre letzten Vorräte auf und wiesen ihm endlich, als er sich an Speise und Trank über die Maßen erquickt hatte, für die Nacht die große Zelle des Guardians an. Er aber lachte ihrer Vorsorglichkeit und erklärte ihnen, er gedenke noch lange nicht zu schlafen, vielmehr sei er sehr darauf erpicht, mit ihnen um Mitternacht auf dem berühmten hohen Chore ihrer Klosterkirche das nächtliche Offizium zu beten; bis dahin wolle er, „wegen der schlechten Zeiten", wie er sagte, mit ihnen zechen und lustig sein. Die erschreckten Brüder wandten ein, daß der Chor bereits aller heiligen Geräte entkleidet sei; diese befänden sich schon seit einem halben Jahre auf der Trese in der Marienkirche in Gewahrsam des Rats. Auch sei es heute eine gar stürmische und kalte Nacht. „Um so besser!" entgegnete Bruder Johannes halb ärgerlich, halb geheimnisvoll und schnitt damit jede Widerrede ab. Die drei Brüder mochten auch weiter keine Einwände erheben und waren es schließlich zufrieden, daß er ihnen Zeit und Bedenken mit Erzählen wüster Abenteuer und derber Schwänke, über die er selbst freilich immer am meisten lachte, vertrieb. Zwar wurde ihnen je länger desto beklommener zumute, aber sie waren zu zaghaft, um gegen diesen starken Gast aufzutreten, welcher auf den Tisch schlug, daß die Krüge tanzten, und fluchte, daß die Gewölbe dröhnten. Plötzlich brach er mitten im Satze ab, sprang auf und sagte mit veränderter Stimme: „Es ist Zeit. Gehen wir auf den Chor!"

Die Mönche befiel kaltes Grausen. Zitternd vor Müdigkeit und Frost, führten sie Bruder Johannes durch lange hallende Gänge, treppauf und -ab und schließlich durch einen unterirdischen Stollen in die Kirche; der unmittelbare Zugang zum Chor war nicht zu öffnen. Ehe sie geweihten Boden betraten, gebot Bruder Johannes seinen Begleitern Halt und verlangte, daß sie ihre Kerzen löschen und sich ihrer Rosenkränze und Amulette entledigen sollten. Sie taten es ungern, aber sie wagten nicht zu widersprechen. Aus der Kirche hauchten sie eisige Schauer an. Dazu umpfiff und umheulte der Sturm die weite Halle mit ganzen Akkorden hoher und tiefer Töne. Eben blickte der Vollmond durch die jagenden Wolken und erhellte für Augenblicke den weiten Raum mit seinem fahlen Lichte. Als die Mönche den Chorraum erstiegen hatten, gebot Bruder Johannes ihnen bei Leib und Leben unbedingtes Stillschweigen. Dann forderte er von ihnen, daß sie ihre Kutten ausziehen und damit alle noch vorhandenen heiligen Bilder und Zeichen verhängen und bedecken sollten. Bebend taten sie auch das, obgleich ihnen schon bei dem bloßen Gedanken daran die Zähne aneinanderschlugen. Als letzter breitete Bruder Johannes seinen Rock über den Grabstein der drei Bischöfe, die in der Mitte des Chores bestattet liegen, und deutete den Alten durch Gebärden an, sich darauf niederzulassen. Klappernd vor Frost drängten sie sich eng aneinander.

Gerade verbarg der Mond wieder sein Licht. Eben gewahrten sie noch mit Schaudern, daß unmittelbar vor dem Altar aus dem Boden ein weißlicher Rauch emporquoll, da hub die Uhr an, zwölf zu schlagen. „Nieder!" brüllte Bruder Johannes und begann, während die drei Mönche gleich ihm auf ihr Angesicht fielen, in heller Eile allerlei unverständliche Formeln herunterzumurmeln. Schaudernd wurden sie nunmehr des inne, daß er ihre armen Seelen ausersehen hatte zu gottlosem Teufelswerk. Aber es gab kein Widerstreben mehr. Wo sollten sie plötzlich Mut und Kraft hernehmen? Gleich mächtigen schwarzen Gespenstervögeln hockte ihnen die Angst im Nacken, krallte sich krächzend in ihr schlotterndes Gebein und hielt sie fest an den Boden gebannt. Lautlos beteten sie. Bruder Johannes aber murmelte und murmelte schneller und hastiger, hastiger und lauter. Es schlug neun, zehn, elf ... Jetzt stieß er die letzten Worte hervor, keuchend, tonlos ... Da tat die Uhr den zwölften Schlag. Wehe! Was war das? Die Glocke zerspringt mit schrillem Klang, steil schwirren die Gespenstervögel in die Höhe, ein Schrei aus hundert Hälsen durch Mark und Bein, endloses Rasseln einer Kette, mit furchtbarem Gepolter saust das Uhrgewicht in die Tiefe, ein Krach und — lautlose Stille.

Jetzt springt Bruder Johannes auf. „Da, da!" schreit er. Die Mönche lugen auf. Da, wo vordem der weißliche Rauch war, gähnt jetzt ein Abgrund, aus seinem Schlunde leuchtet ein grünlicher Schein, und langsam hebt sich daraus ein Haupt, ein Leib, ein Mensch empor. „Luther!" stöhnen die Mönche. „Daß euch die Pest!" flucht Bruder Johannes. „Auf! Packt ihn! Haltet ihn!" Er reißt sich einen Strick vom Leibe, er geißelt damit die Rücken der Mönche. Unter Weherufen und Gebeten wälzen sie sich am Boden. Bruder Johannes tobt und kreischt. Jetzt schwebt der Beschworene frei, in ganzer Gestalt über dem Abgrund. „Vorwärts, ihr Memmen!" Bruder Johannes springt auf die Rücken der winselnden Mönche, stampft und kreischt. Umsonst! Schon verblassen die Feuer, schon schrumpft die Gestalt. Nur die Augen, die Augen werden größer und größer. Jetzt oder nie! Bruder Johannes stürmt auf die schwindende Erscheinung los, taumelt aber im selben Augenblick zurück und ächzt: „Die Augen! Die Augen!" Ein Augenblick noch, dann ist alles erloschen.

Solange zweimal zwölf Glockenschläge brauchen, die Kirche zu durchhallen, so lange hatte dies alles nur gewährt. Jetzt herrschte finstere Nacht. Nicht die

Hand vor Augen war zu erkennen. Da durchgellte die Kirche mit einmal ein markerschütternder Schrei, so laut und schrill, wie man nur je einen gehört haben mag; und doch war es noch fürchterlicher mit anzuhören, wie dieser schier endlose Weheruf plötzlich in einem dumpfen Fall erstickte: Bruder Johannes hatte sich über die Brüstung des Chores in die Tiefe gestürzt.

Lange dauerte es, bis der Vollmond wieder durch die hohen Fenster blickte, länger, bis die erstarrten Mönche sich mit zitternden Händen und wunden Rücken wieder aus der Kirche getastet hatten. An der Stelle, wo sich der fremde Bruder hinabgestürzt hatte, fanden Bauarbeiter später ein tiefes Loch. Sie wollten es zuschütten, aber es erwies sich als unergründlich. So verdeckten sie es denn mit einem gewaltigen Stein, der ehemals für ein Grab zugehauen, aber wegen des Fortzugs der Mönche nicht benutzt war, und noch heute soll unter ihm der Rachen der Hölle gähnen.

Kurze Zeit nach diesen Ereignissen verließen nun auch die drei letzten Mönche das Katharinenkloster, d. h. sie starben kurz nacheinander an den Folgen der schrecklichen Beschwörungsnacht. Statt ihrer zogen lutherische Lehrer und Schüler in die Klosterräume und entwickelten darin ein immer regeres Leben. Um die Kirche aber und den Wunderbau ihres hohen Chores webt es immer noch wie ein Verhängnis. Wenn sich des Sonntags oder besonders an den hohen Festtagen die anderen Kirchen Lübecks unter Glockenklang und Orgelschall mit Andächtigen füllen, dann steht sie trotz ihrer Schönheit wie Aschenpuddel unter ihren Schwestern leer und verlassen da als eine ernste Mahnung an die Lehren des heiligen Franz, der die Armut seine liebe Braut nannte.

VON LÜBECKS KLÖSTERN / DR. PHIL. KÄTHE NEUMANN

In Zeiten politischen Tiefstandes begeistert sich der geschichtlich denkende Mensch gern an den „hochgezîten" einer glänzenderen Vergangenheit. Er wallfahrtet zu den alten Kulturstätten, besucht Museen und Sammlungen, die Kunst- und Kulturwerte verflossener Zeiten bergen. Heute sind Jahrhundertfeiern und Städtejubiläen Ausdruck dieses „Vergangenheitsdrangs". Durch historische Umzüge und Ausstellungen versucht da der Gegenwartsmensch vergangenes Leben zu veranschaulichen und auch der nicht geschichtlich denkenden Menge eine schwache Vorstellung davon zu geben, „wie es früher eigentlich gewesen ist". Denn was bedeutet schließlich alle Pflege und kostspielige Erhaltung alter Bau- und Kunstdenkmäler der Vergangenheit, wenn man sie nicht mit dem Leben zu füllen weiß, das einstmals in ihnen flutete? Gerade Kulturstätten, wie Lübeck mit seiner Fülle sichtbarer Zeugen aus vergangenen Jahrhunderten, wecken ja auf Schritt und Tritt historische Erinnerungen. So wird doch unweigerlich jeder beim Anblick der sieben stolzen, das Stadtbild beherrschenden Kirchtürme in die Zeiten des Mittelalters versetzt, wo die katholische Kirche in unserer Stadt eine ungeheure Macht darstellte, der eine fromme Bürgerschaft mit großer Opferfreudigkeit ergeben war. Auch vermag man sich die himmelanstrebenden Hallen von Dom oder St. Marien mit dem Glanz und der Pracht des katholischen Kults zu erfüllen, der mit seiner Sinnfälligkeit den mittelalterlichen Menschen unweigerlich in seinen Bann ziehen mußte. Nicht so leicht gelingt es der modernen Einstellung, für die Lebensbetätigung und Religionsübung mehr oder weniger zwei getrennte Funktionen sind, das mittelalterliche Leben als eine Einheit zu begreifen, bei der das irdische Dasein beständig von Jenseitsgedanken durchdrungen war. Dazu verhalf weniger die hocharistokratische Weltgeistlichkeit, die im Besitze eines mächtigen Herrschaftsgebiets außerhalb der Stadt es vornehmlich mit den Patriziern von Lübeck hielt. Die Masse des Volkes aber mit religiösem Leben zu erfüllen, blieb den Klostergemeinschaften, insbesondere den Bettelorden, vorbehalten, die sich neben der Selbstheiligung die Einwirkung auf die Umwelt zur Lebensaufgabe machten. Durch die Verlegung ihrer Tätigkeit aus dem Bereich der Klostermauern in die Welt begannen sie auch ihrerseits — im Gegensatz zu den andern Orden — immer stärker in das Leben der Stadt hineingezogen zu werden. An Zahl verhältnismäßig gering — vor der Reformation gegen 100 — waren die Brüder vom Orden des heiligen Franziskus und Dominikus in der braunen Kutte und dem schwarzen Ordenskleid mit dem Bettelsack über der Schulter das das Klosterleben in Lübeck bestimmende Element. — Vor ihrem Einzug waren bereits Benediktinermönche durch die Vermittlung Herzog Heinrichs des Löwen aus Braunschweig in die Stadt an der Trave gekommen, dem heiligen Johannes weihten sie ihr Kloster, und Arnold, der bekannte Verfasser der Slawenchronik, war ihr erster Abt. Aber um die Mitte des 13. Jahrhunderts mußten sie wegen anstößigen Lebenswandels Lübeck verlassen und wurden in Cismar angesiedelt. Das verlassene Johanniskloster wurde dann mit Nonnen vom strengeren Zisterzienserorden besetzt. So wurde es vornehmlich Versorgungsanstalt für unverheiratete Patriziertöchter, deren „jungfräuliche Versammlung" Ende des 15. Jahrhunderts etwa 70 Mitglieder zählte. Der Besitz großer Ländereien verschaffte dem Kloster ansehnliche Einkünfte, so daß die adeligen und ratsverwandten Insassen ihren von Hause aus gewohnten Lebensstil hinter den Klostermauern fortsetzen konnten. Für das öffentliche Leben hatten sie weiter keine Bedeutung, da sie in standesgemäßer Abgeschlossenheit, nur im Verkehr mit den Patriziern und der hohen Geistlichkeit lebten. Zur weiteren Lösung der am Ausgang des Mittelalters immer brennender werdenden Frauenfrage diente das kurz vor der Reformation gegründete St.-Annen-Kloster, das einem weiteren Kreis von unversorgten Lübecker Bürgertöchtern — allerdings nur für kaum drei Jahrzehnte — seine Pforten öffnete.

Seit dem Auszug der Benediktiner waren die Dominikaner und Franziskaner die einzigen in Lübeck ansässigen Mönche. Nicht lange nach dem Tode ihrer Ordensstifter hielt die Bettelordenbewegung bereits ihren Einzug in unsere Stadt, wo ihr dank päpstlicher Fürsprache freundliche Aufnahme gewiß war. Als man ihren frommen Lebenswandel sah und ihre aufopfernde Liebe gegen die armen Aussätzigen draußen im Leprosenhaus vor dem Burgtor erkannte, da wandte sich der Lübecker Rat vertrauensvoll an die Franziskaner und forderte die ehrbaren Brüder zur Niederlassung in der Stadt selbst auf. So geschah es, daß 1225 „den broderen von Sunte Katharinen de stede to Lubeke ghegheven ward, dar se buweden in deme sulven jare dat closter". Viele Gläubige wurden von Mitleid erfaßt angesichts der Armut und des anspruchslosen Daseins der Mönche, die Sommer und Winter barfuß, mit dem Büßerstrick um den Leib und dem Bettelsack auf dem Rücken durch die engen Gassen zogen. Viele milde Gaben und reichlich Almosen flossen ihnen zu, so daß sie an der Ecke der Glockengießer- und Königstraße neben einem kleinen Kloster auch eine kleine Kirche erbauen konnten. Den Dominikanern wurde fast zur selben Zeit die gleiche freundliche Aufnahme zuteil. Um die Entstehung ihres Klosters an Stelle der alten

Burg hat die Sage ihre Fäden gesponnen: danach sollen Lübecker Bürger auf Grund eines Gelöbnisses vor der Schlacht von Bornhöved am Maria-Magdalenen-Tag 1227 zum Dank für den erfochtenen Sieg der Tagesheiligen das Kloster zur Burg erbaut haben. Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls ist diese sagenhafte Ausschmückung ein Beweis dafür, wie stark die städtische Bevölkerung als Gönner des Predigerkonvents empfunden wurde.

Dem Vorbild ihres Ordensstifters getreu, wurde für die Franziskaner die Kranken- und Armenpflege Ausgangspunkt ihrer Wirksamkeit. Schon von jeher haftete die Fürsorge für die Notleidenden mehr an den Klostergemeinschaften, als daß sich die Weltgeistlichkeit damit befaßte. Da diese auch in Lübeck Krankendienst nur an den eigenen Mitgliedern verrichtete, so geschah es, daß dieser Zweig sozialer Betätigung gerade in den Städten sehr vernachlässigt war. Wegen ihres schnellen Wachstums machte sich die Not, die der aus dem Orient eingeschleppte Aussatz auch über Lübecks Bewohner brachte, besonders stark geltend. Die von dieser schrecklichen Krankheit Befallenen wurden wegen der Ansteckungsgefahr außerhalb der Stadtmauern notdürftig untergebracht und sich mehr oder weniger selber überlassen, wenn nicht mitleidige Bürger für tägliche Speise und Trank sorgten. Diesen ausgestoßenen Leprosen, die vor den Toren ein bejammernswertes Dasein führten, widmeten nun die Bettelorden, besonders die Franziskaner, ihr Leben in aufopfernder Weise. Sie ließen ihnen regelrechte Pflege zuteil werden, spendeten ihnen geistlichen Trost und ermahnten zu geduldigem Ausharren. Angesichts dieses Vorbildes begann allmählich auch der Rat der Stadt, sich die Liebestätigkeit zu seiner besonderen Aufgabe zu machen. Man denke nur an die verschiedenen Gründungen auf diesem Gebiet im Laufe des 13. Jahrhunderts: das Heilig-Geist-Hospital und die drei Siechenhäuser außerhalb der Stadt, St. Jürgen, Grönau und Schwartau, die ganz von mönchisch-asketischem Geiste erfüllt und nach klösterlichen Regeln organisiert waren, zum Beispiel waren die Pfleger als Bruderschaft organisiert, mitunter auch die Kranken selber. In ähnlicher Weise hat sich auch die städtische Armenpflege im Mittelalter im Anschluß an die Tätigkeit der Bettelorden entwickelt. Selber arm und ohne persönlichen Besitz waren die Klosterbrüder auf den Bettel angewiesen. Was aber die eigene und des Klosters Notdurft überstieg, das spendeten sie selbstlos den Armen. Die Hilfsbedürftigen brauchten nicht erst bittend an die Klosterpforten klopfen, sondern die Mönche suchten sie selber auf, brachten den Hungernden Speise und verschafften armen Reisenden Unterkunft. Ebenso konnten die Alten und Gebrechlichen auf ihren Beistand rechnen. Neben der städtischen Obrigkeit, die im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts eine ganze Reihe von wohltätigen Anstalten ins Leben rief, beschritten vor allem die Bruderschaften, jene religiös-geselligen Laienvereinigungen, die von den Klosterbrüdern eingeschlagene Bahn der sozialen Fürsorge. Auch damals galt schon der Grundsatz, daß „Geben seliger ist, denn Nehmen", im Mittelalter aber weniger um des Darbenden willen, als daß der Spender sein eigenes Seelenheil dabei im Auge hatte. So wurde es Aufgabe und Pflicht einer jeden Bruderschaft und ihrer einzelnen Mitglieder, reichlich Almosen zu geben, einmalig oder zu bestimmten Zeiten, in Form von Geld- oder Lebensmittelspenden.

Mit der sozialen Betätigung ging Hand in Hand die Seelsorge der Bettelorden. Kranke und Arme empfingen neben der leiblichen Notdurft geistlichen Zuspruch, Worte des Trostes und ein um so sichereres Versprechen für ein besseres Leben im Jenseits, je qualvoller und elender sich ihr irdisches Dasein gestaltete. So waren es vor allem die niederen Volkskreise, die sich um die Klosterleute scharten, ihnen gläubig anhingen und ihnen das letzte ersparte Scherflein zutrugen. Aber auch die Gesunden und Reichen machten sich die Brüder in der schwarzen und braunen Kutte zu Freunden und ließen es um des ewigen Seelenheils willen nicht an Stiftungen und letztwilligen Zuwendungen fehlen. Für die Beliebtheit der Orden sind vor allem die Menge von Testamenten ein Beweis, die die Dominikaner und Franziskaner im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts in reichlicher Weise bedachten. Schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts hatten die Brüder von St. Katharinen bereits die Mittel zur Verfügung, an Stelle der baufälligen Klostergebäude an einen Neubau heranzugehen. Um 1350, als die verheerende Pest auch in unserer Stadt zahlreiche Opfer forderte, mehrten sich die Almosen in einer Weise, daß es dem damaligen Klosteroberen möglich war, in verhältnismäßig kurzer Zeit den uns noch heute erhaltenen schönen Bau der Katharinenkirche aufzuführen. Auch das Kloster wurde in derselben Zeit vollständig neu ausgebaut und der heiligen Katharina gewidmet. In ähnlicher Weise wurden die Predigermönche zur Burg bedacht, die Ende des 15. Jahrhunderts einen prächtigen Neubau ihres Klosters bewerkstelligen konnten.

Durch das päpstliche Zugeständnis an die Bettelorden, die Beichte abnehmen zu dürfen, traten die Brüder in ein enges Verhältnis zu allen Teilen der Bevölkerung, denn wem vertraute man lieber seine Sünden an, als den gottseligen Männern, von denen jederzeit Hilfe in der Not zu erwarten war. So ging der Arme zum Beichten in die Klosterkirche, und auch der reiche Kaufherr und vornehme Patrizier hatte einen Dominikaner oder Franziskaner zum Beichtiger. Vor allem aber war die Predigt das Mittel, über größere Volksmassen Einfluß zu gewinnen. Die Freiheit der Rede war ihnen auch erst im Laufe der Zeit durch päpstliche Bulle zugestanden. Da erwiesen sich die Ordensleute allerdings als unangenehme Konkurrenten der Weltgeistlichkeit, mit der es in Lübeck mehrfach zu heftigen Kompetenzstreitigkeiten kam. Bezeichnend ist, daß Rat und Bürgerschaft die Partei der Klöster ergriffen, wie denn bei Auseinandersetzungen zwischen dem Domkapitel und der Stadt die Orden sich mit den städtischen Angelegenheiten eins erklärten. War die Predigt von der hohen Geistlichkeit stark vernachlässigt worden und hatte sich mehr und mehr in dogmatische Spitzfindigkeiten und mystische Spekulationen verloren, so brachten die Bettelorden eine Erneuerung in volkstümlicher Richtung. In leicht begreiflicher

Fassung flossen ihnen Worte der Erbauung, des Trostes und ernster Ermahnung vom Munde. Die heilbringende Lehre wußten sie den Gläubigen nahezubringen, ihnen die menschlichen Seiten Christi zu zeigen und Maria und ihre Sippe zum Mittelpunkt ihrer Heiligenverehrung zu machen. Als die Kirchen ihre Zuhörer nicht mehr zu fassen vermochten, dehnte päpstliche Erlaubnis ihre Redefreiheit auf öffentliche Plätze aus. Wie manche Buß- oder Erbauungspredigt mag die Gläubigen auf dem Marktplatz oder draußen vorm Tor auf der Stadtwiese versammelt haben! Wenn es vornehmlich die niederen Volkskreise waren, die sich zum Gottesdienst in die Klosterkirchen drängten, so errichteten sich die vornehmen Bürger, aber auch die Zünfte und Bruderschaften, ihre eigenen Kapellen und Altäre in den Kirchen der Bettelorden. Hier ließen sie von Ordensgeistlichen private Gottesdienste und Seelenmessen verrichten. So waren bald alle freien Plätze und Kapellen vergeben und an gewöhnlichen Tagen schon ließ sich von einem der vielen Nebenaltäre fast ununterbrochen die Stimme eines Geistlichen oder der Gesang der Brüder vom Chore vernehmen. Wer nicht die Mittel besaß, um bei Lebzeiten eine eigene Stätte bei den Mönchen zu erwerben, sorgte dann jedenfalls durch testamentarische Verfügung dafür, in einer der Klosterkirchen, wo man im Leben Gebete und Beichte verrichtet hatte, seine letzte Ruhe zu finden. Auch auf diesem Gebiet machte die Weltgeistlichkeit ihren Widerstand geltend, und es kam zu offenen Auseinandersetzungen! Den langwierigen Streit um das Bestattungsrecht der Franziskaner brachte eine Verfügung des Papstes zu vorläufigem Abschluß. Sie gestattete der Laienbevölkerung, den Ort ihres Begräbnisses selbst zu wählen, verpflichtete aber die Klöster zur Abgabe der kanonischen Quart an den Bischof für jede Bestattung innerhalb ihrer Mauern. So finden sich in gleicher Weise arm und reich, Patrizier und Handwerker, die aristokratischen Genossenschaften mit den Zünften und Bruderschaften in den Klosterkirchen zusammen. Neben der hocharistokratischen Zirkelkompanie hatte beispielsweise die Bäckerzunft ihren eigenen Altar in St. Katharinen, und zu den Dominikanern hielt die vornehme Antoniusbrüderschaft, die Handwerker aus ihrer Gemeinschaft ausschloß, in gleicher Weise, wie die Bruderschaft der Brauknechte.

Diese Bruderschaften sind nun auch so recht ein Erzeugnis aus dem Geiste der Bettelordenbewegung und sind im 14. und 15. Jahrhundert unter ihrer besonderen Pflege entstanden. In diesen Laienverbänden fanden sich Männer und Frauen aller Lebenskreise zu gemeinsamen Gebetsübungen, zur Verrichtung guter Werke und zur besonderen Verehrung eines Heiligen zusammen. Von dieser religiösen Grundlage ausgehend, dienten diese Gemeinschaften bald mehr frommen Zwecken, bald mehr geselligen und beruflichen Interessen. Es gab damals in Lübeck kaum einen Bürger, der nicht einer solchen Bruderschaft angehörte; und es gab keine Bruderschaft, die nicht in einer Kirche, meistens in einer der Klosterkirchen, ihr Licht oder ihren eigenen Altar hatte. So fanden sich mönchische Ideale in Formen gebracht, die auch den aufs Diesseits gerichteten Lebensinhalt desjenigen zu fassen vermochten, der sich nicht dem geistlichen Stande widmete. Darin liegt gerade die tiefgreifende Wirkung der Bettelorden, und daraus sind auch die engen Beziehungen zu erklären, die sie mit allen Volksschichten unterhielten. Für die Franziskaner ist noch hervorzuheben, daß sie sich der besonderen Gunst der Ratsfamilien erfreuten. Mehr als die Burgkirche war St. Katharinen die eigentliche Patrizierkirche. Hier erwarb die bekannte Zirkelgesellschaft, jene zunächst als Bruderschaft zur Heiligen Dreifaltigkeit auftretende Gemeinschaft, ihre eigene Kapelle. 1379 gegründet, empfing die neue Bruderschaft nach der Stiftungsurkunde vom Guardian des Klosters mit Genehmigung des Provinzials die erwähnte Kapelle zum Dank für die vielen Wohltaten, die diese bereits dem Kloster erwiesen habe. Der Ordensgeistliche versprach dafür, täglich in der Kapelle eine Messe zu lesen, und zwar an Werktagen als letzte, an Sonn- und Festtagen im Anschluß an die Predigt, ferner für jedes verstorbene Mitglied das Seelenamt ebenso feierlich zu halten, wie für einen verstorbenen Klosterbruder, und endlich die ganze Gesellschaft in die Gemeinschaft der guten Werke aufzunehmen, andererseits verpflichtete sich die Gesellschaft, die damals aus zehn „erliken und innigen mannen“ bestand, alles für das heilige Meßopfer Notwendige bereitzustellen. Später wurde erlaubt, die Familienwappen der Verstorbenen in der Kapelle aufzuhängen, in der dann auch das Kloster gegen Entgelt eine ewige Lampe zu erhalten hatte. Die Zirkler, die als Abzeichen den goldenen Zirkel, das Zeichen der heiligen Dreieinigkeit, trugen, gehörten fast ausschließlich den ratsfähigen Familien an. So bildete sich, gleichsam durch das Kloster sanktioniert, das gegen die eigentliche Bürgerschaft streng abgeschlossene Patriziat heraus, das ausschließlich die Mitglieder zum Rat stellte. In der Zirkelkapelle hielten die Mitglieder ihre besonderen Andachten, bereiteten den Toten ihre letzte Ruhestätte und gedachten ihrer in besonderen Seelenmessen. Auch leiteten sie hier mit einer religiösen Handlung ihre geselligen Zusammenkünfte ein, zu denen sie sich in ihrem Gesellschaftshause in der Königstraße, nicht weit von der Katharinenkirche, versammelten.

Unter dem Einfluß der Bettelorden entstanden auch zweifellos die religiösen Gemeinschaften für Frauen im 15. Jahrhundert, die über die Bruderschaften hinausgehend, zu gemeinsamem Leben im Konvent verpflichteten. Es waren die sogenannten Beginenhäuser, die alleinstehenden Frauen aus den unteren Ständen ein Unterkommen boten. Sie trugen geistliche Tracht und waren an bestimmte religiöse Verpflichtungen gebunden, konnten aber nach Belieben in die Welt zurückkehren. Da die öffentliche Wohltätigkeit zu ihrem Lebensunterhalt nicht ausreichte, waren sie auf den Verdienst ihrer Hände Arbeit angewiesen. Da diese in Wollespinnen und -weben bestand, hießen sie im Volksmund nur die „wollüsteren“.

Durch die enge Verbindung der Orden mit den Bruderschaften sind sie auch mittelbar an den künstlerischen Leistungen der Zeit beteiligt. Mit Hilfe der reichlichen Mittel, die ihnen aus allen Volkskreisen zuflossen, konnten beispielsweise die Franziskaner erstklassige Baumeister heranziehen und einen solchen Bau, wie ihn

die Katharinenkirche darstellt, aufführen lassen. Oder die Mönche vom Burgkloster hatten die Möglichkeit, Steinmetzen zu beschäftigen, die die anmutigen und für die Zeit um 1420 in Lübeck unübertroffenen Figuren der klugen und törichten Jungfrauen zur Ausschmückung ihrer Kirche herstellten. Mit Tafelbildern, Schnitzaltären, in Stein oder Erz ausgeführten Grabplatten füllten sich die Klosterkirchen, je enger der Konnex mit allen Teilen der Bevölkerung wurde. Noch heute sind uns ja eine Reihe von Altarbildern erhalten, die einzelne Bruderschaften von den größten Lübecker Meistern damaliger Zeit, Hermann Rohde und Bernt Notke, für ihre Altäre in den Klosterkirchen malen ließen.

Trotz der mehr volkstümlichen, praktischen Lebenseinstellung haben die Orden das wissenschaftliche Studium nicht vernachlässigt. Zu dem Zweck war es ihnen um wohlausgestaltete Klosterbibliotheken zu tun, die, teils durch fleißiges Abschreiben, teils durch Stiftungen und Vermächtnisse von Privatleuten zusammengebracht, die übliche scholastische Literatur enthielten. Für die theologische und philosophische Ausbildung der jungen Kleriker bestand an beiden Klöstern ein sogenanntes Studium unter der Leitung besonderer Lektoren oder Lesemeister, also Einrichtungen, die ausschließlich den eigenen Ordenszwecken dienten. Wenn auch öffentlich keine bürgerlichen Schulen für die Jugend der Stadt von ihnen unterhalten wurden, so sind sie gewiß nicht nur als Beichtiger, sondern auch als Lehrer der Patriziersöhne in den Häusern der vornehmen Familien eingekehrt. Und warum sollten nicht auch die bildungsfähigeren Knaben des Bürgertums einen der frommen Brüder in seiner Klosterzelle zu privater Unterweisung aufsuchen? Wer weiß, ob nicht die Bettelorden in aller Heimlichkeit bei der Entstehung der Schreib- und Leseschulen mitwirkten, die im 14. Jahrhundert bereits versuchten, eine volkstümliche Bildung in deutscher Sprache zu vermitteln. Unter den Lesemeistern, die sich auf deutschen Universitäten bildeten, ragen zwei besonders hervor, so Detmar am Minoritenkloster und Hermann Korner am Predigerkonvent. Beide Männer treten mit eigenen wissenschaftlichen Leistungen, nämlich auf dem Gebiet der städtischen Geschichtsschreibung, an die Öffentlichkeit. Durch die Mitte des 14. Jahrhunderts jahrelang herrschende Pest war die städtische Chronistik ins Stocken geraten. Nun sah sich der Rat nach einem wissenschaftlich befähigten Mann um, der zu dieser wichtigen Aufgabe geeignet war. Seit Jahren stand man mit den Franziskanern in engster Fühlung, und so war es nur ein Zeichen selbstverständlichen Vertrauens, daß die Wahl auf den derzeitigen Franziskanerlesemeister Detmar fiel. „An deme jare der bort Christi 1385 ... do weren voghede der stad erbare lude, her Thomas Murkerke und her Hermann Lange ... wente der stades coroniken was nicht togeschrieven bis sos unde drutlich jaren; ok was se brekaftich der ding de gescheen weren an vele jaren und an vele landen, hir umme hebbet se besorghet to scrivende desse coroniken vormiddest eyme ghestliken personen, en Lesemester in Sunte Franziskusorden, de sich nicht wil nomen, wente he begheret God daran to lovende unde sich nicht . .“

Detmar bezog nun als Ratschronist die städtische Kanzlei, wo ihm amtliches Material nicht nur des lübischen Gemeinwesens, sondern auch des hansischen Städtebundes zur Verfügung stand. Auf Grund vorzüglicher Quellen verfaßte er drei Chroniken, in denen er nicht nur die lübisch-hansischen Verhältnisse, sondern auch als guter Kenner die süddeutschen Zustände berücksichtigte. Dabei ist bezeichnend, daß sich sein konservativer Standpunkt ganz und gar mit den politischen Anschauungen des Rates deckt. Seine Tätigkeit wurde zunächst von Ordensbrüdern fortgesetzt, bis später die Geschichtsschreibung an das Burgkloster überging. Hier verfaßte Hermann Korner die bekannte „Chronica Novella“, deren niederdeutsche Ausgabe ein volkstümlich gehaltenes Geschichtswerk darstellt und auch, wie bei Detmar, die vollständige Übereinstimmung von geistlichen und bürgerlichen Interessen zeigt.

Durch die immer mehr zunehmende Betätigung in der Welt und das Eindringen in weltliche Geschäfte lag es nahe, daß die Ordensbrüder sich von ihrer eigentlichen Lebensaufgabe entfernten und in den Strudel weltlichen Lebens hineingerissen wurden. Mit der Bettelarmut wurde es seit der Mitte des 14. Jahrhunderts längst nicht mehr so streng genommen, „terminierende“ Brüder wurden mehr und mehr zur Seltenheit. Blieben sie selber auch vielleicht noch ohne Eigentum, so waren die Klöster allmählich zu ganz ansehnlichem Besitz gelangt. Dieser bestand weniger in Grund und Boden, als daß sie auf feste Jahreseinkünfte rechnen konnten. So hatten die Dominikaner beispielsweise, teils durch Schenkung, teils durch Kauf von Lübecker Ratmännern, Anteil an der Lüneburger Saline bekommen. Durch die zahlreichen Vermächtnisse und Geldspenden seitens der Lübecker Bürger war es beiden Konventen möglich, größere Summen anzusammeln und sich an der damals üblichen Form des Darlehens, dem Rentenkauf, aktiv zu beteiligen. Andere Geldgeschäfte, bei denen die Klöster gewissermaßen eine Art Bank darstellten, verpflichteten sie manchen Bürgern der Stadt. Nämlich verschiedene alleinstehende Frauen und Witwen vertrauten ihr kleines Vermögen den Ordensbrüdern an, um dann zeitlebens eine Leibrente zu beziehen. Auch am gewerblichen Leben nahmen die Bettelorden insofern teil, als sie ein eigenes Brauhaus erhielten und selber ihr Bier herstellten, eine Sitte, wie sie sich auch anderswo zwecks Deckung des Bierbedarfs in der Fastenzeit ausbildet. Für die Brauerzunft war es ein Stein des Anstoßes, denn als beispielsweise der Predigerkonvent Ende des 14. Jahrhunderts gleichzeitig mit einem Klosterneubau ein neues Brauhaus in der Burgstraße errichten wollte, da versuchten es die Bürger zu hintertreiben. Trotzdem aber setzten die Ordensbrüder den Neubau durch und brachten aus Rache für den Widerstand von seiten der Stadt an der Fassade des Brauhauses Terrakotten mit Gesichtern und Fratzen an, die nach Reimar Kocks erheiterndem Bericht „de tungen utslan“. Dem Neubau des Katharinenklosters hatte man auch ein eigenes Brauhaus in bescheidenem Umfange beigefügt. Als dies kurz vor 1500 niederbrannte, führte man aus reichlichen Almosen ein weit ansehnlicheres Gebäude auf.

Durch die enge Verbindung der Minoriten mit Rat und Bürgern der Stadt geschah es, daß das Kloster häufig Versammlungsort von Weltleuten zu verschiedenen Zwecken wurde. Bei den Streitigkeiten zwischen „meenheit und rat", 1374 und in den folgenden Jahren, die zu dem Knochenhaueraufstand führten, versammelte man sich zu wiederholten Malen bei den Mönchen. Auch in den kritischen Zeiten von 1403—08, als sich die Bürgerschaft gegen den Rat empörte und Anteil an der Regierung der Stadt begehrte, wurden im Katharinenkloster eine Reihe erregter Verhandlungen abgehalten. Vielleicht erhoffte der Rat durch den Aufenthalt hinter den Klostermauern und durch die Nähe der Brüder die kirchliche Sanktionierung seiner obrigkeitlichen Rechte — oder sah er möglicherweise in den Franziskanern, die selbst hoch und niedrig in ihrer Gemeinschaft vereinigten, die willkommenen Vermittler zwischen den streitenden Parteien. Auch sind andere weltliche Angelegenheiten im Kloster verhandelt worden. Geschäftsleute setzten dort für zahlungsunfähige Schuldner ihre Termine für Konkursverfahren an. Schließlich wurde es seit dem 15. Jahrhundert Sitte, daß die sogenannten Eheberedungen bei den „grawen broderen" stattfanden. So erschienen mitunter am Sonntag mittag in festlichem Aufzug meist Angehörige der Patrizierfamilien mit einem jungen Paar, dessen Verlobung unter klösterlicher Fürsprache abgeschlossen wurde, ehe die eigentliche Verlobungsfeier mit großem Aufwand im Hause begann.

Das Schicksal der beiden Klöster ist bekannt: nachdem sich im 15. Jahrhundert der Zusammenhang mit der städtischen Bevölkerung lockerte, sie trotz mancher Reformversuche auch der Zuchtlosigkeit und Verweltlichung nicht entgingen, wurden sie ein Opfer der Reformation. Ihre Bedeutung läßt sich dahin zusammenfassen, daß sie als die einzigen Mönchsorden das Klosterleben in Lübeck im wesentlichen bestimmt haben und das Leben des einzelnen und der Gemeinschaften derartig mit ihrem Einfluß zu durchdringen verstanden, daß die lutherische Lehre zunächst einen besonders starken Widerstand fand.

GEDICHTE VON RUDOLF KLARMANN

ALTE HANDSCHRIFT.

Das Buch spricht:

Der Stillen, Guten, meiner Gebieterin,
die leise blätternd hierin und dorthin träumt,
zu sagen hab ich nichts; ich schweige
vor dem Gedächtnis der eignen Seiten.

Doch euch, den fremden Augen der spätern Zeit,
die ihr vielleicht dereinst mich aus dumpfem Fach
vergilbt und fadenscheinig stöbert,
geb ich im Ernste ein wissend Mahnen:

O Mädchen, dem der Busen in Liebe steigt
zum ersten Male, wenn dir ein Frühling kommt,
vergiß nicht, daß schon lange vor dir
farbig die Blumen des Herzens blühten.

Du, harter Enkel, hemme das rasche Wort —
auch sie erlitten Wunden am kalten Tag,
und dennoch priesen ihre Lippen
gläubig die strömende Kraft der Schmerzen.

Erkennt der Jahre selige Wiederkehr,
wie man den Gast, den heitervertrauten, grüßt;
empfangt mich, gleich wie jene taten,
deren Erinn'rung ich hier bewahre.

Ich sei euch mehr als ziehender Schattensinn,
wenn ihr, getrennt, die Stunden vorüberscheucht.
Doch — krönt euch nimmermüdes Schweigen,
legt mich gelassen zurück ins Dunkel.

GESELLSCHAFT.

Manchmal steigt in mir ein Trotztropfen Bauernblut,
bei Gott, mich freut's, es rollt so heiß und gut.
Der festlichen Tafel Silber schmilzt in meiner Hand,
ich schmecke das Erbe, ich bin Land.

Und der Stuhl, drauf ich sitze, wie er breit und geschweift
nieder zur Erde wächst und wurzelnd greift!
Mir ist, als ging' ich in schwanke Ähre ein,
Regenwind wiegt mich, reif brennt mich Sonnenschein.

Und Worte um den Tisch rascheln wie Spreu, die der Drescher häuft,
die entkörnte, in dunkelster Tenne, wo Schale zu Schale läuft.
Aber mir ziehen durch stille Ohren klingende Schwaden,
mit Wälderrauschen von gestern und ehegestern beladen.

Und ich schaue einen Weg, ich sah ihn schon einmal,
da kommen die Brüder, groß und gesund, schmächtig und fahl,
Namenlose, deren auch ich bin, weil mich eine Mutter gebar,
den Spätling gewesener, unendlicher Schar.

Schon wartet das Feld, das von Urzeit hundertfältig trug,
knirschte langsam hinein ihr besonnter Pflug,
wenn ihr tiefer Arbeitruf kärglich hinterher
mit Ruck ihn lenkte, scheltend, von Mühsal und Gewohnheit schwer.

O sprossende Ewigkeit der grünen Schollen!
Noch quillt es fett und feucht, wie sie vormals quollen:
da glänzt ein Tier, da singt das Korn, da dröhnt die Faust,
ich bin daheim, ich bin umhaust.

Vor ihren Augen auf harter Bank schneide ich Brot,
gefangenen Sommer, den weiß noch Hitze umloht;
wir reichen blanke Schnitte und Scheibe einander zum hungrigen Mund,
geleert geht der Krug eilig zurück zum Spund.

Vom Mahl stehen wir auf wie nächtliche Gräser unterm fernrötenden Schein,
wir spannen den Stier brechender Klage ins Joch hinein;
nun ackere unsern Morgen, Kraft im frühen Licht,
wir lassen dich nicht!

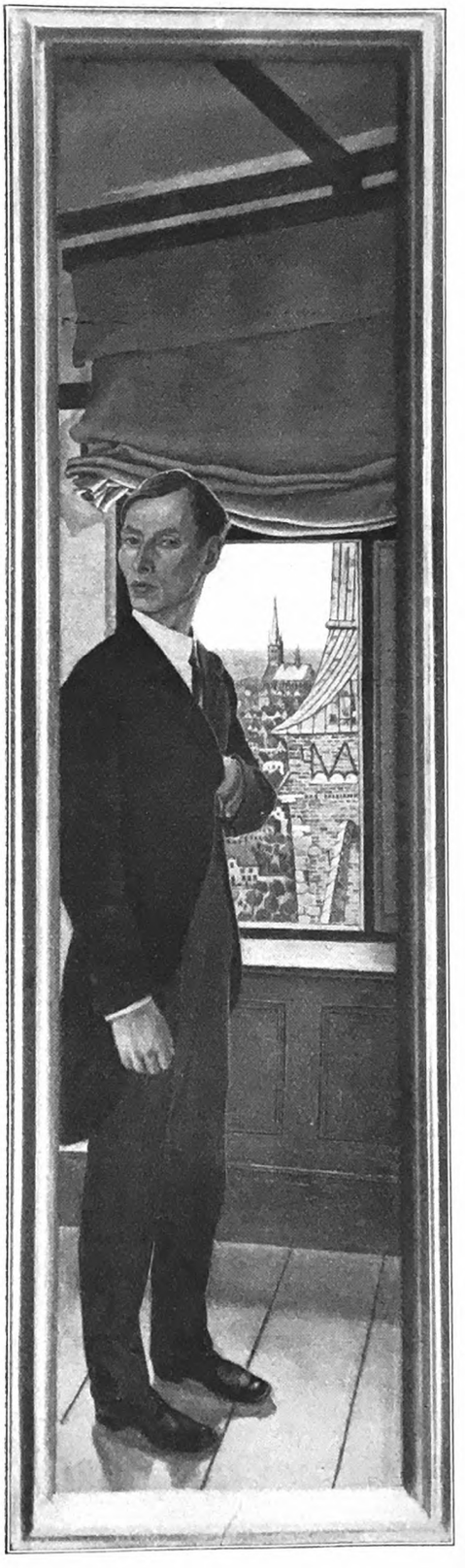
GOTISCHER DOM.

Du steingewordner Schrei aus Hochgedanken
der Sehnsucht, die in ihrem Gott verzückt!
Inbrünstig steigt, beglückend und beglückt,
beseeltes Maß, das Spielwerk deiner Ranken.

Gewölbentsprossen, hingespitzt zur schlanken
und fernsten Nadel bist du tief geschmückt,
bebst auf im Klanggeflute, erd-entrückt.
Die Wetter schlugen, keines sah dich wanken.

Wer greift nach dir? So kühner Herrlichkeiten
Hinschwung vernichtet, Flamme und Gericht
verbrennt die Hände, Asche wird der Fuß.

Du wendest mich zum Weinen. Da — wie Gruß
vertraut, streift mich der Erde altes Schreiten:
durchpflügt, gestillt, ein menschlich Angesicht!



Albert Aereboe **Selbstbildnis**

HERBST UND DÄMMERUNG / VARIATIONEN ZU EINEM THEMA VON A. B. ENNS

Herbst.

Wir lieben den Herbst, wir vier. Es ist jetzt Herbst, unsere Zeit.

Die Stadt liegt hinter den Breiten der Äcker und sandigen Heidehügel. Sie steht im gläsernen, grünen Himmel des Abends, der fallenden Dämmerung, die sich in den Tiefen schon düster lagert, mit scharfer Silhouette.

Vor dem Himmel, dessen feiner Schleier von der untergehenden Sonne in dem beständigen Wechsel von Grün innerlich erglüht, ziehen in weitem Raum der Luft, der sich königlich vor uns ausbreitet, Wolken, die zersprühen. Sie fallen, es sprüht uns feinster Wasserstaub ins Gesicht. Und doch ist es nicht Regen. Vom Zug der Luft in den Höhen werden die aufgelösten Wolken durch den Raum getrieben. Sie ziehen die hinunterfallenden Strähnen nach sich, und hindurch sehen wir den Himmel, zartestes Glühen, gläsernes Meer der Luft.

November. Es könnte Oktober sein, aber aus den dämmerigen Tiefen der Mulden leuchten Wasserspiegel, ragen kahle, struppige Arme der einsamen Bäume herauf — ins Licht, breite Massen des Kiefernholzes dunkeln über dem Ungewissen und ein kalter Gegenwind erschauert uns.

Um uns senkt sich der Abend, der Wolken Leuchten erlischt im stumpfen, kalten, erblaßten Grün. Uns selber faßt der Abend an. Wir wollen verweilen, wollen die Augenblicke aufhalten, die im Wechsel uns forttreiben. Und so eilt unser Schritt der Stadt zu, die schon ihre Lichter anzündet.

Frühe Dämmerung, Abend, Lichter aus tausend Fenstern, Laternen in den tiefen Straßen —: Gesicht unsrer Stadt. Die Kanäle, der Fluß spiegeln den seltsamen Glanz des Gaslichts. Stille Maste auf verlassenem Deck halten uns auf der Brücke fest.

Da steht man und schaut auf das blinde Wasser. Man kehrt sich und eilt weiter. Die Bewegung des fallenden Abends gibt den Schritten und Gedanken Schwingen.

Dämmerzeit. Die Erinnerung lebt auf. Das Schweifen beginnt. Nun ist gut, in geschlossenem Raum zu sitzen, wo die Antwort ruhiger kommt aus der Vergessenheit.

Wir waren wohl alle noch Kinder. Ich reichte kaum über meines Vaters Hüfte und war der größte von vieren. Der verlassene Raum. Wir um den Vater, um den Witwer die Waisen. Und sein Lied „Fern im Süd das schöne Spanien, Spanien ist mein Heimatland, wo die schattigen Kastanien rauschen an des Ebro Strand".

Stimmt es nicht zur Dämmerung? Weckt es nicht jenes wache Schweifen des Traumes, das mich herübergetragen hat aus der Kindheit wie ein Wellenspiel? Dort floß der Quell, rauschte zum erstenmal das Wort auf und trug mich.

Ein Schrei löst unsern Atem aus und macht uns zum lebendigen Geschöpf. Aber von da an nährt uns nicht mehr die Urkraft. Aus tausend Strömen der Welt werden wir nicht nur erhalten, werden wir gebildet, daß in uns selbst das Leben Wohnung nimmt.

War das auch Herbst? Es war Dämmerung. Dämmerzeit, die uns beschwingt. Ich vermöchte es nicht zu sagen, wie sich das Wort mir mit Inhalt gefüllt hat. Es war früher da als Herbst, das weiß ich. Dort gab es nicht Herbst. Es war Sommer. Die lange Dürre tötete das Grün. Braun lagen die Steppen. Kahl standen die Bäume schon im August. Und der Schulmonat, der September, brachte stille Frostnächte. Der Schimmer der Augustnacht mit Sternenfall und wetterleuchtendem Abkühlen war bedrohlich verwandelt. Nebel fielen an den Morgen. Es war ohne Übergang Winter und keine Zwischenzeit hüllte uns ein.

Aber Dämmerungen, geliebte Stunden, verwandt dem Mythos des Herbsts. Es ist, als hätte der Tag gesäumt, als hätte die Zeit gezögert, dahinzugehen. Es ist, als hingen wir damals an diesen Stunden, weil wir die ganze Lust des jungen Daseins durch die Hinauszögerung des Tages in diese späten Stunden verlängerten. Wir konnten nicht müde werden.

Im Winter die dämmerigen Stuben. Zur Nacht wurde noch wieder geheizt. Und durch das ganze Haus, durch alle Winkel ging das Versteckspiel. Wie lebt dadurch jede Ecke, selbst Raumstücke, wie die niedrigen unter den Betten und Bänken, wo ich oft viertelstundenlang lag.

Die Träume der Nacht belebten sich mit der Vorstellung aller Winkel, in die ich mich dann unwiederbringlich verbannt fühlte. Und die Angstschauer des Traumes spielten hinüber ins Dämmerversteckspiel. Gestalten standen im Dunkeln, warteten unter den Möbeln. Und der kindliche Wagemut überstand Gefahren mit ihnen.

Es ist unvergeßlich, wie damals die weißgestrichene Türeinfassung sich zur Gestalt der wiedererscheinenden Mutter verdichtete. Sie war im zweiten Jahre tot. Ich erwachte nachts. Mir fiel der helle Schein ins Auge. Es schnürte mir die Kehle zu, drückte mich nieder in die Bettlade. Der Vater und die Pflegerin standen bei mir und erst ihre Fragen weckten mich soweit, daß ich mein Schreien selber hörte. Ich wies auf die Gestalt, die sie nicht sahen und die nicht wankte. Ich klammerte mich an den Vater und schloß die Augen. Man wollte mich hinlegen. Aber wenn ich hinsah, sah ich sie noch.

— Die Bettlade wurde ausgezogen und der Vater mußte sich zu mir legen.

Die engen, drückenden Räume des Traumes und diese Gestalt leben aus jener Zeit noch.

Und dann die Sommerabende. Erst war es das Haschen, das unermüdliche Wildsein. Ich weiß, daß die Atmosphäre nicht nur uns Kindern, auch den Schwalben dieselbe wilde Lebendigkeit gab. Sie schwirrten durch die Luft mit einem betäubenden Gezwitscher, stießen, oft ohne Grund, zur Erde und schnellten empor, daß ich nur noch die Kurve ihres Fluges erfaßte. Die Mücken schwärmten wie toll über der heimkehrenden Rinderherde. Brüllend stürmten die Kühe auf den Hof an ihren Stand, den sie Sommers unter den Akazien im Freien hatten. Und diese Akazien, die sich voll Sonne getrunken hatten, dufteten, ergossen einen süßen Duft über den Hof, aufreizender als der von Linden.

Als wir alle größer waren und nach Sonnenuntergang die ganze Familie vor der Haustür sich versammelte, der von der Herde aufgewirbelte Staub in dicker unendlicher Wolke vom Dorfe abtrieb, die Frösche vom Fluß her sich hören ließen — es war alles noch mehr als Idylle.

Es wurde viel gesungen. Oft klang aus der Ferne das russische Lied der Knechte. In dem allen bewegte sich der Knabe wie in einem Raum, der zur Feierlichkeit, zur Größe des Gefühls uns bestimmt. Er hing sich nicht an das Einzelne. Das Schwingen des Innern selbst empfand er als seine Lebendigkeit.

Herbst gab es nicht. Der August hatte etwas von Herbst, aber der ist eine Zeit für sich: die Glut des Sommers unvermindert stark, die Abende bestürzend kalt. Zum Herbst gehören Dämmertage. Die schwere weiche Luft der Seewinde, welche präludierend schon im September, auch im Sommer schon herübertreiben, die milde, aber fast körperlich anmutende Luft schont das Laubwerk, netzt die grünen Flächen, so daß sie frischer leuchten. Ein zweiter Sommer ersteht täuschend und unter seiner Gunst färbt sich das Laub. Der ganze Herbst nimmt, gibt und nimmt. Selbst die letzten Tage waren noch trügerisch warm, trotz des November. Gestern gab es eine seltsame Erscheinung. Eine Feuerkugel ging über der Stadt nieder aus sprühenden gelben Gewitterwolken, ein klirrender Donnerschlag erscholl und Hagelschloßen schlugen auf die Dächer und Straßen.

Der Herbst ist mehr als eine Zeit. Die Erscheinungen, die sich in der Bewegung der Zeit aneinandergereiht, verdichten sich zu einer Gestalt. Für die Kinder hat man aus dem Winter einen alten Mann gemacht. Die Gestalt des Herbstes ist nicht so greifbar. Wie jene Dämmerungen aus Kinderzeit suche ich etwas zu erfassen, was fern liegt. Aber siehe, es liegt nah. November ist es, tiefer Herbst. „Seine Traurigkeit stimmt gut zu Erinnerungen.“ Wie trifft dies Wort, gleich einem Stich, ins Herz.

Erinnerungen! . . Nun könnte man erzählen. Es ist eine Zeit, um Reime abzuzählen von wehmütigem Klang. Wie oft tat ich es! Ihr Echo ertönt, die Bilder, die sich daran gereiht, und das Leben, das sie genährt — die vielen Herbstzeiten tauchen auf.

Es war September — kein Herbst wie der —, die Berge noch im Glanz der Sonne, all die Tage. Wir waren wochenlang droben. Von grünen Matten am sanften Hang sahen wir ins Tal, das selbst sich senkte zur kühlen blauen Rhone. Wir lebten wochenlang in der Abgeschiedenheit des Dorfes. Der Firn jenseits der Rhone bot, mit der Sonne, die ihn umkreiste, dem täglichen Blick ein Geschehnis, das außerhalb der eigenen Brust lag. Wolkenringe lagen um die Kuppen und auf dem Talgrund sahen wir ihre Schatten. Wir sahen das zu zweit. Aber vier einzelne Augen blickten, zwei leere zerstreute Sinne nahmen das auf. Nie waren wir zwei Menschen vielleicht so einsam wie da zu zweit. Da hätte der Herbst kommen müssen, auslöschen, was wir vor uns sahen, vernichten, was uns noch Gegenstand gemeinsamen Ansehens war.

Und so kam er. Die Firne umwölkten sich. Oben trieb Schnee. In das Dorf fielen Nebel, die es zu erdrücken drohten. Von den Almen kamen brüllend die überraschten Herden. Und wie die Tiere wurden wir, unsinnig verstört, hinuntergetrieben zur Rhone, zur kleinen Bahnstation, wo jeder nach einer andern Richtung in die Welt fuhr, leer, innerlich verbrannt.

Kein Herbst war bedrohlicher. Und für den Winter blieb nichts. Irgendwo, in großer Stadt, war Herbst, langer, unendlicher Herbst. Die Erinnerung war öde. Und spät, zu früh dennoch stand ich einmal in der kalten Halle des Nordbahnhofes. Die Stadtzüge liefen ein und aus. Fernzüge kamen. Ich war viel zu früh da.

Als er kam, faßten wir beide an seinen Koffer, ein Unding, an dem wir zu zweit genug hatten. Ich führte ihn durch die nächtlichen Straßen. Er mochte ungeduldig das Ende dieses Weges erwarten und mißtrauisch die Chaiselongue, auf die er zu liegen kam. Wir legten uns, er auf die Chaiselongue, ich auf mein Lager. Sprachen wir noch? War er nicht schon abwesend an dem ersten Abend? Fühlte er nicht, was ich in seine Gegenwart setzte? Es war ein herbstliches Vorspiel, wie wir uns so trafen, an Abenden durch weite Straßenzüge zueinander gingen, er oft auf Umwegen, um die innere Stadt, die stickige Luft und die Bettler an den Ecken zu meiden, an denen er nicht vorbei konnte. Herbstabende, die man in ihrer entschwundenen Seltsamkeit wachrufen möchte.

Ich könnte hinüberblicken und fragen: erinnern wir uns noch? Und warum verließ der Mann mich wieder, da ich doch mit dem Herbsterlebnis der Berge allein blieb in der großen Stadt mit den Bettlern, mit all den Wesen, die an den Ecken stehen, mit mir selbst vor allem blieb, um durch einen Winter zu gehen, der mich ausraubte, zum innerlichen Bettler machte?!

Unsere Wege verknüpfen sich und wir ahnen es nicht. Wir lösen sie, ahnungslos, wohin wir selber sie lenken. Der Kehrreim heißt: so ist das Leben.

Die thematische Unerschöpflichkeit des Herbstes wird mir immer rätselhaft bleiben, immer wird sie mich aber auch locken, so daß ich besonders über den Sommer ohne dieses Ziel schwer wegkomme. Der Herbst bringt jedesmal das Unvorhergesehene. Man erwartet nichts mehr. Und dann, immer, auch wenn man auf bekannten Wegen geht, überrascht uns oft das Geringste derart,

daß wir, zurückgewiesen in uns selbst, durch das Geschehnis oder die Erscheinung unseren Wandel, unsere ganze Existenz in irdischer Verbundenheit mit irgendeinem Stück Erde, mit einem bestimmten Menschen, ja mit einer zufälligen Beleuchtung und Tageszeit unlösbar bestimmt sehen.

Unsere Erinnerung weiß solche Fälle, die nun schon mythisch umwölkt sind. Früher Herbst. Ein September und Oktober, die als ganze Zeit epochenhaft waren. Man war sozusagen auf alles gefaßt, die Phantasie war eingestimmt, das Nichtige als das Außergewöhnliche zu begreifen.

Eines Tages gingen wir, Sonntag nachmittags, wo auf allen Wegen die Städter „ausfliegen", von der Straßenbahn über ein gewölbtes Stoppelfeld. Auf der Höhe hielt der Anblick des Laubwaldes uns fest. Wölkige Schauer durchrieselten die sonnigen Wipfel, die Schatten wechselten ihre Stelle, das Licht bewegte sich, als wandelte die Sonne augenscheinlich, während sie doch an dem ruhigen Himmel in beinah starrer Unbeweglichkeit stand. — Ein paar Schritte abwärts, und wir fassen uns betroffen an die Hände. Ein Moorgrund, dessen Gewässer nichts als die Dunkelheit schattiger Tännlinge spiegelt, die wir erst da gewahr werden und die jetzt aber ein dunkles Grün gegen den farbigen hohen Wald stellen, dessen Kontrast erschreckend wirkte. — Noch ein paar Schritte, und im Wasser steht der bleiche Himmel und tiefstes Schwarz der Tannen nebeneinander. Wir stehen, während die andern das Moorwasser umgehen und jenseits zwischen den Tannen durch im Gehölz verschwinden. —

Dieses Verharren hat uns jenen Tag, jene Stunde, den Ort und die Umstände im Gedächtnis erhalten, das sie nun jahrelang trägt und unserm Betrachten als gemeinsamen Besitz vorhält. Damals schwebten wir in einem unbestimmten, unentschlossenen Nebeneinander, und das gemeinsame Erschrecken und Verweilen bei der Erscheinung gab uns die Bestimmtheit des Miteinandergehens, zu dem wir durch ein Ereignis noch bestärkt wurden, das ich noch erzählen will.

Es war zur gleichen Zeit. Der seltene Oktober lockte uns wieder hinaus. Wir gingen von der Haltestelle mitten im Walde etwas aufs Geratewohl von der Straße ins Innere. Die Sonne war hinter uns und die hinunterhängenden Laubverhänge leuchteten in den Tiefen auf. Das Laub unter den Füßen lag tief und sein Geräusch hielt in uns eine Besinnung wach: herbstlich erwartungsvoll. Der Weg hob und senkte sich, so daß man einmal einen nahen begrenzten Blick hatte, dann wieder in die Tiefe des Waldes schaute. So konnte man gehen, miteinander sprechen, und im nächsten Augenblick ahnungslos aufschauen, um von einer ganz besonderen Beleuchtung überrascht zu werden: die Stämme, das spärliche Laub, die Stücke Himmel und dann die vielen freien, rotundenhaften Plätze.

Wir gingen nach einer Stunde des Wanderns zurück zur Straße und, da wir auf die Tram zu warten hatten, hinüber und dem Ort zu, der schon im Dämmern lag. In der Höhe über den halbentlaubten Kronen der Himmel, in dem sich Abendwolken färbten, nahm selber jene gläserne, kühle Klarheit an, davon sich noch kein Stern abheben konnte. Es schien noch zu taghell. Aber im Augenblick dieses Gedankens stand der Stern da, ein unbeweglich ruhig blickendes Auge im grünen Gesicht des Himmels.

Wir eilten dem Dorfe zu, gingen am Försterhause vorbei, suchten in den Fenstern und auf dem Hofe, aber vergebens. Wir gingen eine schickliche Strecke weiter, kehrten um, sahen über den Hof jemand zu den Enten gehen, beschleunigten unseren Schritt und standen rufend am Gatter.

„Wer ist da?" rief es uns entgegen. „Wir", war unsere Antwort. „Wer ihr?" die Gegenfrage ohne ein Zeichen, uns erkennen zu wollen.

Wir sahen sie noch das Geflügel füttern und dann wie in verdrießlichem Entschluß hastig zum Tore kommen. „Was wollt ihr hier?" kam die Frage wie zu Eindringlingen, während wir bestürzt dastanden.

Unsere Antwort und die kurzen Reden hin und zurück könnte ich mit einiger Mühe noch wiederherstellen. Aber ist dies nicht schon der ganze Herbst? Zwei beinahe gedankenlose, schlendernde Menschen wollen einen dritten sehen, ihm ein Wort des Grußes sagen. Es wird Dämmerung, aber die Gesichter sehen sich noch. Und die beiden gehen wieder, in sich zurückgewiesen, mit einer Frage an jenen dritten, die sie unbeantwortet behalten.

Sie steigen in die Straßenbahn und fahren in die nachthelle Stadt.

GEDICHTE VON A. B. ENNS

ABEND

Über der Stadt
wachen dunkel die Türme,
wolkenumdunkelt
wacht verborgener Mond.

Blick ich ins Tiefe,
wandelt schlummerversunken
heimlich der Fluß,
wandelt und spiegelt mein Herz.

Müde des Tags,
fern dämonischen Stürmen
trag ich es
ruhend in Tiefen der Brust.

DIE FREMDE HAND

Auch diese blutdurchrieselt klare Haut
birgt wie des Himmels dünnes Azurblau
verborg'ner ew'ger Sterne große Welt.
Es rieselt drinnen ohne Lärm und Laut.
Schicksale brausen tief und unerhellt . . .
Mein Herz erschrickt ob diesem Aderblau.

Und wieviel Hände greifen in die Welt! . . .
Wenn meine deine Hand erfaßt und hält,
ergreif' ich Schicksal, greifst du's unerkannt.
Und schlingt auch Lieben, Hassen fest das Band,
wir bleiben einsam, erdenangstgequält,
wenn reiner Güte Kleinod uns noch fehlt.

ERWACHEN

Der Morgen naht. Das erste Straßenlicht wird hell.
Der Strahl steigt durch den Vorhangschlitz, wird mein
Gesell,
der ich aus Träumen längst heraufgestiegen bin.

Da schwebt' ich bange zwischen Traum und Ewigkeit,
und streifte ab in meinem Sinn mein Erdenkleid,
den Leib; ich legt' ihn mitleidsvoll zur Erde hin.

Ich sah ihn ohne mich, verwelkend, sich verruhn
von meinem Leben, meinem sinnlos-wirren Tun.
Verfallend hat der Moder wieder tiefen Sinn.

Nun ruht der Leib dort in der großen Mutter Schoß.
Beglückend seh ich ihn von meinem Geiste los.
O mattes Straßenlicht, daß ich noch lebend bin!

JOHANN HEINRICH VOSS

ZUM JAHRHUNDERTGEDÄCHTNIS VON AUGUST LEVERKÜHN

> Ein Mann, wie Voß, wird so bald nicht wieder kommen. Es haben wenig andere auf die höhere deutsche Kultur einen solchen Einfluß gehabt, als er. Es war alles an ihm gesund und derbe, weshalb er auch zu den Griechen kein künstliches, sondern ein rein natürliches Verhältnis hatte, woraus denn für uns anderen die herrlichsten Früchte erwachsen sind. Wer von seinem Werte durchdrungen ist, wie ich, weiß gar nicht, wie er sein Andenken würdig genug ehren soll.
>
> Goethe zu Eckermann am 7. Oktober 1827.

Am Abend des 29. März 1826 verstarb zu Heidelberg nach kurzer Krankheit Johann Heinrich Voß. Dann erst? Mich dünkt, vielen jetzt Lebenden müsse so sein, als gehöre er schon weit länger zu den Abgeschiedenen. Es geziemt sich, seiner zu gedenken. Dieses Jahrbuch für 1925 brachte den schönen Aufsatz von Paul Rahtgens über Eutins Glanzzeit, in der Voß eine wichtige Rolle gespielt hat; wir haben Julius Havemanns hübsche Novelle über Overbeck, Lübecks Bürgermeister, die, mit dem Jahre 1800 beginnend, seine Beziehungen zu Voß schildert, und vor allem: wir haben nicht weit entfernt Eutin selbst mit dem Voßhause, mit dem Schauplatz der Luise. So seien denn die zartesten Verse vorangestellt, die dem Herzen des harten Mannes entquollen sind:

Und nicht lange, so geht in der Dämmerung eins nach dem andern
Müde zur Ruh, von dem Vater im kühlen Lager gesegnet;
Hört süß träumend der Winde Geräusch und des tropfenden Regens,
Schläft und erwachet gestärkt und verständiger. Kinder, wir freun uns
Alle vereint, wenn Gottes verklärterer Morgen uns aufweckt!

Das sagt der ehrwürdige Pfarrer von Grünau, nämlich von Malente am Kellersee, den Voß nach Homerischem Vorbilde beständig mit Du anredet, er, wie Voß selbst, ein ausgemachter Rationalist, freilich ein sehr gutartiger. Wir werden weiterhin besonders bei Vossens Eutinischer Zeit verweilen, „wenn nicht der längsten, so doch der Hauptstation seines Lebens", wie der gelehrte, gründliche Biograph sich ausdrückt, Wilhelm Herbst, vormals Rektor der Landesschule Schulpforta. Bezeichnend ist es, wenn dieser wackere Mann im Vorworte zum ersten Bande vom 15. Dezember 1871 unumwunden zugesteht, nicht die Liebe zu dem von ihm Geschilderten sei es gewesen, die ihn zu seinem Unternehmen getrieben habe, sondern Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe, die Voß und seinem Wirken gebühre.

Am 20. Februar 1751 wurde dem Schänkwirt, vormaligem Kammerdiener eines Lübeckischen, selbstverständlich lutherischen, Domherrn als ältestes von fünf Geschwistern zu Sommersdorf in Mecklenburg ein Söhnchen geboren. Das ist unser Dichter. Der Vater gelangte zu einigem Wohlstand; in seinem früheren Dienste war er für damalige Verhältnisse recht weit in Europa umhergekommen. Schließlich verarmte er völlig. Der Großvater des Dichters war noch Leibeigener gewesen, wie sich denn in Mecklenburg alte Zustände der Hörigkeit besonders lange erhalten haben. Johann Heinrich geriet in drückende Verhältnisse seines Heimatlandes hinein. Daher zumal rührt sein späterer Adelshaß, der allerdings nicht mit einer der modernen Arten verwechselt werden darf und der mit der Zeit eine einzige, bedeutungsvolle Ausnahme bekommen sollte.

Im April 1772 bezog er die damals regsamste Universität Deutschlands, nämlich Göttingen, um sich, besonders unter des Philologen Heyne Förderung, der alten Literatur zu widmen. „Sein Abschied von der Heimat war ein Abschied für immer; nur vorübergehend und besuchsweise hat Voß das Land seiner Väter wiedergesehen." Göttingen wurde für ihn der erste wichtige Aufenthalt. Der Stern Klopstocks leuchtete damals hoch am deutschen Dichterhimmel. Im Aufblicke zu ihm ward am 12. September 1772 der Hainbund gestiftet, eine lose Verbindung von Studiosen, die alle Klopstock huldigten. Voß war Mitgründer und blieb auf die Dauer das Haupt, auch als die Genossen sich nach und nach zerstreuten; er überlebte sie alle. Nur zwei Poeten von ungewöhnlicher Bedeutung gehörten ihm an, als wichtigster Gottfried August Bürger, nächst ihm der früh verstorbene Ludwig Hölty. Vorerst aber schwelgte man in Freundschaft, besonders als Klopstock selbst den Bund mit seiner Mitgliedschaft beehrte, und die Grafen Stolberg, Christian und Friedrich Leopold, ihm beitraten. Beide waren keineswegs verstockte Aristokraten, sondern, freilich nur in der Theorie, Tyrannenmörder, sie paßten also vorzüglich in den Bund. Mit ihnen scheint es zu dem freundschaftlichen Du nicht gekommen zu sein, bestimmt nicht bei Voß.

Als dessen Göttinger Studien beendigt waren, siedelte er für wenige Jahre nach Wandsbek über und schloß dort am 15. Juli 1777 den Lebensbund mit Ernestine Boie, der Tochter eines Flensburger Hauptpastors und Schwester eines Hainbundgenossen. Diese Frau war ihm an Gemüt und Charakter überlegen, sie verstand, ihn zu nehmen und richtig zu behandeln. Er, dessen Schroffheiten, wollte ich davon erzählen, viele Seiten füllen würden, nahm das

auf in tiefer Dankbarkeit. An seinem letzten Geburtstage sagte er zu ihr nach neunundvierzigjähriger glücklicher Ehe: „Du bist mir noch immer eine Braut." Sie ist das Vorbild seiner Luise, wie ihr Vater das des Pfarrers von Grünau.

Im September 1778 wurde Voß von allen „Patronen und Provisoren" der gelehrten Schule zu Otterndorf im Lande Hadeln zum Rektor gewählt. Dieses Land regierte so zu sagen sich selbst, es waltete dort eine Art von republikanischer Selbständigkeit, die sich dennoch vertrug mit dem aristokratischen Stolze des vor dem ärmlicher gestellten Manne der Geest bevorzugten Marschbauern. Es fehlte nicht an geistigen Interessen unter diesem stolzen Bauerngeschlechte, von denen bezeichnende Züge überliefert sind. Poesie gab es allerdings dort nicht. Als Voß, schon damals mit homerischen Studien eifrig beschäftigt, eine gewisse Tür im Palaste des Odysseus endlich gefunden zu haben glaubte, gratulierte ihm abends im Rathauskonzerte der Bürgermeister zu der neu entdeckten Tür im Rektorhause.

Schon im November 1781 neigte die Otterndorfer Zeit, schließlich von Marschfiebern, die man heutzutage Malaria nennt, schwer beeinträchtigt, sich wieder ihrem Ende zu. Friedrich Leopold Stolberg war damals „würklich dienstleistender Oberschenk" zu Eutin. Dieses Städtchen von kaum zweitausend Einwohnern war, wie Paul Rahtgens darlegt, „ein Versorgungsplatz für nachgeborene Prinzen aus der Gottorper Linie des schleswig-holsteinischen Herzogshauses". Peter Friedrich Ludwig war der dortige Fürst der Vossischen Zeit. Ihm verdankt Eutin, wegen der hochstämmigen Rosen fast an jedem Hause die Rosenstadt genannt, den überaus anmutigen Schloßpark. Indessen auch abgesehen davon gehört es dem von der Natur herrlich geschmückten Osten Holsteins an. See reiht sich an See, alle umgeben von dem reichen Grün ihrer Schilf-, Binsen- und Rohrstrecken, etliche auch von gewaltigen Buchenwäldern. Dort also zog der Dichter ein am 21. Juli 1782, aufs wärmste begrüßt von Friedrich Leopold und seiner anmutigen Gattin Agnes, der nur ein kurzes Erdendasein beschieden war, ein Dasein jedoch, welches Voß, abweichend von sonstiger Unart, zeitlebens heilig gehalten hat. Indessen schon im Juni 1783 vertauschte Stolberg sein Eutinisches Amt mit einem andern, was aber seiner Freundschaft mit Voß keinen Abbruch tat. Später kehrte er als Präsident der Regierung und des Konsistoriums nach Eutin zurück, auch dann noch, trotz nun hervortretenden adligen Gebahrens, mit Voß eng befreundet. Erst im Mai 1784 konnte dieser das von der Regierung angekaufte Haus beziehen, welches noch heute nach ihm heißt. Später bekam er den Titel Hofrat, der ihn über den Stand fürstlicher Kammerdiener emporhob. Seltsam ist es nun, wie das Schulamt seiner Persönlichkeit nicht das wesentliche Gepräge gab. Man würde nicht richtig sehen, wenn man in ihm vornehmlich den schulmeisterlichen Pedanten suchen wollte. Vielmehr sein Lebensinhalt war die Häuslichkeit, war gelehrte Beschäftigung und eine überaus tätige Muße, war vor allem die Dichtung, in welcher er sich leider für weit größer hielt, als er war.

Hier nun knüpfen wir an zur Betrachtung des Werkes, in dem, neben der Wirksamkeit des Übersetzers, Voß fortlebt, zur Betrachtung seiner Luise. Dieses „ländliche Gedicht in drei Idyllen", wie er selbst es nennt, wurzelt schon in der Otterndorfer Zeit, beendigt ward es in Eutin, es ist, wie Herbst mit Recht betont, vollendet worden „unter den begeisternden Eindrücken der Eutiner Landschaft". Ich halte das Gedicht in seiner ersten, noch nicht von dem Verfasser selbst unglücklich zerdehnten Fassung, heute noch für durchaus lesenswert. Allerdings fehlt es darin an Handlung; der Hauptsache nach wird geschmaust, und zwar in einer für ein ländliches Pfarrhaus erstaunlichen Fülle, auch ist nach alter Hainbundüberlieferung viel vom Rauchen die Rede. Was freilich die Idyllen-Poesie betrifft, so steht es damit eigen. Als unerreichtes Muster galt in jener Zeit Theokrit, der in Syrakus geborene. Dieser war nun keineswegs ein Naturdichter in dem Sinne, wie man etwa von Naturburschen redet, er war im Gegenteil ein alexandrinischer Kunstdichter überlegtester Art. Eduard Schwartz hat das in der zweiten Reihe seiner Charakterköpfe aus der antiken Literatur, soweit es sich überhaupt noch aufhellen läßt, geistreich entwickelt. Sind nun also Vossens drei zusammengehörige Idyllen keine Sprossen aus griechischen Wurzeln — was macht es schließlich aus? Darin, was er Idylle nennt, in all der anmutigen Kleinmalerei, ist er Meister. Höher vielleicht noch, als die Luise, steht der siebzigste Geburtstag von 1771. Und die Luise, sollten wir ein Gedicht nicht ehren, das Goethe so gern hatte, das er noch 1804 vorzulesen liebte, einmal, wie ein Augenzeuge berichtet, mit Tränen im Auge abbrechend? Er selbst nahm, wie er in seiner kurzen Betrachtung über Individualpoesie mitteilt, den von Voß gesponnenen Faden in Hermann und Dorothea auf, er selbst besprach die 1802 gesammelt erschienenen lyrischen Gedichte des Freundes in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung, doch ist trotzdem von diesen keines lebendig geblieben, abgesehen eben von den Idyllen.

Hermann und Dorothea, nachmals von Platen der Stolz Deutschlands und die Perle der Kunst genannt, kann heutzutage nicht mehr, wie einst, als eine geringe Nachahmung der Luise gelten. Es ist schlechthin unübertrefflich, wie Goethe die Begebenheiten eines einzigen Tages vom Nachmittage bis zum Abend in Handlung verwandelt, in eine belebte, durch feine Charakterisierung der Personen gesteigerte Handlung, die doch den von Voß angeschlagenen idyllischen Ton nicht verläugnet. Um nur weniges hervorzuheben: was kann schöner sein, als der vierte Gesang, wenn die Mutter dem Sohne, der sich verdrossen entfernt hat, durch den Weinberg und das Feld nachgeht; sodann, wie ist der Pfarrer, nicht minder ein Rationalist, als der von Grünau, behutsam und unaufdringlich gezeichnet! Kam Voß in der Beurteilung dieses Meisterwerkes nicht weiter, als zu der Bemerkung, es werde, trotz einiger unübertrefflicher Stellen, seine Luise nicht in Vergessenheit geraten lassen, so trifft das niemand anders, als ihn selbst. Schiller teilte dies an Goethe mit in seinem Brief aus Jena vom 23. Februar 1798, hinzufügend: „Man sieht, daß er auch keine entfernte Ahnung von dem inneren Geiste des Gedichts und folglich auch keine

vom Geiste der Poesie überhaupt haben muß, kurz keine allgemeine und freie Fähigkeit, sondern lediglich seinen Kunsttrieb, wie der Vogel zu seinem Nest und der Biber zu seinen Häusern.“ Goethe entgegnet am 28. Februar 1798: „Daß Voß mein Gedicht nur se defendendo genießt, tut mir Leid für ihn, denn was ist denn an unserm ganzen bischen Poesie, wenn es uns nicht belebt und uns für alles und jedes, was getan wird, empfänglich macht? Aber Voß ist am Ende denn doch überzeugt, daß er ganz allein Hexameter machen kann und soll.“

Übrigens war Schiller der Vossischen Luise durchaus geneigt. In den Xenien von 1797 heißt es von ihr:

Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen,
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Altertums nach.

Der Hexameter ist der dritte im neunten Gesange der Odyssee nach Vossens Verdeutschung von 1781, den Pentameter fügte Schiller hinzu. „Töne des Altertums“ — der Mund war im Hinblick auf die Luise doch etwas voll genommen. Hinsichtlich der ganzen Poeterei Vossens machte Friedrich Schlegel die boshafte, doch nicht ganz unzutreffende Bemerkung, in der Luise sei Voß ein Homeride, hingegen sei Homer in Vossens Verdeutschung ein Vosside. Schiller, dem es einigermaßen peinlich war, wie in den Xenien Voß allein gelobt, andere Literaturgrößen jedoch übel gezaust wurden, ging in seiner Abhandlung über die sentimentalische Dichtung von 1796 noch weiter. Hier sagt er:

Noch kürzlich hat Herr Voß in seiner Luise unsere Literatur nicht bloß bereichert, sondern auch wahrhaft erweitert. Diese Idylle, obgleich nicht durchaus von sentimentalischen Einflüssen frei, gehört ganz zum naiven Geschlecht und ringt durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den besten griechischen Mustern mit seltenem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu hohem Ruhme gereicht, mit keinem modernen Gedicht aus ihrem Fache, sondern muß mit griechischen Mustern verglichen werden, mit welchen sie auch den so seltenen Vorzug teilt, uns einen reinen, bestimmten und immer gleichen Genuß zu gewähren.

Ein solches Lob mußte denn freilich verblassen, als Hermann und Dorothea glänzend hervortrat.

Schillers persönliche Beziehungen zu Voß blieben freundlich, zumal als dieser nach Jena übersiedelte. Nachdem Schillers jüngstes Kind Emilie 1804 geboren war, wählte der Vater Voß zum Paten; dieser gab der Kleinen den Namen Luise. Herangewachsen heiratete sie den Freiherrn Adelbert von Gleichen-Rußwurm; durch sie pflanzt Schillers Geschlecht sich fort. Rührend ist, wenn Schillers Witwe bekennt, die Art, wie Voß bei seinem Abschiede von Jena sie getröstet, habe ihr „den ersten frohen Moment wiedergegeben und Mut, das Leben zu ertragen“.

Doch es ist Zeit, dem Übersetzer Voß uns zuzuwenden. Klopstock hatte 1748 mit den ersten Gesängen des Messias uns Deutschen den Hexameter geschenkt, unleugbar einen recht mangelhaften. Andere folgten ihm, so Bodmer in Zürich, so Friedrich Leopold Stolberg. In den ersten Monaten des Jahres 1777 begann Voß, der siebenundzwanzigjährige, derzeit in Wandsbek, die Odyssee zu übersetzen. Der Sinn für strenges Zeitmaß, für geregelte Wort- und Tonbewegung, war ihm angeboren; Form und Klang des Hexameters hatte früh sich ihm eingeprägt. In treuer Arbeit, mancher Widerwärtigkeiten unerachtet, blieb er bei dem Werke. Dreimal im Laufe seines langen Lebens hat er mit den zierlich kräftigen Zügen seiner Hand die deutsche Odyssee niedergeschrieben. Er wahrt die dem Übersetzer einzig geziemende Mittelstraße, von welcher aus er die Sprache, der das Gedicht entstammt, und diejenige, der es angeeignet werden soll, gleichmäßig überblickt und die Rechte beider gegen einander abwägt. Auch für die deutsche Sprache besaß er feinen Sinn, auch auf sie verwandte er den unermüdlichen Fleiß, der ihm zeitlebens eigen war. Das bezeugt ihm kein geringerer, als Jacob Grimm in der Vorrede zum Deutschen Wörterbuche vom 2. März 1854. Ein Enkel Vossens hatte ihm dessen Beischriften zu früheren Wörterbüchern mitgeteilt, Grimm lobt die immer treffende, lehrreiche Auswahl und schließt diesen Absatz der Vorrede mit der schönen Anerkennung: „Fortwährend vor Augen zu haben, was der um unsere Sprache hochverdiente Mann sorgfältig für sie sammelte, ist wohltuend und erhebend.“ Als nun Ende 1781 die Odyssee erschien, „hätte“, wie Michael Bernays bemerkt, „die Anerkennung, die von allen Seiten ihm entgegenkam, auch dem stolzesten Autor Befriedigung gewähren müssen“. Ich entnehme das der Einleitung zu dem Neudrucke von 1881. Wie der entstanden ist, will ich erzählen, denn unterließe ich es, ginge das Geschichtchen verloren. Der Nationalökonom Wilhelm Roscher in Leipzig, mein unvergeßlicher Gönner, wurde alljährlich von einem Reisenden Cottas, wo seine Werke sämtlich erschienen, aufgesucht. Da sagte, wohl 1879, Roscher zu diesem, Cotta möge sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, zur Jahrhundertfeier einen Neudruck zu veranstalten, denn Vossens erste Ausgabe sei die beste von den fünf, die er, immer genauer, immer hölzerner werdend, selbst herausgegeben habe. So ist es wirklich, auch hat keine andere sie übertroffen; etliche Vossische Wendungen sind zum Gemeingut unseres Volkes geworden.

Zwanzig Jahre lang sahen die Eutiner ihren Rektor, von dessen Ruhme sie allmählich eine Ahnung bekamen, an jedem Wochentage von seinem Hause zur Schule wandeln: einen langen, hageren Mann mit dreieckigem Hute, stahlblauem Rock und schwarzen Kniehosen, blau und weiß geflammten Baumwollstrümpfen, Schuhen mit silbernen Schnallen, in der Hand ein spanisches Rohr, unterwärts angefaßt, völlig eine Gestalt des achtzehnten Jahrhunderts. Es gibt eine artige Geschichte, nur Sage jedenfalls, aus dieser Zeit. Eines Nachts bricht irgendwo ein Brand aus. Der Nachtwächter tutet gewaltig, um die Einwohner aufzuschrecken oder zu beruhigen, je nach dem. Ein oberes Fenster im Rektorhause wird geöffnet, sorglich spricht der Hausherr selbst hinunter:

Sage mir, Wächter der Nacht, mit Bezug auf das Feuer: wo ist es?

Dieser, hexametrisch geschult, ruft hinauf:

Mann im Rocke des Schlafs, mit Bezug auf das Feuer: ich weiß nicht.

Indessen dem Rektor wurde sein Amt immer quälender, Kränklichkeit kam hinzu, im Mai 1802 bat er, einundfünfzigjährig, um seinen Abschied. Der Fürstbischof entließ ihn in Gnaden und bewilligte ihm eine ansehnliche Pension. Was ihn am tiefsten verwundet hatte, wird später nochmals zu berühren sein: am 1. Juni 1800 war Friedrich Leopold Stolberg zu Münster katholisch geworden, ohne Zweifel aus Überzeugung.

Voß wählte Jena zu seinem Ruhesitze. Hier fühlte er sich neu belebt. Es gab manche, die von seiner Annäherung an Goethe viel erwarteten, die hofften, wie er einst zu Klopstock als zu einem höheren Wesen emporgeblickt hatte, so werde er nun an dem Größeren sich erheben. Überdies war die Nähe des geschätzten Mannes Goethe sehr willkommen. Allein es ging nichts in Erfüllung, Vossens Produktivität war und blieb erloschen. Zu großem Verdrusse Goethes, der am 9. Mai 1805 Schiller verloren hatte, verließ Voß schon am 8. Juli 1805 Jena wieder, um in Heidelberg den letzten und längsten Aufenthalt zu nehmen. Nicht als Hochschullehrer zog er nach der Neckarstadt, nur um dort gegen die hohe Pension von tausend Gulden der aufblühenden Universität den Glanz seines Namens als Dichter und Forscher zu verleihen.

Trotzdem ist die Heidelberger Zeit die unerfreulichste seines Lebens. Schon war, längst vor den Befreiungskriegen, die Romantik emporgekommen. In Heidelberg stellten Arnim und Brentano des Knaben Wunderhorn zusammen, dort verfaßte Brentano sein anziehendes Lied von eines deutschen Studenten Ankunft in Heidelberg, dort lehrte Görres, damals noch frei und großherzig. Für alles das hatte Voß nicht den geringsten Sinn. Er sah nicht, wie durch die Romantik ein neues, wertvolles Gebiet unseres Geisteslebens eröffnet werde, vielmehr blieb er halsstarrig der einseitige Verfechter des vergangenen Jahrhunderts. Auch dieses hatte allerdings einen wirksamen Kämpen in dem Theologen Paulus, einem überzeugten, führenden Rationalisten, der ganz nach Vossens Herzen war. Im Bunde mit ihm verfaßte er seine berüchtigte Schrift: Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?, eine Schrift, die ausgesprochener Maßen den achtzehn Jahre lang verschwiegenen Groll wegen des Übertritts des alten Freundes zum katholischen Glauben der Öffentlichkeit preisgibt. Und wie preisgibt! Nicht durch weitumfassende, große Gedanken, sondern durch kleinliche Auftischung Eutiner Vorkommnisse, die zum Teile noch viel weiter zurücklagen. Ich habe selten etwas so abstoßendes gelesen. Es ist erschütternd, wenn man auf der Titelseite des Exemplars in der Lübecker Stadtbibliothek die sauber geschriebene Widmung sieht:

Meinem lieben Overbeck. J. H. Voß.

Der Verfasser fühlte also nicht, er ahnte nicht, wie diese Schrift auf den wirken mußte, dessen Sohn Friedrich, der Maler, etliche Jahre zuvor in Rom gerade so aus Überzeugung, wie einst Stolberg, katholisch geworden war. In der Tat, mit Recht hatte bei einem Wiedersehen in Heidelberg Goethe Vossens Charakter „versteinert" gefunden. Kein Wunder auch, daß dieser mit dem sog. Symboliker Creuzer nach anfänglich freundlichen Berührungen in die bitterste Fehde geriet, platzten doch hier Grundanschauungen über Mythologie unvereinbar auf einander. Creuzer nannte des Gegners benachbarte, burgartige Behausung das Timonium, anspielend auf jenen athenischen Menschenhasser, dem Shakespeare ein sonderbares Trauerspiel gewidmet hat.

Man könnte geneigt sein, den mürrischen, unverträglichen Greis, der seine Zeit nicht mehr verstand und dem seine Zeit das mit gleichem Unverständnis vergalt, nun kurzweg links liegen zu lassen, wenn es nicht lohnte, über sein Zerwürfnis mit Stolberg noch einen Großen zu hören, Goethe nämlich. Dieser arbeitete von 1819 an die Annalen oder Tages- und Jahreshefte aus; wie er selbst sagt „als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse". Sie erschienen erst 1830. In ihnen werden Jahre und Jahresgruppen sehr ungleichmäßig behandelt, es birgt sich darin aber ungemein Anziehendes. Aus dem Abschnitt über 1820 sei denn wenigstens auszugsweise mitgeteilt, was Goethe über die „Mißhelligkeit" zwischen Voß und Stolberg sagt, die ihm „zu mancherlei Betrachtung Anlaß gab". Er kannte ja den Grafen und dessen Bruder Christian aus frischen Jugendtagen, von der ersten Schweizerreise her; wie später Voß ihm nahegetreten, ist erzählt worden. Goethe vergleicht nun zunächst allmählich immer wachsende Unannehmlichkeiten in langjährigen Ehen mit solchen, die manchmal in der Jugend geschlossene Freundschaften bedrohen, dann fährt er fort: „Bedenkt man die Beschwerden von Voß gegen Stolberg genau, so findet sich gleich bei ihrem ersten Bekanntwerden ein Unterschied, welcher keine Ausgleichung hoffen läßt. Zwei gräfliche Brüder, die schon beim Studentenkaffee durch besseres Geschirr und Backwerk bevorzugt werden, deren Ahnenreihe sich mannigfach im Hintergrunde bewegt — wie kann mit solchen ein tüchtiger, derber, abgesonderter Autochthon in eine wahre, dauernde Verbindung treten? Auch ist die beiderseitige Beziehung höchst lose: eine Art von jugendlich-liberaler Gutmütigkeit mit vorwaltend schöngeistiger Neigung versammelt sie, ohne sie zu vereinigen, denn was richtet ein bischen Meinen und Dichten gegen angeborene Zustände, Eigenheiten und Lebenshaltung aus! Hätten sie aber nach der Universitätszeit nordwärts und südwärts verschiedene Bahnen eingeschlagen, so wäre ein gewisses Verhältnis durch Briefe und Schriften allenfalls noch fortzuerhalten gewesen. Allein örtlich kommen sie einander nahe, werden wechselsweise verpflichtet zu Dienst und Dank; nachbarlich wohnen sie, die Geschäfte bringen Berührungen, und, im Inneren uneins, zerren sie an elastischen Banden sich unbehaglich hin und her. Daß eine solche Quälerei so lange ausgehalten, eine solche Verzweifelung durch Jahre getragen werden konnte, wird nicht einem jeden leicht verständlich sein. Meinerseits bin ich überzeugt, die liebenswürdig-vermittelnde Wirkung der Gräfin Agnes habe dieses Wunder bewerkstelligt. In ihren blühenden, schönsten Jahren durfte ich selbst mich ihrer anmutigen Gegenwart erfreuen, durfte in ihr ein Wesen kennen lernen, vor dem alsobald alles Mißwillige, Mißklingende sich auflösen und verschwinden mußte. Sie wirkte aus frei-heiterem, persönlich-harmonischem Übergewicht. Ich habe sie niemals wiedergesehen, aber in allen Beziehungen erkenn' ich sie vollkommen als die

Vermittlerin zwischen Gemahl und Freund. Nicht ohne Bewußtsein, nicht ohne Gefühl ihrer klaren Überlegenheit steht sie zwischen beiden Unfreunden und spiegelt ihnen das mögliche Paradies vor, während sie selbst innerlich schon die Vorboten der Hölle gewahr werden. Doch die Göttliche eilt zu ihrem Ursprunge zurück; Stolberg sucht nach einer verlorenen Stütze, und die Rebe schlingt sich zuletzt um das Kreuz. Voß hingegen wird von dem Unmut übermeistert, den er schon so lange in seiner Seele trug, und schildert uns ein beiderseitiges Ungeschick als ein Unrecht jener Seite. Stolberg mit etwas mehr Kraft, Voß mit weniger Störrigkeit hätten es nicht so weit kommen lassen: wäre auch eine Vereinigung nicht mehr möglich gewesen, die Trennung würde doch leidlicher und läßlicher verlaufen sein. Beide sind zu bedauern; sie wollten den früheren Freundschaftseindruck wahren, nicht bedenkend, Freunde, die am Scheidewege sich noch die Hand reichen, seien von einander schon meilenweit entfernt. Gar wunderlich verargt Voß dem andern die Verheimlichung dessen, was nicht auszusprechen war, und was, endlich ausgesprochen, die verständigsten, gesetztesten Männer tief erschütterte. Wird man jedoch die Sache künftig noch für so wichtig halten, wie sie jetzt erscheint? Ich weiß es nicht, aber ein gleicher Skandal wird ganz gewiß eintreten, wenn immer Katholizismus und Protestantismus, wären sie auch noch so lange im Trüben neben einander hergeschlichen, plötzlich einmal in einen schreienden Widerstreit geraten."

So Goethe, hoch erhaben über beiden „Unfreunden", mit einer Leidenschaftslosigkeit und Ruhe, die man, ohne dem oft mißbrauchten Wort Unrecht zu tun, getrost olympisch nennen kann.

Doch nun zum Schlusse kehren wir nochmals nach Eutin zurück, nach dem Voßhause, wo vor Zeiten so glückliche Jahre verlebt worden waren! Unter Emanuel Geibels Gedichten und Gedenkblättern handelt eins von Eutin. Der dritte Abschnitt lautet:

Die lange Straße geht's hinab; zur Rechten bleibt
Der Sitz der Stolbergs, stattlich, wie der Adel baut,
Mit Steingesims und Wappenschildern ausgeziert.
Doch nah dem Tor, im Lindenschatten, winkt mir dort
Am Bug der Gasse stillzustehn ein ander Haus,
Bescheid'nen Ansehns, aber gern von mir gegrüßt:
Das Haus, in dessen seebespültem Garten einst
Am Sommerabend, voll idyllischer Heiterkeit
Aus ird'ner Pfeife Wölkchen dampfend, Heinrich Voß
Im Schlafrock zwischen Fliederbüschen wandelte.
Sei mir gepriesen, Alter, der den Knaben du,
Ein treuer Dolmetsch, in die sonnige Fabelwelt
Der Griechen führtest, wenn sich auch ihr Goldgeweb'
Ein wenig unter deiner Hand vergröberte,
Und oft zu schwer Joniens flüssige Weise dir
Von niederdeutscher Lippe quoll. Luisens auch
Gedenk' ich gern, um deren ländlich Angesicht
Voll derber Frische manch homerisch Lächeln spielt;
Nicht zu vergessen, daß an ihr emporgelehnt
Die schönere Schwester, Dorothea, uns erwuchs,
Von anderm Vater freilich, dessen Hoheit ihr
Die Stirn umleuchtet, aber ihre Schwester stets.

ZWEI GEDICHTE VON JOHANN HEINRICH VOSS

DIE ABENDSTILLE

(1795)

Schön vom Abend, schön
Glühen Wald und Höhn,
Glüht die Zitterwelle,
Wo der Schwan auf Golde schwimmt;
Und dem Ostgewölk entglimmt
Rot des Mondes Helle.

Haucht in warmer Luft,
Haucht des Grases Duft,
Das in Schobern stehet.
Um uns her am Wassersaum
Regt sich Halm und Blättchen kaum;
Nur die Pappel wehet.

Hier zum Duft des Heus
Duften, rot und weiß,
Ros' und Nachtviole;
Hier, an gelber Blüte reich,
Hochgerankt von Zweig auf Zweig,
Schlanke Kaprifole.

Auf umbüschter Bank
Tönt uns still Gesang
Ferner Nachtigallen.
Still auch säuselt Laub und Ried:
Still soll Harfenton und Lied
Durch die Still' erschallen.

Kindlein, unbewußt,
Horchen auf mit Lust
Nach dem süßen Klange;
Aber Jungfrau, Mann und Greis,
Von des Liedes Seele heiß,
Stehn, und sinnen lange.

AN SELMA

Denkt ein Mädchen an mich? Balsamischer duftet der Garten
Nach dem Regen, und Glanz träufelt am grüneren Busch.
Aber ich hefte den Blick auf den Bach, der voller hinabstürzt,
Gleite sanft wie ein Traum gegen die schäumende Flut,
Und mein horchendes Ohr hört leisen Laut, wie des Mädchens
Liebe seufzendes Ach, tief in des Falles Geräusch.
Denkt mein Mädchen an mich? und erfüllt mit zitternder Ahnung
Hier im Blumengedüft, etwa ihr Engel mein Herz?
O so beschwör' ich dich bei des Mädchens reinster Empfindung,
Die ihr mit Himmelswonn' Augen und Wangen verklärt;
Zeige mir die Gestalt der Herrlichen, welche voll Tiefsinn,
Fern auf verlassener Flur, ihres Erkorenen denkt!
Irrt sie im bunten Tale, von frohen Gespielen genötigt,
Stumm, den grünen Hut über die Augen gesenkt;
Pflückt ohn' Absicht Blumen, und springt itzt freudig zur Blüte
Jenes Hollunders, der einst unsere Küsse verbarg?
Oder zum rieselnden Quell, den in hohler Hand sie bei Mondschein
Einst zu trinken mir bot? Spielet sie zögernd im Quell,
Unachtsam des Getändels um sie; und lispelt vergebens
Ihr die Freundin ins Ohr: Mädchen, du bist ja so still?
Oder sitzt sie einsam im grünen Dunkel der Laube,
Auf der Stelle, wo einst mir an dem Herzen sie lag?
Die ihr die sonnigen Blätter mit duftender Kühle durchatmet,
Weht mir den Rosenbusch, freundliche Weste, zurück!
Ach! sie lehnt die Stirne, von braunen Locken umflattert,
Hingesenkt auf die Hand, an den gebogenen Ast;
Tränen netzen die Hand und die glühende Wange, sie seufzet,
Nennet mich, und schwer zittert ihr Busen empor.
Selma, Selma! weine nicht so! Du weinest um mich zwar;
Aber es bricht mir das Herz, Beste, dich weinen zu seh'n.
Der mit segnendem Blicke so ähnlich unsere Seelen
Schuf, so wunderbar uns beide vereinigte, Gott,
Unser Vater, beschied uns Trennungen; aber nicht zürnend!
Bald vereint uns, bald! wieder ein ewiger Bund!
Still! sie atmet leis', auf die müde geweinten Wimper
Gießt mein Genius ihr duftigen Schlummer herab,
Und umstrahlt ihr den Geist mit des heiligen Tages Erscheinung,
Der den Locken der Braut Rosen und Myrten umflicht:
Atemlos umarmt sie des Bräutigams Bild, und mit holdem,
Wollust schmachtendem Laut drückt sie ihn fester ans Herz,
Bebt; und wie Abendrot auf regenbeträufelter Rose,
Schimmert ein Lächeln sanft über ihr nasses Gesicht.

EDVARD MUNCH UND SEINE BEZIEHUNGEN ZU LÜBECK VON CARL GEORG HEISE

Die Wertschätzung der Kunst Edvard Munchs steht in ihrer zweiten Blüte. Das ist so zu verstehen: In den frühen neunziger Jahren, als in Berlin zum ersten Mal die Bilder dieses seltsamen Norwegers erschienen, da waren sie eine umstrittene Sensation, zugleich erbitterte Ablehnung und begeisterte Zustimmung auslösend. Sie schienen gegen die Zeit gemalt zu sein. Heute ist Edvard Munchs Werk dem Streite der Meinungen entrückt. Erscheinen Bilder von ihm — ein seltenes Ereignis — auf unseren Ausstellungen, so wird dem Beschauer deutlich fühlbar, wie hier bereits alles im Keim bereit liegt, manches gar schon vorausahnend erfüllt ist, was in drei kämpfereichen Dezennien die deutsche Malerei auf breiterer Linie sich erobert hat. Er hat als einer der großen Vorläufer schon heute seinen bestimmten Platz in der Geschichte der europäischen Kunst. Damals nun und heute ist der Name Lübecks eng mit der Geschichte seines Ruhms verknüpft. Hier hat Munch um die Jahrhundertwende seinen ersten Förderer großen Stils gefunden, hier haben ein Menschenalter später eine Anzahl seiner Hauptwerke in gesondertem Museumsraum eine bleibende Stätte gefunden — Grund genug, sich gerade in Lübeck mit dem Wesen dieser bedeutsamen und edlen Gestalt vertraut zu machen.

Munchs Leben ist rasch erzählt. Geboren ist er im Jahre 1863 in Löiten in Hedemarken als Sohn eines Arztes. Sein Großvater war ein hoher Geistlicher, sein Onkel ein berühmter norwegischer Historiker. Früh unterbricht er die Ausbildung als Techniker und wird Schüler der Kunst- und Gewerbeschule in Kristiania. Christian Krogh, der rasch sich durchsetzende norwegische Naturalist, war der Führer des Künstlerkreises, dem Munch sich anschloß. Alle diese jungen Maler hatten, wie Munch selbst sich ausdrückt, „auf ihren Flügeln etwas von Paris". Von dort erwartete man das Heil für eine neue Kunst. Zuerst 1885 für nur kurze Zeit, dann ab 1889 für länger, lebte auch Munch in Frankreich. Vorher aber, im Sommer 1888, hatte er eine einsame Zeit in Aasgaardstrand am Kristianiafjord verbracht. Damals und auch später hat er den Monaten gesammelter Selbstbesinnung mehr verdankt als der Lehre und dem Einfluß berühmter Meister. Er glaubte, wie die anderen, ein Impressionist zu sein und nennt sich selbst gelegentlich auch heute noch so. Man ordnete ihn der von Frankreich abhängigen Bewegung ein, die sich um diese Zeit in fast allen Ländern Europas durchsetzte. Wie wenig aber innerlich seine Kunst dem impressionistischen Dogma nahestand, das zeigte sich langsam, doch schließlich mit katastrophaler Deutlichkeit in Munchs Beziehungen zu Deutschland und seiner französisch geschulten Malergeneration. Im Jahre 1892 wurde er vom Verein der Berliner Künstler zur Ausstellung eingeladen. Seine Bilder erregten einen solchen Sturm der Entrüstung, daß die Ausstellung geschlossen werden mußte. Munch mietete sich ein eigenes Lokal und erkämpfte sich wenigstens einen kleinen Sensationserfolg. Wichtiger war die Folge des Skandals für das Berliner Kunstleben: die jüngeren Maler, die auf Munchs Seite standen — und sei es auch zum Teil nur deswegen, weil ihnen die Behandlung des geladenen auswärtigen Gastes als wenig anständig erschien —, erklärten ihren Austritt aus dem Verein und gründeten unter Liebermanns Führung die „Berliner Sezession". Munch galt als einer der ihren. Wie wenig im Grunde er, der kühne Neugestalter, zum modisch-zeitbedingten Kreise derer um Liebermann paßte, das zeigte sich am deutlichsten bei Gelegenheit der Beteiligung Munchs an der Ausstellung der Berliner Sezession im Jahre 1902. Es bedurfte langwieriger Verhandlungen, bis Munch den gesonderten Ausstellungsraum erlangte, den er für seine von der impressionistischen Staffeleimalerei so gänzlich abweichenden, monumentalen Wandbilder fordern mußte. Der Hauptsaal wurde ihm dennoch verweigert, er mußte sich mit dem Vorraum begnügen. Hier zeigte er seinen „Fries des Lebens". Es war das Sturmgeläut einer neuen Kunst, die bereits wieder in Frage stellte, was eben durch die Sezessionisten sich langsam durchzusetzen begann. Noch fühlten, getäuscht durch die äußere Gemeinsamkeit der Ausstellungsveranstaltung, nur wenige die Tragweite dieser künstlerischen Divergenzen — nach weiteren zehn Jahren war der Bruch offenkundig. Im Jahre 1912 sammelte der „Sonderbund" in Köln die jungen antiimpressionistischen Künstler zu einer eindrucksvollen Heerschau — eine der schönsten modernen Ausstellungen, die wir jemals in Deutschland gehabt haben — unter der Führung von van Gogh, Hodler und Munch. Jetzt wurde sein Platz in der Entwicklung deutlich: als Ahnherr der Jungen, als Antipode der Naturalisten. Den großen Triumph in Berlin erlebte seine Kunst erst nach Auflösung der Sezession, die in den Wirren zerbrach, die der Kampf der Generationen entfesselt hatte, bei denen Munch leidenschaftlich und mit begründetem Anrecht von den Jungen für ihre Sache in Anspruch genommen wurde. Als die fortschrittlichen Elemente sich zu einer ersten Ausstellungsveranstaltung zusammenfanden, da hing im einst verweigerten Mittelsaal Munchs reifes Lebenswerk: die Wandbilder für die Universität von Kristiania. Seitdem ist sein Ruhm in stetem Wachsen, und nicht mit Unrecht hat man gesagt, Munch selbst sei fast schon zu einer mythischen Figur

Edvard Munch

Bildnis Frau Dr. Linde. 1903

geworden. Viel mag dazu das sagenumwobene, einsame Leben des Sonderlings beigetragen haben. Nach seiner ersten Ausstellung in Deutschland lebte er lange in Berlin, immer unterbrochen durch einsame Aufenthalte an der norwegischen Küste. Auch ist er in den frühen Entwicklungsjahren viel umhergereist, hat in der Heimat und im Ausland ein oftmals stürmisches Leben geführt, die letzten Dezennien aber hat er in menschenfeindlicher Einsamkeit und in entsagungsvoller Arbeitsunrast oben in seiner nordischen Heimat verbracht, hin und wieder den Aufenthaltsort wechselnd — denn an mehreren kleinen Küstenplätzen besitzt er Land und große menschenleere Häuser, nur mit seinen Werken angefüllt —, immer aber in unmittelbarem Kontakt mit der Natur, die er nicht idyllisch genießt, um deren dunkles Geheimnis er vielmehr bis zum letzten Atemzuge ringen wird. Auch dies äußere Dasein hat den großen, fast unheimlichen Zuschnitt des Genius. Und wirklich ist er weit mehr als nur ein vortrefflicher Künstler — er steht als Beweger an einer Wende der Zeiten.

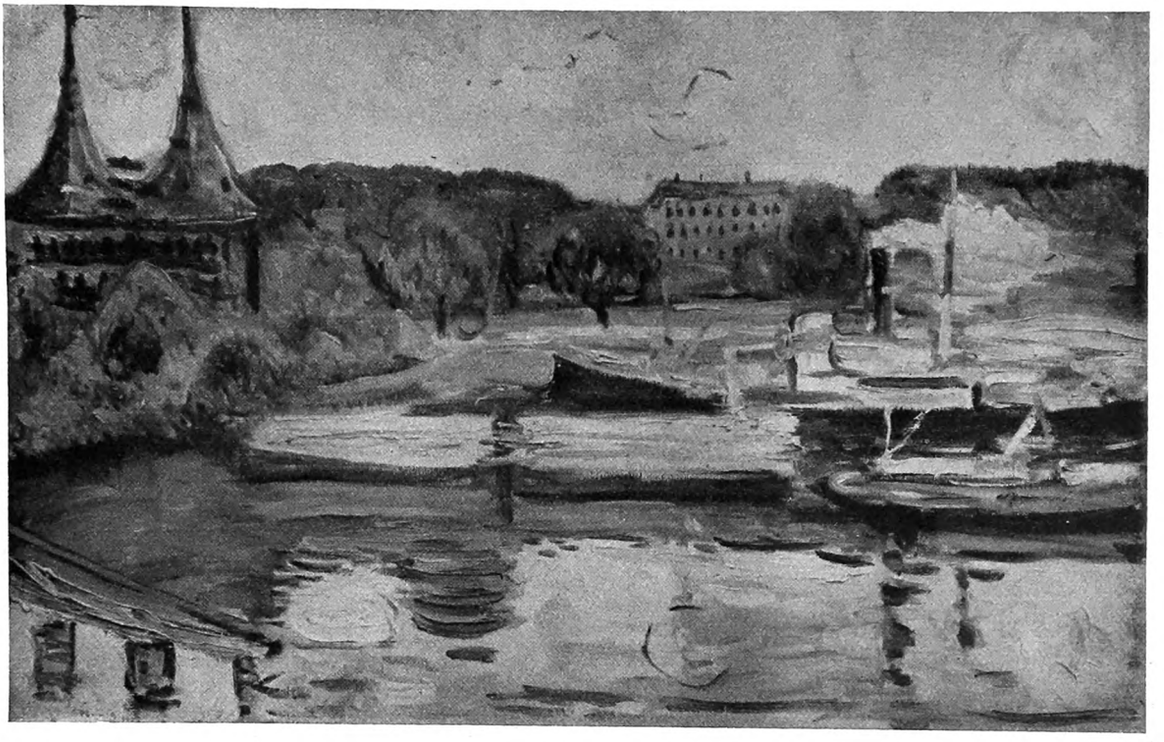
Mit dieser großen nordischen Führergestalt und ihrer künstlerisch selbständigen, aber innerlich wahlverwandten deutschen Gefolgschaft ergießt sich nach Jahrhunderten der Vorherrschaft romanischer Geschmackskultur — das neunzehnte Jahrhundert ist auf dem Gebiet der bildenden Künste so sehr ein französisches Jahrhundert wie das achtzehnte — ein breiter Strom germanischen Kunstempfindens über Europa, ein bedeutungsvoller Weltbildungsfaktor nordischer Prägung. Noch hat sich diese Bewegung in vollem Umfange nicht auswirken können, aber die Anzeichen für eine Germanisierung des europäischen Geschmacks sind unverkennbar. Ihre Formen sind nicht vorausbestimmbar, dürfen — gerade wenn die Wandlung echt und überzeugend sich vollziehen soll — nicht als Nachahmung im äußeren Wortsinn erwartet werden. Auch der französische Impressionismus hat sich in den Nachbarländern erst langsam Bahn gebrochen und gerade in Deutschland, das ihm besonders stark verpflichtet ist, ist die übernommene Geschmackskultur stark mit heimischen Elementen durchsetzt und zu einem Impressionismus durchaus eigener Färbung verarbeitet worden, Jahrzehnte nach dem Wirken der französischen Hauptmeister. So wird auch langsam erst und in stark landestümlich bedingten Schattierungen der schöpferische Geist des Nordens seine fruchtbare Verbindung mit dem Kunstschaffen der übrigen Länder eingehen. Der deutsche Expressionismus — mit Nolde und den übrigen Künstlern der „Brücke" an der Spitze — ist nur die erste, wenn auch vielleicht noch auf lange Zeit die großartigste Etappe dieser europäischen Kunstentwicklung. Daß sie weiterwirken wird — allen Rückeroberungsversuchen einer reizvollen Oberflächenkultur zum Trotz —, das hat seinen Grund nicht so sehr in einer objektiven Überlegenheit des neuen künstlerischen Ausdrucks als vielmehr in der unleugbaren Tatsache, daß die Weltanschauung, auf die diese Kunst sich gründet, die herrschende in Europa zu werden beginnt. Der Materialismus hat endgültig abgewirtschaftet, auf allen Gebieten setzt sich eine Betrachtungsweise durch, die über das Sichtbare hinausgreift. In staunenswert reifer Voraussicht hat schon 1904 Max Linde seiner kleinen Broschüre den Titel gegeben „Edvard Munch und die Kunst der Zukunft". Heute ist es bereits eines großen Kreises feste Überzeugung, daß in der Tat ihm die Zukunft gehören wird. So wird wiederum die Welt das allen simplen Materialisten unbegreifliche Schauspiel erleben, daß ein aufrechter Einzelner, ein Außenseiter, aber ein Charakter von größtem Ausmaß, dessen Lebensarbeit der ganzen Umwelt zum Trotz, doch sich selber rückhaltlos getreu, in Leid und Qual und Einsamkeit gezeugt wurde, bestimmend auf den Gang der Weltgeschichte einzuwirken berufen sein kann.

Was unterscheidet nun diese Kunst von der Malerei der Zeitgenossen, was ist ihr besonderes Wesen? Es gibt eine Anekdote, die grell und sehr aufschlußreich den Kern Munchscher Besonderheit beleuchtet. Als der Künstler einmal gefragt wurde, ob er denn niemals wie die anderen ein Stilleben gemalt habe, ein Bravourstück „reiner Malerei", da gab er zur Antwort, daß einmal auch er „so gut wie irgendein Cézanneschüler" ein Fruchtstück gemalt habe, nur habe dahinter eine Frau gestanden, die eben ihren Mann ermordet hätte. Das ist überdeutlich. Das Großartige und das Bedenkliche, Weite und Grenzen seiner Kunst liegen in dieser furchtbaren Replik beschlossen. Malerei ist ihm niemals Selbstzweck. Liebermanns berühmter Satz, daß ein gut gemaltes Spargelbund ihm lieber sei als eine schlecht gemalte Himmelfahrt, gilt nicht für ihn. Die gute Malerei ist die selbstverständliche Voraussetzung — und insofern bleibt Munch dem Impressionismus zeitlebens verpflichtet, als er ihm zur Erfüllung dieser Voraussetzung die Wege geebnet hat —, aber seine besondere Aufgabe beginnt erst hinter Manet und Cézanne. So sehr Munchs Handwerk als meisterlich anerkannt werden soll, es wächst nicht eigentlich im Lauf der künstlerischen Entwicklung, und die oft beachtete größere Sicherheit in den graphischen Künsten hat doch wohl einen ihrer Gründe darin, daß hier die technische Meisterschaft, die Unabhängigkeit vom Kampf mit der Materie, rascher zu gewinnen war. Die Gegner sehen in der ganzen neueren Malerei mit ihrer „unsoliden" handwerklichen Grundlage die unselige Folge von Munchs künstlerischer Einstellung. Sachlich ist das nicht ganz falsch beobachtet. Aber wie unrecht, dem Meister zur Last zu legen, was die Unzulänglichkeit der Jünger verschuldet hat! Er selbst verfügt immer über ein wohlbestelltes künstlerisches Rüstzeug, das seinem Ausdruckswillen völlig adäquat ist. Und scheint seine Kunst oft nur in Andeutungen zu stammeln, so sind es Urworte von magischem Gehalt, denen jede gröbere Verdeutlichung etwas von ihrer Tiefe rauben würde. Aber die gleichnishafte Anekdote führt noch weiter. Die Frau, die ihren Mann ermordet hat — das klingt nach einem schaurigen Sittenfilm. In der Tat hat man Munch die literarische Note seiner Kunst aufs heftigste vorgeworfen. Aber er malt nicht Worte, er gestaltet das Unaussprechliche. Auch hier soll die Gefahr nicht geleugnet werden, ins aufdringlich Symbolische oder ins Erzählende und Tendenziöse abzugleiten. In seinen besten Werken steht Munch weit über ihr. Immer auch ist es im Besonderen das Allgemeine, das er aufsucht,

Edvard Munch

Die Söhne des Dr. Linde. 1902

Edvard Munch — Haus Linde. Radierung. 1902



Edvard Munch

Am Holstentor. 1904

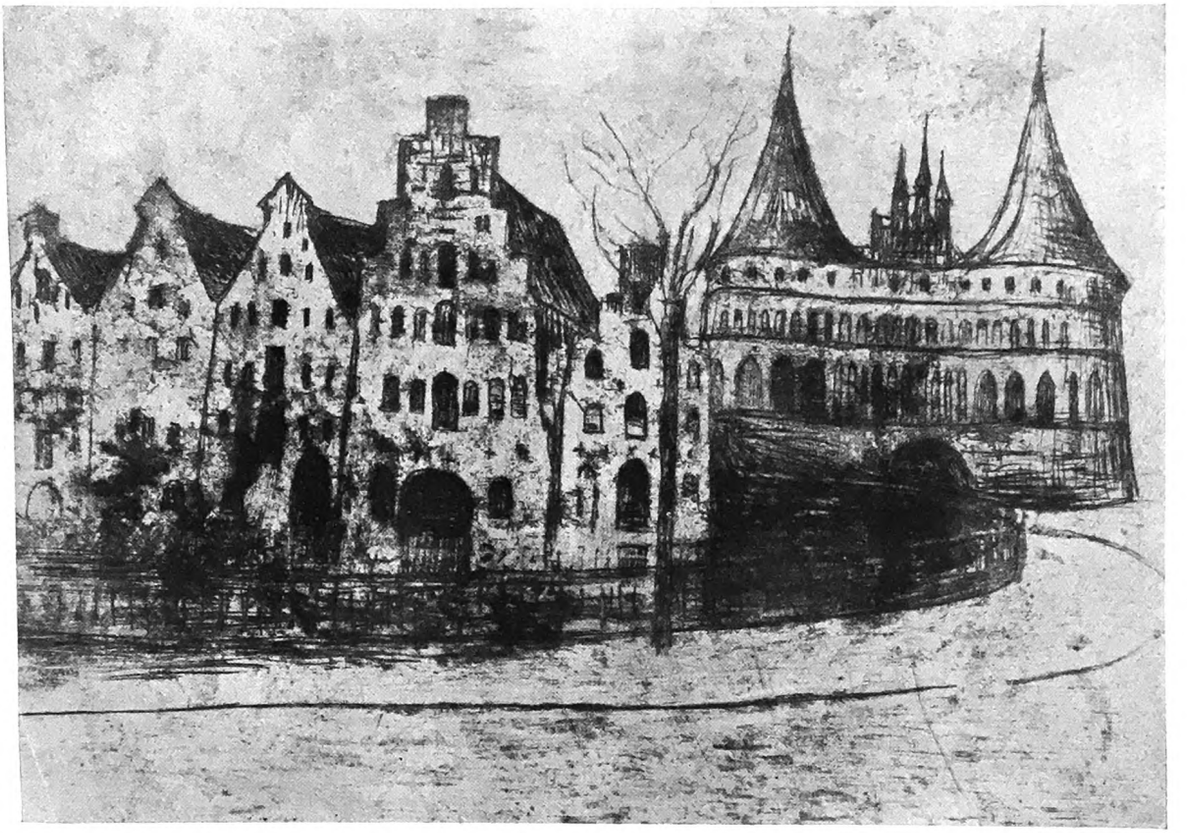
im Menschlichen das Kosmische. Der Kampf der Geschlechter ist ihm Sinnbild des Lebenskampfes, der naturgegebenen Spannung zwischen Zeugung und Vernichtung, die die Welt in Atem hält. Das Landschaftsbild wird ihm zur Offenbarung des erhabenen und furchtbaren Spiels der Naturkräfte. Er sieht Zersetzung und müht sich um Synthese, er sieht Dämonen und ringt um Gott. Es ist nur zu natürlich, daß ein so geartetes künstlerisches Bemühen die Grenzen des traditionellen Zimmerbildes sprengen mußte. Es verlangt Räume für sich allein. Munchs Kunst bedeutet das Ende einer jahrhundertealten Bildkultur und die Verheißung einer neuen Monumentalmalerei. Wer im Bildner einer neuen Kunstform nur den Zerstörer einer alten zu sehen vermag, der wird auch in Munchs Werk nur „zersetzende Tendenzen" erkennen — wir aber beugen uns vor ihm als vor dem Sendboten des Schicksals.

Was sich über Edvard Munchs künstlerische und menschliche Beziehungen zu Lübeck sagen läßt, ist etwa dies:

Die bereits erwähnte erste große Ausstellung Munchs in Berlin hatte den Lübecker Augenarzt Dr. Max Linde, damals schon ein Kunstfreund großen und sehr eigenen Stils, auf das lebhafteste gefesselt. Linde war mit Liebermann befreundet, hatte sich von ihm malen lassen, kaufte Impressionisten in Paris und Berlin. Sein leidenschaftliches Verhältnis zur Kunst Rodins begann damals. Sein Haus und sein Garten gehörten zu den kultiviertesten und im besten Sinne modernsten in Deutschland. Waren Intensität des Interesses und Selbständigkeit des Urteils auffallend genug, so blieb Linde mit dieser angeregten Sammeltätigkeit doch im wesentlichen ein Kind seiner Zeit, wenn auch damals schon ungewöhnlich sensitiv und hellhörig, ungewöhnlich namentlich für seine lübeckische Umgebung, die ihm nicht zu folgen verstand. Ganz aus dem Rahmen des üblichen modernen Kunstgeschmacks trat er heraus, als er die Kunst Munchs nicht nur interessiert bestaunte — das taten viele —, sondern ihr stürmischer Freund und verständnisvoller Förderer wurde. Da verstand ihn niemand mehr, selbst Liebermann nicht.

Es hat einiger Zeit der inneren Auseinandersetzung auch bei Linde bedurft, bis er den Schritt von der Ausstellung ins Atelier des Künstlers tat, der dann zur dauernden, fruchtbaren Verbindung geführt hat. Es war im Jahre 1902 als Linde einer Anregung des genialen Kunstfreundes Albert Kollmann folgte und Munch in seinem Berliner Atelier aufsuchte. Der Kontakt war sofort sehr lebhaft. Munch, auf einer Kiste in seiner geräumigen, aber ärmlichen Werkstatt sitzend, zeigt nicht nur Bilder, sondern versucht und erreicht ein Verständnis auf weltanschaulicher Grundlage. Was Linde fesselt, das ist in erster Linie der Mensch, zu fühlen, daß hier Kunst nicht zur Verzierung, sondern zur Ergründung des Lebens geschaffen wird, daß hier ein kluger Kopf nicht über artistische Probleme diskutiert, sondern unter der Last ungelöster Weltgeheimnisse seufzt und sich mit seinen Mitteln, den Mitteln der Malerei, durch Darstellung von ihr zu befreien trachtet. Die gleichgerichteten Bemühungen zu kosmischem Denken verbinden die beiden. Linde kauft das erste Bild: „Erdsegen". Ein Mann und eine Frau bei der Feldarbeit. Er hat gegraben, sie trägt Früchte im Korb, zwischen ihnen ein Baum, dessen Äste schattend über die Menschen hinausgreifen. Abendhimmel. Ruhige große Formen, aber unheimlich geladen, Leben und Symbol des Lebens. Man denkt an Hamsun.

Aber Linde läßt es beim Kaufen nicht bewenden. Er lädt den Künstler zu sich nach Lübeck ein und stellt ihm Aufgaben. Wer beobachtet hat, wie selten Aufträge künstlerisch befriedigende Lösungen ergeben, der wird nicht ohne Erstaunen die große Zahl der in Lübeck entstandenen Meisterwerke Munchs betrachten, die unzweifelhaft einen Höhepunkt in des Künstlers Lebenswerk darstellen, und er wird vermuten dürfen, daß Linde ein kongenialer Auftraggeber war. Besser gesagt: er gab nicht Aufträge, er erschloß dem Künstler ein Arbeitsfeld. Munch muß unsere Stadt sehr geliebt haben, er spricht noch heute mit Bewunderung von ihr. Ein Motiv, das Linde mit ihm ausgesucht hat: die Trave mit einem vor Anker liegenden Dampfer, links das Holstentor, gemalt vom Balkon des ehemaligen Hotels Kaiserhof, hat ihn wiederholt beschäftigt; das Bild, das sich heute in der Sammlung Hudtwalcker in Hamburg befindet, gibt den Eindruck dieser Landschaft mit suggestiver Prägnanz, aber das Alltägliche ist ins Große gesehen, ohne jeden Schimmer falscher Romantik, nur durch Erfassung des sachlich Gegebenen mit einem unbestechlichen Blick für das Wesentliche. Eine andere Travelandschaft ist weiter draußen vor der Stadt entstanden, zwei kleinere Bilder hat Munch in Travemünde gemalt. Er soll oftmals so träumerisch staunend in unseren engen Straßen umhergegangen sein, daß die Passanten befremdet die Köpfe schüttelten. Die großartigste lübeckische Stadtansicht, die jemals von Künstlerhand gestaltet worden ist, hat er uns durch seine Radierung von den Salzspeichern mit dem Holstentor geschenkt. Die sehr große Platte mit ihrer kühnen Helldunkelwirkung ist von gespenstischer Einprägsamkeit, die Speicherwand finster geschlossen, die Holstentortürme ins Spitzige gesteigert. Als Kuriosum sei berichtet, daß es Dr. Lindes lebhaften Bemühungen nicht gelungen ist, die Museumsverwaltung zum Ankauf des Blattes zu bewegen. Munch galt als ultramodern. Heute hängt die herrliche Radierung im Behnhaus. In Museumsbesitz gelangte auch ein Exemplar der sog. „Linde-Mappe", Landschaften und Bildnisse in Radierung und Lithographie aus dem Lindeschen Hause in der Ratzeburger Allee. Glaser hat diese Lindeschen Gartenbilder als den Höhepunkt der graphischen Kunst im letzten Jahrhundert bezeichnet. Mit den einfachsten Mitteln ist eine heroische Weite gestaltet, die nur in einer großen Seele reifen kann. Wer so die Natur zu sehen vermag, kennt ihre Abgründe und hat sie schaffend überwunden. Neben meisterhaften Bildnissen steht Genrehaftes: Mutter und Kind, beherrscht von der Spannung zwischen dem schwermütig umdunkelten Auge der Frau und dem naturhaft kecken Kinderkopf — dazwischen ist vieles fortgelassen, aber keinen Augenblick irrt das Auge des Betrachters zwischen unverbundenen Teilen umher, denn Munch versteht sich auf die seltene Kunst, die Phantasietätigkeit mühelos mitschaffend anzuspannen. Daneben entstehen Ölbilder,



Edvard Munch **Salzspeicher und Holstentor.** Radierung

Parklandschaften, von denen eine der schönsten heute in der österreichischen Staatsgalerie in Wien hängt, Bildnisse, darunter zwei von Dr. Linde selbst, eins davon heute im Museum in Halle. Das großartigste künstlerische Denkmal der Lübecker Zeit aber ist das Bild der vier Lindeschen Söhne. Die Charakteristik ist so treffend und tief, daß Verwandte versichern, noch heute nach zwanzig Jahren seien die Kinderbildnisse den längst Erwachsenen schlagend ähnlich. Das Bild ist so entstanden, daß Munch sich bemüht hat, den frischen Eindruck festzuhalten, den er beim Hereinstürmen der Kinder während seines ersten Besuches im Lindeschen Landhaus gehabt hat. Diese Frische ist für das Werk bestimmend geblieben. Die hohe künstlerische Meisterschaft besteht darin, daß die Kinder so natürlich dastehen, als habe der Zufall des Augenblicks ihre Anordnung bestimmt, daß aber dennoch eine Sicherheit des Aufbaus das Bild durchwaltet, die es den großen Gruppenbildnissen vergangener Jahrhunderte ebenbürtig an die Seite stellt. Die Zweiergruppe links, beide Jungens ein wenig schwankend auf den Füßen, der Ältere träumerisch, der Jüngste noch kindlich zaghaft, wird auf das glücklichste balanciert durch die selbstsicher breitbeinig dastehende Knabengestalt der rechten Bildhälfte. Der Vorjüngste, ganz frontal, mit den tief beseelten, erstaunt aufgerissenen Augen sieht direkt auf den Maler (resp. heute den Beschauer), und gibt dadurch der Komposition einen intensiven Mittelakzent. Die Architektur tritt in meisterhafter Beschränkung nur an solchen Stellen hervor, wo ihre festen Linien der Gruppe Halt geben können, auch die Malerei dieses Hintergrundes — eine weiße Türwand — ist von fast virtuosem Reiz: einige Lichter mit breitem Pinsel, schimmerndes Grün am Türdrücker über dem mittelsten Blondkopf, zarte Schatten um den Jungen rechts, die diese Figur noch verfestigen, geistreiche Spiegelungen im dunklen Fußboden. Das Bild dieser Kinderwelt ist unerschöpflich. Ein anderer Plan kam nicht voll zur Ausführung. Linde hatte dem Künstler ein Zimmer zur Verfügung gestellt für einen gemalten Fries. Die Bilder wurden in Norwegen ausgeführt und erwiesen sich bei ihrer Überführung nach Lübeck als unwirksam groß für den verhältnismäßig engen Raum. Aus diesem Grunde — nicht wegen verständnisloser Enttäuschung des Auftraggebers, wie Glaser schreibt — wurden die Bilder wieder entfernt. Sie wurden der Anlaß zu einem größeren ähnlichen Auftrag: Max Reinhardt bestellte einen Fries für einen Vorraum der neu eingerichteten Kammerspiele. Auch er blieb im Verborgenen, da der Raum fast niemals benutzt wurde. Später wurden die einzelnen Stücke verkauft. Eins der schönsten hängt heute als Leihgabe im Behnhaus: Weißgekleidete Mädchen am Meeresstrand, eng geschart, wie vom Abendwind zusammengetrieben, eine leuchtend rote Gestalt, wie ein Sinnbild träumerischer Lebenssehnsucht, strebt von der Gruppe fort ins Weite, wo fern auf dem Wasser ein buntes Boot lockt mit Papierlaternen und Musik.

Die häufigen Besuche Munchs in Lübeck — oft monatelang — fallen in die Jahre 1902 bis 1907. In dieser Zeit ist auch Max Lindes schon zitierte Schrift entstanden. Sie ist noch heute nützlich zu lesen und wird als edles Dokument einer seltenen Menschen-, Künstler- und Weltliebe immer ihren Wert behalten. Es sei hier angemerkt, daß Munch auf seine deutschen Biographen stolz sein kann. Auch Gustav Schieflers Abhandlung über Munchs Graphik (Dresden 1923) und Curt Glasers umfassenderes Buch (Berlin 1917) gehören zum besten kunstkritischen Schrifttum unserer Tage.

Heute nun besteht die Sammlung Linde nicht mehr. Sie ist ein Opfer unserer deutschen Not geworden. Ihre wertvollsten Bestände — der berühmte Whistler, die köstlichen Franzosen, der bedeutende Böcklin, die frühen Liebermanns, vor allem auch die unvergleichlichen Exemplare Rodinscher Bronzen und Marmorfiguren — sind in alle Winde zerstreut. Nur einige wenige Hauptstücke von Munch, die es für unser Museum zu retten gelang, halten die Erinnerung wach an die schöpferische Tat unseres großen lübeckischen Sammlers, durch den der Name unserer Stadt in die neuere europäische Kunstgeschichte für immer eingeschrieben bleibt. Auswärts ist es vielfach bemängelt worden, daß Lübeck sich nicht die ganze Sammlung zu erhalten verstanden hat. Aber wir wollen uns des Erreichten freuen und mit der Erinnerung an die hohe Zeit künstlerischer Initiative die Verpflichtung auf uns nehmen, den Vorkämpfergeist auf künstlerischem Gebiet weiter unter uns lebendig zu erhalten.

EINÄUGLEIN, ZWEIÄUGLEIN, DREIÄUGLEIN VON RICHARD KARUTZ

„Es war eine Frau, die hatte drei Töchter, davon hieß die älteste Einäuglein, weil sie nur ein einziges Auge mitten auf der Stirn hatte, und die mittelste Zweiäuglein, weil sie zwei Augen hatte wie andere Menschen, und die jüngste Dreiäuglein, weil sie drei Augen hatte, und das dritte stand bei ihr gleichfalls mitten auf der Stirne. Darum aber, daß Zweiäuglein nicht anders aussah als andere Menschenkinder, konnten es die Schwestern und die Mutter nicht leiden. Sie sprachen zu ihm: „Du mit deinen zwei Augen bist nicht besser als das gemeine Volk, du gehörst nicht zu uns." Sie stießen es herum und warfen ihm schlechte Kleider hin und gaben ihm nicht mehr zu essen, als wie sie übrigließen, und taten ihm Herzeleid an, wo sie nur konnten ...." und so weiter und so weiter, wir kennen alle das Märchen von der bösen Frau und den bösen Schwestern; von der lieben Ziege, die das „Tischlein deckt"; von dem Wunderbaum, der aus der getöteten Ziege Eingeweiden emporwächst, mit Blättern von Silber und mit Früchten von Gold, die für Einäuglein und für Dreiäuglein unerreichbar sind und nur von Zweiäuglein sich pflücken lassen; von dem jungen Ritter, vor dem die schöne Schwester, „die nur zwei Augen hatte wie andere gemeine Menschen", versteckt wird, der sie aber doch bemerkt und schließlich als seine Gemahlin in sein Schloß heimführt; von dem guten Zweiäuglein, das den verarmten Schwestern verzeiht, „und tat ihnen Gutes und pflegte sie, also daß die beiden von Herzen bereuten, was sie ihrer Schwester in der Jugend Böses angetan hatten".

Was meint das Märchen? Die vergleichende Forschung sieht das Aschenbrödel-Motiv und das Neid-Motiv, sucht nach Analogien zu ihnen und konstruiert daraus Zusammenhänge. So glaubt man als die älteste Aufzeichnung des Märchens „Ein schöne History von einer Frawen mit zweyen Kindlin" in der Straßburger, zwischen 1559 und 1566 gedruckten „Gartengesellschaft des Martin Montanus" festgestellt zu haben, obwohl deren Eingang mit dem Hänsel- und Gretel-Motiv zusammenstimmt und die neidische Schwester weder einäugig noch dreiäugig ist. Und das gerade gibt hier die bestimmende und charakteristische Note, nicht der oft wiederkehrende Neid, die schlechte Behandlung und anderes. Die stufenförmige Dreiheit des Sehorgans ist hier das Phänomen, das im Mittelpunkte steht, in dem sich die Strahlen des Lichtkreises sammeln, von dem das Licht ursprünglich ausgeht und in den wir eintauchen müssen, wenn wir die Lichtquelle finden wollen.

Dreiheit in Stufen kennen wir aus vielfachen Bildern der Mythologie, vom Uranos-Kronos-Zeus zum Osiris-Isis-Horus. Im heiligsten Heiligtum des Weltgeistes, in seinem geheimnisvollsten Geheimnis des Vater-Sohn-Heiliger Geist kehrt sie wieder. In gedankenlos hingeworfener Metapher äußerlicher Gegenwartssprache erscheint sie als Großmutter, Mutter und Kind. Stufen! das sind erdgeschichtliche, weltallgeschichtliche, menschheitsgeschichtliche, bewußtseinsgeschichtliche Entwicklungsstufen.

Ein-Zwei-Dreiaug, nehmen wir sie ganz gegenständlich, ganz physisch als Sinnesorgane des Sehens. Augen haben nur einen Sinn, wenn Licht da ist, das sie geschaffen hat und das von ihnen infolgedessen geschaut werden kann. Licht war aber nicht immer da, so wie es heute von der Sonne auf die Erde heruntergestrahlt wird, denn in der kosmogonischen Entwicklung gab es eine Zeit, in der Sonne und Erde zu einem Licht-Feuer-Körperwesen vereinigt waren. Als Überreste der Organismen jener Epoche, die sich den Verhältnissen ihrer Umwelt anzupassen hatten, wie die heutigen der ihrigen, bewahrt unsere Erde noch jetzt augenlose Tiere.

Es kam eine spätere Erdperiode, in der die Menschen in physischer Gestalt, aber in einer von der heutigen verschiedenen, in einer Gestalt mit nur einem in der Mitte der Stirn befindlichen Auge erscheinen; die Mythologie bewahrte uns als sprechendes Zeugnis für sie das Bild des Polyphem und der Zyklopen überhaupt auf.

Die gegenwärtige Erdenzeit kam und schuf sich den zweiäugigen Menschen der harmonischen Teilung in kongruente Hälften. Und Dreiäuglein? ist es die Zukunft der Menschengestalt? Physisch-leiblich gewiß nicht. Denn wie die Metamorphose des Langknochens zum Schädelknochen geführt und in dessen sphärischen Rundung die überhaupt möglichste Vollendung erzielt hat, so läßt auch die bilaterale Symmetrie des nach vorn und aufwärts gewendeten Anthropos, der zu Göttern und Menschen anschauend das Auge richtet, eine Steigerung der Form nicht zu.

Die Entwicklung geht im Physischen nicht mehr aufbauend, sondern nur noch abbauend weiter, ihr Weg läuft nicht so sehr in der Metamorphose der leiblichen als vielmehr der geistigen Glieder des Menschen, in der Wandlung des Bewußtseins. Das Wort vom Großen im Kleinen, vom Makrokosmos und Mikrokosmos, wird ebensooft gesprochen, wie es selten bis in das Einzelne und in das Wirkliche, Konkrete hinein durchgedacht wird. Aber mit aller physisch-leiblichen Entwicklung geht die geistige, und mit aller kosmischen die menschliche, und mit der Realität des Kosmisch-Menschlichen

das Bewußtsein von dieser Realität gleichzeitig. Die Zeiten- und Wandlungsfolge von Bewußtseinszuständen spiegelt sich in den Mythologien, den gewaltigen Bildern heiliger Mysterienstätten, und in den Märchen, den lieblichen sinnigen Weisen erzählender Familienüberlieferung.

Der Epoche der augenlosen Lebewesen entspricht in der Menschheitsgeschichte ein augenloses Bewußtsein, ein Schlafbewußtsein, das für die sinnlich-wahrnehmbare Umwelt blind, für die geistige Welt wach und sehend war. In den Mythologien und Märchen lebt die Erinnerung an jene Zeit als ein Bild vom Blinden, Blindsein und Schlafendsein drückt in der Mysteriensprache den Einweihungszustand aus, in welchem die übersinnliche Wesenswelt anschauend erlebt wird und die sinnliche dem Blicke entschwindet.

Im Kalewala-Epos will Lemminkäinen den Schwan schießen. Nasshut, „der schlechte Herdenhüter", „aus dem Schlummerland ein Blinder", „ein böser Zauberer, der Lappenlieder singt", tötet und zerstückelt ihn, dessen Mutter weckt ihn wieder zum Leben mittels einer Salbe, die ihre Bienen von Sonne und Sternen herunterholen. Als er aufersteht, aus den getrennten Stücken seines Körpers wieder zusammengesetzt, glaubt er geschlafen zu haben und nun aus tiefem Schlaf erwacht zu sein.

„Habe freilich lang geschlafen,
Habe, Fauler, lang geschlummert,
Habe wundersüß geschlafen,
War gar tief in Schlaf versunken."

Es war nicht physischer Tod, sondern Einweihungsschlaf, in den der Zauberer, der Magier, der für die irdische Welt unbrauchbare schlechte Herdenhüter, der für sie Blinde, den Lemminkäinen versenkt, um ihn, der schon allerlei Proben abgelegt hatte, aber nun auch den Schwan schießen wollte, eine höhere Einweihungsstufe ersteigen wollte, in deren Geheimnisse einzuführen. Er zerstückelt ihn, er zerstört vorübergehend den Zusammenhalt des Leibes, zerteilt ihn, wie einst Dionysos, einst Osiris zerteilt wurde. Er löst ihn von der wachen Existenz des physischen Körpers, um ihm die Schau des geistigen Aufbaues der Welt zu ermöglichen, er lehrt ihn die Stücke, die Organe des Menschen als geistige Taten der kosmischen Wesen erkennen, die Salbe aus Sonne und Sternen erweckt ihn zum neuen, nun wahrhaft und letzte Geheimnisse schauenden Menschen.

Der Körper muß aus seinem physisch wahrnehmbaren, gewöhnlichen organischen Zusammenhang heraus, wenn die Seele ins Land der Unbewußtheit wandern will. Geistig wachen und physisch schlafen sind in den alten Zeiten des natürlichen Hellsehens und des in Mysterienschulen künstlich wiedererworbenen Hellsehens Polaritäten.

Der Tiefschlaf löst sich zum Traumschlaf, ehe die Sinne des Tages erwachen. Die Seele kehrt aus dem Lande des Geistes zurück. Die Glieder des Menschen schließen sich wieder zusammen, aber noch fehlt das Bewußtsein, noch ist und noch darf nicht der tagesnormale Zustand des Organismus sich wiederherstellen, will der Mensch anders Wissen und Erleben in der Welt, der Ideen sich zum Bilde gestalten. Nicht mehr blind in der Sprache der Mysterien ist er, wohl aber einäugig. Das eine Auge der Zyklopen ist die Erinnerung an das hellsehende Auge ehemaliger Menschheitsorganisation. In Mythen und Märchen ist Einaug das Bild der für das geistige Schauen des Traumbewußtseins notwendigen Trennung der Glieder und Ausschaltung der sinnlichen Wahrnehmungsorgane, der notwendigen Herabsetzung des Bewußtseins für die physische Welt behufs Erhöhung des Bewußtseins für die geistige Welt. Solche Trennung und Umschaltung geschah in den Mysterien unter der weise führenden Hand alter Eingeweihter nach bestimmten erprobten Methoden, die sich nach der damaligen Menschenorganisation richteten und für sie notwendig waren. Die Wandlung alles Lebendigen, die an dem Bewußtsein nicht haltmacht, hat die Mysterien überholt und für unsere Zeit neue Forderungen, Wege, Methoden aufgestellt. Alte Zeiten aber brauchten die Einweihung durch Führer, bedurften des künstlichen Traumschlafs, des Tempelschlafs, um wissend zu werden und durch Wissen die Gesundheit von Körper und Seele zu gewinnen; aus den Mysterien der alten Zeit scheinen in die Märchen und Mythen die Bilder hinein, die von der Geschichte des Bewußtseins reden, das Bild vom Blinden, das Bild vom Einaug und — in einer Variante — das Bild vom Einbein, die Bilder von der vorübergehenden aber jeweilig notwendigen Aufhebung des festen Zusammenhalts der körperlichen und der geistig-seelischen Glieder des menschlichen Organismus, von der Spaltung der Persönlichkeit.

Die Taulipang im nördlichsten Brasilien wissen unter dem Boden ihres Landes andere Erden, für die der Boden der über ihnen Wohnenden der Himmel ist, drei und noch mehr davon. Auf ihnen allen wohnen Menschen wie sie, nur klein und dick. Unmittelbar unter ihnen wohnen die Anóbeleko; sie haben nur ein Auge auf der rechten Seite, das linke stechen sie ihren Kindern in der frühesten Jugend aus. Sie sind gute Leute, und nur die Zauberärzte können zu ihnen gehen und mit ihnen sprechen.

Nur Hellsehen der Wissenden vermag die Vergangenheit des Menschen, die hellsehende Bewußtseinsstufe früherer Zeiten, die künstliche Erneuerung des Hellseher-Wissens und -Könnens durch die Methoden des Mysterienweges zu erkennen.

Die Bergdama Südafrikas wissen weit im Westen, weit hinter dem westlichen Meere ein wunderbares Volk. Die Menschen dort haben nur ein Auge und ein Bein, sind aber außerordentlich stark. Wenn die Sonne sich abends müde von ihrem Lauf bei ihnen niederläßt, kommen die Einäugig-Einbeinigen mit ihren Speeren und erstechen sie, so daß das rote Blut herausströmt. Daher sieht der Abendhimmel immer so rot aus. Sie essen dann die ganze Nacht von ihrer Beute. Vor Tagesanbruch aber nimmt einer der Jäger ein Schulterblatt der Sonne und wirft es im großen Bogen nach Osten. Wer um diese Zeit horcht, kann hören, wie es durch die Luft fliegt. Im Osten stellt sich dann aus dem Schulterblatt die Sonne wieder her und wandert aufs neue ihre Bahn am Himmel entlang. Auch der Mond läßt sich im Lande der Einäugig-Einbeinigen nieder,

sie pflegen ihn zu schlachten, wenn er recht dick und rund ist. Aber so fett er ist, so ganz besteht er aus Knochen. Darum lassen sie ihn gewöhnlich in Ruhe, wenn er abends oder sonstwann in ihr Land kommt.

Wie seltsam, daß die Menschen mit einem Auge und einem Beine besonders stark sind, so stark, daß sie der Sonne und des Mondes Herr werden können! Wie seltsam, daß der Mond kommt und geht, schwillt und schwindet, dauernd wechselt, und doch nur aus dem festen, harten Knochen ist! Mysteriensprache spricht hier ihre Geheimnisse aus. Die Menschen jenes Landes im Westen wohnen dort, wo die kosmischen Welten sind; wo der Geist der Sonne, der man in seinem Gehöft ein heiliges Feuer unterhält, wirkt; wo „die Augen der Verstorbenen an das Himmelsgewölbe geheftet und zu Sternen geworden sind"; wohin „der Zauberer auf dem Wege der abgeschiedenen Geister wandelt"; woher er „Kunde bringt, wenn er aus einem verzückten Zustand erwacht". Jene Welt der Einäugig-Einbeinigen ist die Welt, die der Zauberer sieht und betritt, wenn er sich aus den Rhythmen stundenlang gesungener Zauberlieder in einen Trancezustand versetzt hat, die Welt der Sonne, der Sterne, des Mondes, die Welt des Vergangenen und des Zukünftigen, der Seelen und der Geister. Die Erzählung meldet von dem Bewußtseinsvorgang einer Mysterieneinweihung, von Schauungen in der geistigen Welt, die nur möglich werden, wenn die Sinne für die physische Welt abgedämpft sind. Dessen ist Einaug und Einbein das Bild, das nur aus so gehobenem Bewußtsein erstehen kann, und das wir nur verstehen, wenn wir selbst in ein ähnliches Bewußtsein hinuntersteigen. Dann klären sich Mythen und Märchen. Dann wird uns auch das Seltsamste verständlich, der Knochen-Mond. Der Wissende schaute klar den Gegensatz zwischen äußerem Schein (rund und fett ist der Mond) und innerem Wesen (Knochen), zwischen Naturerscheinung und Kräftewesenheit hinter ihr; er schaute die formgestaltenden, verhärtenden Kräfte, die den Menschen zur Erde und zum Intellekt führen und vom Geiste abziehen. Darum lassen die Einäugig-Einbeinigen ihn in Ruhe, wenn er ihr Land betritt, denn der Intellekt bringt nicht in die geistige Welt; die Sphäre des Mondes führt den Menschen zur knochenhaften Physis, zu dem der Erde und irdischen Daseinsnot zugewandten Intellekt, die Sphäre der Sonne führt ihn zum Reich des Geistes und zum schauenden Erleben dieses Geistes. Dazu aber muß der Mensch der Mysterienzeit seine Organisation spalten lassen, sich seine physischen Sinne abdämpfen und ausschalten lassen.

In diesem Sinne kehrt der Einäugige im Odin-Mimir-Mythos des nordischen Menschen wieder. Odin empfängt einen Trunk aus dem Weisheitsbrunnen des Mimir gegen das Hingeben seines einen Auges und umgekehrt trinkt Mimir täglich sein Wissen aus Walvaters Pfand. Diese Gegensätzlichkeit als Widerspruch löst sich in Gegenseitigkeit, als wahre Erfüllung der Einheit auf. Es handelt sich um Bewußtseinstatsachen, nicht um Naturtatsachen der sinnlichen Erscheinungswelt. Das menschliche Bewußtsein gibt den geistigen Wesen, was sie nicht haben, Wissen von der physischen Welt; es nimmt von ihnen, was es einst verlor, Wissen von der geistigen Welt. Darum trinkt Mimir von Odin und Odin von Mimir! Um hinzukommen zum Quell des kosmischen Wissens, des Wissens um Mimir, „das Gedächtnis", „das Wasser", d. h. das ätherische Weltenelement, das schafft und erhält, formt, nährt und erzeugt, die Vergangenheit bewahrt, daß sie die Zukunft bereite.

Der Weg des Wissenserwerbs ist die Mysterien-Einweihung, Mysteriensprache spricht wieder, wenn wir die Weise vernehmen.

Ich weiß, daß ich hing am windigen Baum
Neun lange Nächte,
Vom Speer verwundet, dem Odin geweiht,
Mir selber ich selbst,
Am Ast des Baumes, dem man nicht ansehn kann,
Aus welcher Wurzel er sproß,
Sie boten mir nicht Brot noch Meth,
Da neigt ich mich nieder,
Auf Runen sinnend, lernte sie seufzend:
Endlich fiel ich zur Erde.

Hier ist nicht Nachdichtung christlicher Lehre vom Kreuzestode des Christus, ist nicht Keimesgeschichte des Menschen, dessen neun Monate im mütterlichen Schoße in den neun Tagen am Baume wiederkehren, ist nicht physische Ontogenie, nicht medizinische Aufklärung, sondern geistige Phylogenie und geistige Einweihung in sie. Einweihungsgesang alter Mysterienschule klingt hier und singt von inneren Erlebnissen des Mysten während seiner Einweihung, deren er drei zu je drei Tagen durchschreitet, von den Stürmen, die er dabei erlebt. Nach der dritten darf er sein Sehnen stillen.

Zu gedeihen begann ich und begann zu denken,
Wuchs und fühlte mich wohl,
Wort aus dem Wort verlieh mir das Wort,
Werk aus dem Werk verlieh mir das Werk.

Er lernt Runen finden, Runen ritzen, Runen erraten. Ein Zweifaches lernt er, das Wort und das Werk, das ist Wissen und Werten des Wissens in der Magie. Er kann es, weil die Einweihung ihm die Spaltung seiner Persönlichkeit, die Lösung seines Mimir-Elementes, des ätherischen Leibes, ermöglicht, in dem physiologisch die Kraftströme des makro-mikrokosmischen, magischen Wirklichkeitsgeschehens verlaufen.

Noch ein Märchen will ich hier aus dem Kreise australischer Frühstämme anfügen; man hält es für eine alberne Schnurre, die für Frauen und Kinder ausgedacht ist, aber in Wirklichkeit enthüllt es Mysterieneinweihung, wie jene Mythen und Geschichten es taten, die ich wiedererzählte.

In Rubuntja lebten einst viele kleine Männer namens Tuanjiraka. Diese schnitten sich mit einem Steinmesser ihr rechtes Bein ab und gingen auf ihren Wanderungen nur auf einem Bein, während sie das abgeschnittene über ihrer Schulter trugen, setzten es aber am Lagerplatz wieder an den Körper an, so daß sie wieder auf zwei Beinen gehen konnten. Die Tuanjirakas vollzogen die Beschneidung. Dabei sagten sie zum Jungen, er solle zu den Sternen emporblicken, und schlugen ihm, während er das tat, mit einem Eidechsenschwanz den Kopf ab. Am nächsten Mittag, wenn der Körper schon voller

Maden und stinkend geworden, setzten sie ihm den Kopf wieder auf, der Junge wurde wieder lebendig und der Tuanjiraka beschnitt ihn und wanderte nun mit ihm herum.

Kopfabschlagen und Tod sind nicht physisch, sondern ein Absterben dem alten Leben des Tagesbewußtseins, sein Wiederlebendigwerden ein Auferstehen zum neuen Leben des Traumbewußtseins, das unter der Leitung Eingeweihter in die geistige Welt, in die kosmischen, die Sternenwelten zu schauen gelernt hat. Die Beschneidung ist äußerliches Symbolum der vollzogenen Einweihungstatsache bzw. der Vorbereitungszeremonien. Die Schau ist nur durch Spaltung der Persönlichkeit möglich. Im gewöhnlichen Tagesleben des „Lagerplatzes" essen, trinken, schlafen, jagen, kriegen, sterben die Menschen wie alle anderen und laufen auf ihren zwei Beinen umher, sie gebrauchen die physischen Sinne, beobachten, nutzen, überwinden die Umwelt. Im Traumbewußtseinszustand, wenn er sich den übersinnlichen Welten zuwendet, muß er sich spalten, „sich ein Bein abschneiden", sein Wahrnehmen für die physische Welt ausschalten.

Weitere Beispiele dieser Mysteriensprache finden wir in den völkerkundlichen Quellen in Menge, nicht immer leicht auffindbar, oft versteckt und überlagert, dennoch auffindbar mit der Wünschelrute, mit dem Sesamschlüssel der konkreten geistigen Wirklichkeit, der Mysteriengeschichte, der Bewußtseinsmetamorphose. Ich will nur eine von ihrem Sammler, dem finnischen Gelehrten Castrén, selbst als „höchst eigentümliches Märchen" bezeichnete Geschichte noch anführen.

Einem Helden, der auf der Jagd nach einem schwarzen Fuchs sein Bein gebrochen hatte, wird von einem aus der Unterwelt heraufkommenden Ungetüm der Kopf abgeschlagen. Der Körper bleibt auf der Erde. Den Kopf nimmt das Ungeheuer mit. Seine Schwester befreit ihn aus der Unterwelt, die nun eingehend als Hölle der Verdammten wie in der göttlichen Komödie beschrieben wird; sie bekommt den Kopf und kehrt mit ihm in das Sonnenland zurück. Von Gott, „der alles geschaffen hat", erhält sie Lebenswasser, sie besprengt mit ihm dreimal die Lippen des Bruders, der wieder lebendig wird, seine frühere Stärke wieder erhält und nun nach Anleitung seiner Schwester mit einem anderen Helden zur Unterwelt hinabsteigt, um einen anderen dort schmachtenden Helden zu befreien.

Die Spaltung der Persönlichkeit, die zu geistiger Schau nötig ist, steht hier im Bilde des Beinbruchs. In Westafrika erscheint sie als Bild des Gelähmtseins. Aber so unvollständig ein Beinbruch im Verhältnis zu einem Einbein ist, so unzureichend bleibt die Einweihung. Sie überwindet den Tod noch nicht, das Ungeheuer physische Welt — denn das ist in allen Mysterien die Unterwelt — vermag den so Eingeweihten wieder zu packen und hinunterzuzerren in die Erdenbewußtseinswelt. Seelische Kraft (die Schwester) muß einsetzen, um den Geist (Kopf) von der Erde zu befreien, von dem Tagesbewußtsein und allen Fesseln des Irdischen zu lösen. (Persephone kehrt zur Oberwelt zurück.) Dann kann sie in das Sonnenland, kann die geistigen Welten schauen. Die Einweihung ist vollbracht, sie ist die richtige, kein zerstörendes Erdenelement kann dem Menschen mehr etwas anhaben, die wahrhaft göttlichen, die reinen Geistkräfte leben und wirken in ihm. Nun kann er getrost seinem Erdendienst sich zuwenden, das göttliche Leben, das Wasser des Lebens, das Wissen vom göttlichen Leben hat in der Drei-Tage-Einweihung ihn berührt, er ist Eingeweihter und hat das Wissen gewonnen, hat aber auch die Kraft, anderen das Wissen zu vermitteln und sie von der Erde Banden zu befreien.

Dem Einäuglein, der ältesten der drei Schwestern, folgt als mittlere das Zweiäuglein, das so aussieht wie alle anderen, alle die gewöhnlichen Menschen: dem Traumbewußtsein folgt das Wachbewußtsein, dem unbewußten, unfreien Hellsehen, das in Verlust geraten muß, folgt das erdbewußte physische Sehen, das für seine Zeit notwendig ist und, wenn es mit rechtem Wollen sich verbindet, mit dem Baume, der aus den Eingeweiden der Ziege, aus den im Stoffwechsel verankerten unbewußten Willenskräften emporwächst und Silber und Gold als Blätter und Früchte trägt, sinnvoll und für die Menschheitsentwicklung fruchtbar wird. Zweiäuglein ist unsere Zeit der Erdenbejahung, der Stofferforschung, der Welterschließung, der sinnlichen Wissenschaft, des materiellen Erfolges. Nicht die frühere des Hellsehens paßt für sie, noch eine andere, die scheinbar eine Steigerung, eine Vollendung und Erfüllung bedeutet. Es gibt eine solche. Dreiäuglein! Zu den beiden Augen des tagwachen normalen Bewußtseins des Gegenwartsmenschen wird einst ein drittes hinzukommen, mitten auf der Stirn, an der Stelle des Einauges der Zyklopen, ein hellsehendes an der Stelle des ehemaligen hellsehenden, ein Auge, das nicht wie jenes, allein, traumbewußt, abhängig von Mysterienführung und äußerlichen Inspirationen die übersinnliche Welt sieht, und wie es heute als atavistisches Hellsehen noch vorkommt, sondern das die beiden Augen des irdischen Wachbewußtseins beibehält, weiter benutzt und mit deren der Sinnlichkeit entnommenen Erkenntnissen ein neues Erkennen des Übersinnlichen verbindet.

In Westafrika sind es gar vier Augen: je zwei hintereinander, zwei zum Sehen am Tage, zwei zum Sehen in der Nacht.

Dieses höhere Bewußtsein liefert nur wirklich reales geistiges Wissen, wenn es aus der „moralischen Phantasie", aus einem Durchschauen der kosmischen Moral und aus freiem Tätigen der Moral mit gewandelter seelischer Struktur heraus sich den Pforten der geistigen Welt nähert. Die dritte Schwester ist zwar ein Dreiäuglein, aber es entbehrt noch der rechten moralischen Gesinnung, und ohne die nützt alles übersinnliche Schauen nichts, weil das so Geschaute nicht die wahre geistige Welt, sondern Wesen der Trieb-, Leidenschaft- und Gier-, der Haß-, Lust- und Selbstsuchtsphäre sind, verzerrte Spiegelungen des eigenen noch unreifen und unreinen Innenseins. Dreiäuglein ist hier also das Bild der Zukunft, aber ein warnendes Mahnzeichen für die Menschenseele in dem Sinne jenes Wortes Rudolf

Steiners, daß jedem Schritte wahrer geistiger übersinnlicher Erkenntnis zwei Schritte moralischer Erkenntnis und Wandlung vorausgehen müssen.

Wie alle Märchen echter Märchenwesensart, so nimmt auch das vom Einäuglein, Zweiäuglein, Dreiäuglein einen glücklichen Ausgang, nicht nur, daß die gute Schwester ihren Ritter, ihr Schloß, ihren Reichtum bekommt, sondern auch die bösen ihre Verzeihung erhalten: „Zweiäuglein aber hieß sie willkommen und tat ihnen Gutes und pflegte sie, also daß die beiden von Herzen bereuten, was sie ihrer Schwester in der Jugend Böses angetan hatten.“ Moralische Wandlung setzt ein und mit ihr die Aussicht, daß, wenn es an der Zeit ist, wenn die Gegenwartsepoche durch jene der höheren, die geistige Welt bewußt und wach schauenden Erkenntnisart abgelöst wird, die moralische Seelenhaltung da sein wird, die zur irrtumfreien Erkenntnis notwendig ist.

So gesehen, erzählt Einäuglein, Zweiäuglein, Dreiäuglein von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschen, belehrt über ein wirkliches „Erkenne dich selbst“, weist der Seele den rechten Weg, ein echtes, rechtes Märchen für Kinder wie für Erwachsene, das aus der geistverbundenen Kinderzeit der Menschheit stammt und wieder hinführt zur Kindheit in dem richtigen Sinne des „Ihr sollt werden wie die Kinder“, d. h.: Ihr sollt wieder — zwar auf andere Art, aber doch: wieder — Kinder des Geistes werden, Euch als Geistgeborene fühlen, die geistige Welt schauen, aus, mit und zum Geiste hin Euer Leben führen.

SCHACH UND SCHICKSAL / SIEBEN SONETTE VON FRANZ FROMME

I.
DER KÖNIG.

Das Schicksal hat den Kampf uns so erkoren,
daß alles mit dem König steht und fällt:
So lange geht das Spiel, als er sich hält,
und wird er matt, so ist das Spiel verloren.

Gehört er zu den Weisen oder Toren?
Sein Weib hat größre Kraft. Er ist kein Held:
Er rückt, wo andre stürmen, nur ein Feld,
und kann nicht klirren mit des Springers Sporen.

Doch kann sein Fuß ihn allerseits hintragen:
Drum muß er seine schnellen Kavaliere
in diesem Staat als König überragen.

Und wenn er sich nicht scheut, selbst dreinzuschlagen,
und macht gerecht aus Bauern Offiziere,
kann er den harten Endkampf siegreich wagen.

II.
DIE KÖNIGIN.

Ich herrsche hier im Schach wie auch im Leben,
und halb nur ist das Spiel, wenn ich nicht bin.
Ich bin das Weib, ich bin die Königin:
Zerstören, was ich hasse, ist mein Streben.

Ich bin es, ich, vor der die Feinde beben:
Bald in des Turms, bald in des Läufers Sinn,
so fahr ich über alle Felder hin.
Des Springers Kunst nur ist mir nicht gegeben.

Wo ich den Gegner irgend kann verderben,
vermag ich alles besser als mein Mann,
ich werf ihm alle Feindesmacht in Scherben.

Und doch mißfällt, wenn ich im Kampf soll sterben,
das eine mir: Das Bauernblut darf dann,
mir ebenbürtig, um den König werben.

III.
DER TURM.

Ich bin der Turm, ich schütze Reihn und Ecken,
ein sturer Kerl, gerades Sinns und bieder.
Ich liebe freie Bahn, dann tret ich nieder,
was mir entgegenrückt an Feindesrecken.

Gehemmt durch unsres Heeres dichte Glieder,
stehn wir zu Anfang hilflos in Verstecken,
wird frei das Feld, sind wir des Feindes Schrecken,
dann hallt von unserm „Schach!“ das Schlachtfeld wider.

Gefährlich werden uns die Kavaliere,
die an des Königs Hofe Speichel lecken,
die schiefen Läufer und die Springertiere.

Am besten steht's, wenn wir zu zweit uns decken,
doch fang ich auch, mit offenem Visiere,
den Feind allein in seinen Bauernhecken.

IV.
DER LÄUFER.

Ich stehe an des Königs Hof in Gnade
und bin auch gut im Bunde mit den Bauern.
Ich weiß den plumpen Türmen aufzulauern,
geschmeidig ist mein Lauf und doch gerade.

Wenn ich zur Deckung rechts und links auslade,
kann unser Bauernschutz noch lange dauern,
doch sind durchbrochen diese dichten Mauern,
dann lauf ich meine langen, schmalen Pfade.

Bin ich verbündet mit der Königin,
dann brechen wir wohl in den Feindeshaufen
und rufen „matt!“, oft ohne langes Raufen.

Doch weh mir, wenn ich einsam übrig bin,
dann legt mein König sich zum Sterben hin,
dann kann ich nichts als fallen oder — laufen.

V.

DER SPRINGER.

Ich stamm aus einem turmgeschützten Schlosse,
doch wag ich gerne mich daraus hervor.
Ich brauche keine Brücke, brauch kein Tor,
mein Leben lang reit ich ja hoch zu Rosse.

Leicht überspring ich da der Bauern Gosse
und trabe munter durch der Feinde Korps,
vornweg und quer, zurück und wieder vor
spring ich und spiel dem Feinde manche Posse.

Kein andrer Ritter rühmt sich meiner Pfade.
Oft sind es zwei zugleich, auf die ich springe,
und einer fällt dann sicher meiner Klinge.

Dann find ich keinen Widerstand. Ich bringe
sogar, was keiner kann — daß Gott ihr gnade! —
die fremde Königin in meine Schlinge!

VI.

DIE BAUERN.

Bedächtig gehn wir, immer Schritt für Schritt,
gerade aus und schlagen nur zur Seiten.
Wir können nicht zurück, doch manchmal gleiten
schräg vor und hinter uns die Läufer mit.

Wer klug uns schart, der kann durch unsern Tritt
dem Feind gedrangen Untergang bereiten,
doch sind wir stets der Stand der Todgeweihten,
sobald man unsre Ordnung uns zerschnitt.

Wer von uns durchkommt, wird zum Herrn erweckt
und zeigt als Ritter, was im Bauern steckt.
Auch sonst sind wir's, die Rang und Grenzen hegen
und unser Leib ist's, der den König deckt:
Dem, der uns wahrt und spart, winkt Sieg und Segen,
wer uns verstößt und schindet, der verreckt.

VII.

ALLE ZUSAMMEN.

Solch eine Schachpartie ist bald vorbei
und schnell ist eine neue aufgestellt,
und mählich leert sich wieder Feld an Feld
und wieder: „Matt!" So spielt man zwei und drei.

Nicht viel mehr ist des Menschen Streberei.
Wie manchen gibt es, der als Bauer fällt,
als Feigling mancher, mancher auch als Held,
und mancher bricht sein Schicksal selbst entzwei.

So spielt des Menschen Leben kurze Zeit.
Auch eines Volkes Sein ist nicht viel mehr,
doch wer was taugt, nimmt teil an seinem Streit,
der läuferleicht und jener turmesschwer,
und alle sind dem Untergang geweiht!
Dem Eingang durch das Tor der Ewigkeit!